Geschichte
der
verschiedenen Völker
des Erdbodens,
deren
gottesdienstliche und bürgerliche Gebräuche, Ursprung der Religionen, Secten, Aberglauben, Sitten und Gewohnheiten enthaltend,
nebst
einer genauen geographischen Beschreibung der Kaiserthümer, Königreiche und freyen Staaten in allen vier Theilen der Welt,
aus dem französischen des
Herrn C. Dorville.
Vierter Band.

Hof und Leipzig,
bey Johann Gottlieb Bierling.
1776.

Geschichte
der verschiedenen Völker des Erdbodens,
deren
gottesdienstliche und bürgerliche Gebräuche,
Ursprung der Religionen, Secten, Aberglauben, Sitten und Gewohnheiten
enthaltend.

Von Egypten.

Erstes Hauptstück.

Geographische Beschreibung von Egypten.

Dieses weitläuftige Land von Africa ist ungefähr 200 Meilen lang, an einigen Orten 50 deren breit, und an andern sehr viel schmäler. Gegen Morgen gränzt es an das rothe Meer, und

die Meerenge Suez; gegen Mittag an Nubien; gegen Norden an das mittelländische Meer; und gegen Abend an die Barbarey. Der Nil fließt mitten durch das Land von Mittag gegen Mitternacht. Es ist dasselbe von zwo Reihen Gebürgen eingeschlossen, welche zwischen sich, neben dem Flusse, an einigen Orten nur so vielen Raum lassen, als eine Tagereise beträgt; am breitesten aber ist dieser Raum bey Alexandria und Damiata. Die Lage dieses Reichs, ist zwischen den 48. und 53. Grad der Länge, und 24. und 25. mitternächtiger Breite.

Die Alten waren nicht mit einander einig, zu was für einen Welttheile sie Egypten rechnen sollten; unsere neuen Erdbeschreiber aber sagen alle, daß es zu Africa gehöre. Vor dem, und auch noch gegenwärtig, theilte man es in das obere, mittlere und niedrige Egypten. Das obere begreift Thebaida, und gränzt an Ethiopien: die Türken nennen es Saide; das mittlere heissen sie Vostanie, und es erstreckt sich von Cairo bis Benusuef, welches auch Heptanome genennet wird, wegen der sieben verschiedenen Nomen oder Landschaften, in die sie ehedem eingetheilet wurde, und welche in den folgenden Zeiten, bis auf sechzehen vermehret wurden: endlich in das niedrige Egypten, heut zu Tage Bahri genennet, von den Griechen aber das Delta, wegen seiner dreyeckigten Figur. Dieser Theil erstreckt sich von Heptanome bis an das mittelländische Meer.

Das obere Egypten oder Thebaida, erstreckt sich von Siusien an dem Nil herunter, bis ans rothe Meer. Man theilt es in das obere und niedere

dere Thebaida: heut zu Tage ist diese Provinz von Egypten am wenigsten fruchtbar und bevölkert. Eben diejenige Stadt Theben, welche Homer über die allerschönsten Städte des Erdbodens erhebt, war ehedem die Hauptstadt dieses Landes, welches vermuthlich von ihr den Namen hat. Sie führte den Beynamen, Hecatompyle, weil sie 100 Thore hatte; und, in Betracht ihrer Schönheit und ausnehmenden Pracht, wurde sie auch Diospolis oder Sonnenstadt genennet. Wenn wir dem Pomponius Mela (B. 1. Kap. 9.) glauben, so war diese Stadt vermögend, wegen ihrer ausnehmenden Grösse und Bevölkerung, aus einem jedweden ihrer Thore zugleich 200 Streitwagen, nebst 10000 Mann Truppen, ausmarschiren zu lassen; es scheint aber diese Nachricht nicht ohne Grund übertrieben zu seyn. Was die grossen Reichthümer aber anbelangt, welche die Stadt Theben besaß, so darf man daran nicht zweifeln, denn alle alte Schriftsteller stimmen damit einhellig überein, daß, nachdem diese Stadt von der Armee des Cambyses ausgeplündert war, man in derselben noch 300 Talente Gold, und zweytausend dreyhundert Talente Silber, gefunden habe. Die Trümmer dieser berühmten Stadt, nehmen einen Raum von mehr als drey Quadrat Meilen ein, und erstrecken sich bis an ein schlechtes Dorf, Namens Carnac. Die neue Stadt Luxor ist zwar auf einen kleinen Theil der Stelle des ehmaligen Thebens gebauet, sie ist aber mit derselben ganz und gar nicht zu vergleichen. Die neugierigen Reisenden, welche den Schutt des ehemaligen Thebens besehen, welche, wie man glaubt, von dem Osiris oder vielmehr Busiris, dem ersten

dieses Namens, gebauet seyn soll, finden sehr traurige aber doch prächtige Ueberbleibsel eines vor Zeiten herrlichen Schlosses, welches einen Theil derselben ausgemacht hat. Vier grosse Gänge, welche mit Sphingen besetzt sind, waren die Zugänge zu eben so vielen bedeckten Gängen von einer ausnehmenden Höhe. Ein Saal, welcher auf hundert und zwanzig Säulen ruhet, war ohne Zweifel die Mitte dieses Gebäudes, welches vermuthlich der Tempel des Memnons gewesen ist; von dessen Bildsäule alle alte Schriftsteller behaupten, daß sie einen deutlichen Wohlklang von sich gegeben habe, so bald des Morgens früh die ersten Sonnenstrahlen darauf geschienen hätten.

Theben ist noch heut zu Tage wegen derjenigen Grotten berühmt, in welchen vor Zeiten, wie man versichert, unsere ersten Einsiedler gewohnt haben sollen, dieses sind Höhlen, welche durch die Kunst in Felsen gemacht, und eine mittelmäßige Strecke von einander entfernet sind; die Gegend aber, wo diese Höhlen bemerket werden, erstreckt sich auf 15 bis 20 Meilen. Die herausgenommenen Steine haben, so zu sagen, gewisse grosse und dunkle Zimmer gelassen, die aber sehr niedrig sind, und keinen ordentlichen Zusammenhang oder Bauart haben. Die Gewölber derselben, sind an verschiedenen Orten von Pfeilern unterstützt, welche die Arbeitsleute, zu eben dem Ende von den Felsen haben stehen lassen, damit diese Gewölber nicht zusammen fallen möchten. Weil nun diese Steinhöhlen in einem Gebürge gemacht sind, dem Nil gegen Morgen, und die Lage mit eben der überein kommet, welche Herodotus angiebt,

angiebt, wenn er berichtet, daß der König Cleopas 100000 Menschen 10 Jahr lang gebraucht habe, diejenigen Steinbrüche auszuarbeiten, die in dem Gebürge an dem Nilflusse gemacht sind, die Steine daraus über den Fluß zu bringen, und noch 10 andere Jahre, eine Pyramide aufzuführen; so ist wohl kein Zweifel, daß diese Grotten, ursprünglich nichts anders als Steingruben gewesen sind. An verschiedenen Orten trift man in denenselben Löcher an, welche 6 Fuß lang, 2 deren breit, in den dichten Felsen gearbeitet sind, und vielleicht zu Todtengräbern gedienet haben. Auch bemerket man in denenselben kleine in die Gewölber gemachte Zellen, deren Eingänge und Fenster nicht über einen Fuß ins Gevierte haben. Vermuthlich sind diese diejenigen Oerter gewesen, wo sich die frommen Einsiedler aufgehalten und ihr Leben beschlossen haben.

Memphis.

Memphis war ehedem die Hauptstadt des mittlern Egypten, welches die Hebräer Moph, die Egyptier aber Menuf oder Migdol nennen. Sie ist lange berühmt gewesen; Nebucadnezar aber richtete sie ganz und gar zu Grunde. Sie muß nachher wieder aufgebauet seyn, weil sie zur Zeit des Strabo groß, reich, bevölkert, und, nächst Alexandrien, die vornehmste Stadt in Egypten gewesen ist. Unter den vorzüglichen Gebäuden, welche eine Pracht dieser Stadt waren, befand sich der berühmte Tempel des Serapis, in welchen durchaus kein Fremder kommen durfte, ja so gar nicht einmahl die Priester desselben an alle Oerter, ausser, wenn der Ochse Apis begra-

ben war. Heut zu Tage siehet man gar nichts mehr von dieser Stadt; sondern man bemerket nur noch ein sehr mittelmäßiges Dorf auf dem Ufer an der Abendseite des Nils gegen Cairo über, wo die Stadt ehedem gestanden hat; welches aber auf keine Weise von dem ehemaligen Glanze derselben zeugen kann. Mitten in dem Flusse, zwischen Cairo und diesem Dorfe, liegt die kleine Insel Rodda, wo Moses von seiner Mutter, wie man vorgiebt, soll ausgesetzt, und von der Prinzeßin des Pharao erhalten worden seyn.

Cairo.

Cairo ist nicht nur die Hauptstadt des mittlern Egypten, sondern des ganzen Königreichs überhaupt. Sie bestehet aus 3 Städten, und eine jedwede derselben ist ohngefehr eine Meile groß. Dieser Ort ist das alte Cairo; eigentlich aber heißt Cairo derjenige Haven, den die Einwohner Bulac nennen. Das alte Cairo ist auf eben den Ort gebauet, wo ehedem die alte Stadt Babylon an den Nil gestanden hat, die von einigen aus Babylon an den Euphrat Geflüchteten angelegt worden, und den Namen von dieser ihrer ersten Vaterstadt erhalten hat. So wie nun die Liebe viele Städte zu Grunde gerichtet, so hat hingegen das neue Cairo seinen Ursprung eben dieser unordentlichen Neigung zu verdanken. Eine gewisse Königin von ausnehmender Schönheit, regierte, wie man sagt, einige Jahrhunderte vorher in Egypten: ein afrieanischer Fürst verliebte sich in selbige bis zum Sterben, that ihr den Vorschlag, sich mit ihr zu vermählen, und ihre beyderseitigen Staaten mit einander zu vereinigen. Weil er nun abschlägliche Antwort

wort erhielt, so brachte er eine starke Armee auf die Beine, und nahm die Prinzeßin so wohl als ihr Königreich mit Gewalt. Als nun dieser Herr haben wollte, daß die Prinzen in den Städten gefangen seyn sollten, so ließ er diejenige Ebene, wo seine Armee stund, mit Mauern einschliessen, worauf denn gar bald der gemeine Mann Palläste und andere Gebäude errichtete, die in diesen Zwinger stunden, und neben der alten Stadt eine neue ausmachten, welche El-cahera oder die Siegreiche, genennet wurde: woraus hernach der Name Cairo entstanden ist. Es mag übrigens diese besondere Nachricht wahr seyn oder nicht, so ist doch so viel gewiß, daß dieses neue Cairo von den Caliphen oder Fürsten Möez, im Jahre Christi 971. erbauet worden ist.

Die Häuser in Cairo sind, was das Aeusserliche betrift, sehr mittelmäßig, inwendig aber sehr bequem und mit prächtigen Geräthen versehen: man zehlt in derselben 150 Moscheen. Mitten in der Stadt liegt ein Teich, wenigstens 500 Schritte breit: 8 Monate im Jahre ist er voll Wasser, so, daß man mit Fahrzeugen darauf spatzieren fährt; die folgenden 4 Monate aber ein sehr angenehmer Garten. Das Schloß liegt ausserhalb der Stadt auf einem Berge, ist sehr alt und merkwürdig. Man gehet auf dasselbe eine Treppe hinauf, die in den Felsen gehauen, dessen Hang aber so mäßig ist, daß Pferde und Cameele, wenn sie beladen sind, gar bequem hinauf gehen können. Saladin hat diesen festen Platz an dem Orte angelegt, wo ehedem Babylon gestanden hat; die Wasserleitung, durch welche das Wasser aus dem Nil auf das Schloß gebracht wird, bestehet aus 300

Bögen, und ist ebenfalls ein Werk desselben. Auf diesem Schlosse bemerkt man einen Brunnen von ganz besonderer Bauart, welchen man den Josephsbrunnen nennet: entweder aus der Ursache, weil die Egyptier, alles das, was in ihrem Lande merkwürdig ist, diesem grossen Manne zuschreiben, oder auch, weil sie solches würklich vermöge einer Tradition wissen, daß er dieses wichtige Werk vollführet habe. Der Brunn ist übrigens sehr tief und in einen lebendigen Felsen gehauen: er hat zween Absätze; bis zu dem Hälter des erstern gehet man eine Treppe herunter die 8 Fuß breit ist und 120 Stuffen hat, deren Hang aber ziemlich unmerklich ist, so, daß die Ochsen, welche gebraucht werden, das Wasser aus den untern Brunnen zu ziehen, leicht zu dessen Fläche gelangen können. Dieses Wasser kommt vielleicht aus der einzigen Quelle, die in dem ganzen Lande bekannt ist. Die Ochsen aber müssen ein Rad unaufhörlich in Bewegung setzen, an dessen Welle ein Seil mit verschiedenen Eimern befestiget ist. So wie nun das Wasser auf diese Art aus dem untern Brunnen gezogen wird, so ergießt es sich durch eine enge Röhre in den Hälter des zweyten Brunnens; aus welchem es nachher auf eben die Art ferner in die Höhe gebracht und durch verschiedene Rinnen in diese und jene Oerter des Schlosses geleitet wird. Man zeiget auch in Cairo die Kornmagazine des Josephs. Dieses sind grosse viereckigte Höfe, die ganz und gar offen sind, wo das Getraide bloß auf die Art soll aufbehalten worden seyn, daß man es mit Stroh bedecket hat. Es sind aber so wenig die Brunnen, als die Kornmagazine ein Werk des Josephs, sondern die Egyptier haben sie wahrscheinlich

scheinlicher Weise einem Bassen zu verdanken, welcher Joseph geheissen hat.

Von den Pyramiden.

Das mittlere Egypten begreift fast alles dasjenige, was in Egypten bewundernswürdig ist. Ohngefähr 9 Meilen von Cairo, trifft man diejenigen berühmten Pyramiden an, welche ohne Zweifel schon über 3000 Jahr alt sind, und wegen ihrer ausnehmenden Dauerhaftigkeit, nicht nur viele Jahrhunderte, sondern ganze Völker am Alter übertreffen. Niemals ist ein ausschweifendes Unternehmen von längerer Dauer gewesen, als der Bau der Pyramiden. Man behauptet einhellig, daß diese schweren Gebäude zu dem Ende aufgeführet worden wären, damit sie zu Grabmählen derjenigen haben dienen sollen, die sie haben erbauen lassen; und das, wodurch dieses ausser Streit gesetzet wird, ist das Grab, welches man noch heut zu Tage in der grösten dieser Pyramiden antrifft. Plinius bemühet sich, die Ursache zu entdecken, weswegen die egyptischen Könige diese Gebäude haben aufführen lassen; und er setzt dieselbe so wohl in ihrem Stolze, als einer Nothwendigkeit, ihre Unterthanen in beständiger Arbeit zu erhalten, damit sie sich nicht über ihre strenge Regierung empören möchten. Was für ein betrübtes Mittel! Unterthanen mit ihrem Herrn durch heilsame Gesetze und die gemeinschaftliche Wohlfarth zu verbinden, welche durch die Beobachtung eben dieser Gesetze erhalten wird, ist ohnstreitig ein viel sicherer Weg, auf welchen man zur allgemeinen Ruhe gelangen kann.

Vielmehr

Vielmehr hat wohl ein viel wichtigerer Beweggungsgrund die egyptischen Könige zu diesem Unternehmen veranlasset. Denn vermöge ihrer Religion glaubten sie, daß die Seele so lange mit dem Körper verbunden bliebe, als dieser noch ganz und unzertrennet sey: welcher Grund allein vermögend gewesen ist, nicht nur die Balsamirung ihrer Leichname zu erfinden, sondern auch den Bau dieser berühmten Grabmähler: durch welche eitlen Vorkehrungen sie glaubten, daß ihre Seelen nicht so bald von dem Körper getrennet und in einen andern wandern würden. Aus diesem Grunde liessen sich also die Könige Pyramiden bauen, die gemeinen Leute aber gruben sich Keller zu ihren Gräbern, von welchen man zu verschiedenen Zeiten immer noch welche gefunden hat, wo die so genannten Mumien liegen.

Den Ort, wo man noch heut zu Tage diese Pyramiden antrift, betrachtet man als den Kirchhof von Memphis: alle haben eine Oeffnung, durch welche man in einen niedrigen und sehr langen Gang kommt, der zu einer Art von Kammer führt, wo man die Leiche desjenigen hinsetzte, für welchen die Pyramide gebauet war. Die drey grossen stehen an der vordern Seite kleinerer aufgeführt, und zwar auf einen ebenen Felsen, welcher mit weissem Sande bedecket ist. Inwendig bemerkt man tiefe viereckigte durch den Felsen gehauene Brunnen, wie auch eben dergleichen in den Grotten, welche rund um die Pyramiden her gemacht sind, und zu Erbbegräbnissen dieneten.

Die grosse Pyramide stehet oben auf einen Felsen, in einer sandigten Wüste von Africa, ohngefähr

eine

eine viertel Meile von den egyptischen Ebenen. Dieser Fels ist etwan 100 Fuß höher, als das platte Land, mäßig abhängig, so, daß man leicht hinauf gehen kann, und seine Gestalt dienet gar sehr, die Pracht desjenigen dauerhaften Gebäudes zu vermehren, welches er unterstützet. Dieses Gebäude ist unten viereckigt, mit Stuffen gebauet, und gehet oben beständig spitziger zu. Die Steine darzu sind von ausnehmender Grösse; die kleinsten derselben von 30 Fuß und mit vieler Kunst gearbeitet. Der Herr Chazelles von der Pariser Academie der Wissenschaften, welcher im Jahr 1593. diese Pyramide gemessen hat, fand die unterste Breite derselben, welche die Seite eines Quadrats ist, 110 halbe Ruthen, mithin den Inhalt der Grundfläche zwölf tausend und hundert halbe Quadrat Ruthen: die perpendicular Höhe sieben und siebzig und dreyviertel solcher Ruthen und den körperlichen Inhalt dreyhundert dreyzehentausend fünfhundert und neunzig dieser halben Cubicruthen. Die Seite aber ist ein gleichseitiges Dreyeck.

In diese Pyramide gehet man durch ein Loch welches 16 Stuffen hoch, an der Nordseite, in derselben gelassen ist. Unstreitig aber ist dieses der wahre Eingang nicht gewesen, weil derjenige Weg oder Gang, durch welchen man gehen muß, wenn man zu derjenigen Kammer gelangen will, welche zu den Aufenthalte des Leichnams bestimmet gewesen seyn soll, weder breit noch bequem genug ist, als daß er zu diesen Ende hätte gemacht seyn können. Mithin hat man mehr Ursache, mit dem Strabo zu glauben, daß oben auf der Pyramide

ein

ein Stein gewesen sey, welcher vermittelst einer Maschine leicht gehoben werden, und durch dessen Oefnung man gerade unterwärts zu dem Begräbnisse habe gelangen können. Man hat auch wirklich eine Treppe entdeckt, welche sich an der Hauptkammer endiget, in welcher man ein leeres in einen einzigen Stein gehauenes Grab gefunden, welcher Stein, wenn man daran geschlagen, einen Klang, wie eine Glocke von sich gegeben hat. Die Breite dieses Grabes ist 3 Fuß und 1 Zoll, seine Höhe 3 Fuß und 4 Zoll, und die Länge 7 Schuh und 2 Zoll. Der Stein ist 5 Zoll dick, sehr hart, geschliffen und eine Art des Porphyr. Von einem Deckel hat man nichts gemerket; vielleicht hat nie einer dazu gehöret, und der, für welchen dieses Grabmahl bestimmet gewesen, ist niemalen hineingelegt. Denn die alten egyptischen Könige waren ihren Unterthanen verhaßt, und nach ihren Tode in der betrübten Nothwendigkeit, den Befehl zu ertheilen, daß man ihre Leichname heimlich begrübe, um sie vor den Muthwillen des unterdrückten Volks zu retten, welches bey den Lebzeiten ihrer tyrannischen Regenten, beständig für Furcht zitterte, und mithin sich ein Vergnügen daraus gemacht hätte, die erblaßten Leichname der Urheber ihres Unglücks zu zerreissen, nachdem ihre Hände mit neuen Ketten der Knechtschaft gefesselt waren.

Diodor glaubt, Chemmis sey der Erbauer dieser Pyramide gewesen; er sagt aber nicht, daß er in derselben begraben sey.

Vor diesen dreyen Hauptpyramiden bemerkt man noch die Spuren einiger viereckigter Gebäude,

welche,

welche, wie man zu glauben Ursache hat, lauter Götzentempel gewesen sind. Am Ende des geglaubten Tempels der 2ten Pyramide, ist ein Loch, durch welches man in den Bauch des Götzenbildes heruntersteigt. Die Araber nennen es Abut-hul, oder die Vater Säule, oder Bild; und Plinius heißt es Sphinx, und behauptet, es wäre das Grab des Königes Amasis. Es hat auch dieses Sphinx ein Gewölbe unter der Erde, welches so breit ist, daß es mit der Höhe des Kopfes ein gehöriges Verhältniß hat, und in welchem schon eine Leiche hat liegen können. Dieses Grabmahl ist in einen lebendigen Felsen gehauen, und von denselben niemals getrennet. Es stellet einen Weiberkopf mit seinen Halse und Brust vor, und hat eine ungemeine Grösse, denn es ist 26 Fuß hoch, und 16 deren von dem Ohre bis an den Kinn, ein anderes Loch, welches sich oben auf dem Kopfe befindet, ist vielleicht denen Priestern sehr behülflich gewesen, das gemeine Volk, durch betrügliche göttliche Aussprüche zu täuschen.

Von dem See Möris.

Dieser See, welcher an der Abendseite des Nil liegt, ist ein Werk des berühmten Königes Möris, der ihn zu dem Ende hat anlegen lassen, der ungleichen Ueberschwemmung des Nilflusses abzuhelfen. Unter allen Bewunderungswürdigkeiten Egyptens ist diese die einzige, welche, ihres Nutzens wegen, gelobt zu werden verdient. Der leichtgläubige Herodotus, Diodorus von Sicilien und nach ihnen der berühmte Bossuet, behaupten, dieser See habe 180 Meilen im Umfange gehabt. Pom-

ponius

ponius Mela aber, welcher ohnstreitig besser von der Sache unterrichtet ist, wie auch die neuern Reisenden, die ihn gesehen haben, behaupten, er habe nur 20000 Schritte im Umfange, welches ohngefähr 10 bis 12 französische Meilen beträgt.

Zwo Pyramiden, welche eine sehr grosse Bildsäule auf einem Throne tragen, die alle beyde, wie man sagt, den König Möris und seine Gemahlin vorstellen, ragten 300 Fuß hoch über das Wasser hervor und reichten eben so weit unter dasselbe auf den Grund: welches denn beweiset, daß dieser See durch die Kunst gemacht, und nicht eher voll Wasser gelassen sey, als nachdem diese Bildsäulen sind entrichtet worden. Das Wasser wurde aus dem Nilflusse durch einen 50 Fuß breiten und 4 Meilen langen Canal in diesen See geleitet, dessen Gemeinschaft mit dem Flusse auf die Weise erhalten und verhindert wurde, wenn man einige kostbare Schleussen entweder öffnete oder verschloß. Wenn sich nun das Wasser aus dem Nil zu häufig ergoß, so wurde solches zum Theil in diesen See gelassen. War aber die Ueberschwemmung zu niedrig, so daß man Mißwachs besorgte, so ließ man aus diesen grossen Hälter so viel Wasser als hinreichend war, das Land zu überschwemmen. Strabo merkt an, daß zu seiner Zeit, wenn die Ergiessung des Flusses 12 Fuß hoch gewesen, ein fruchtbares Jahr erfolget sey; habe man aber die Höhe des Wassers nur 8 Schuhe hoch gemerket, so sey doch deswegen noch keine Theurung geworden; unstreitig aus der Ursache nicht, weil man den Mangel der Ueberschwemmung durch das Wasser aus dem See ersetzet hat.

Mitten in diesem besondern Wasserhälter haben die Könige in Egypten ein prächtiges Schloß bauen lassen, wo die vornehmsten Herren bey Hofe, nachdem sie die Erlaubniß erhalten, gleichfalls eine grosse Menge schöner Gebäude zu errichten, welche mit den Tempeln, Obelisken, und andern Denkmählern zusammen gebauet waren, mithin aus diesem Orte ein neues Memphis mitten in dem Wasser gemacht haben, welches zwar nicht so groß, aber doch viel prächtiger war, als das erste, dessen Trümmer man noch bemerket, wenn das Wasser 5 bis 6 Fuß niedrig stehet.

Uebrigens hat dieser See seinen Namen des Meeres verändert, und den Namen des Caron angenommen, welcher ein sehr geiziger und wahrhafter Alleinhändler war, der verschiedene Fahrzeuge hatte erbauen lassen, die Baris genennet wurden, in welchen er die Todten aus Memphis über den Nil fuhr. Dieser Caron war einsmals so kühn, daß er so gar das Fährgeld, welches ihm doch ohne Erlaubniß war gestattet worden, vor die Leiche eines königlichen Prinzen forderte. Da er nun dieserwegen vor den König geführet wurde, so wuste er sich so wohl zu verantworten, daß er nicht nur das Fährgeld, welches er vor den Kronerben forderte, erhielt, sondern dasselbige auch inskünftige von allen und jedweden nehmen durfte. Auf dieser historischen Wahrheit oder Unwahrheit beruhet die ganze Fabel von dem Fährmanne, welcher die Todten über den Fluß Achaxon hat bringen müssen, und den die Fabellehrer zu einem Sohne des Ereb und der Nacht und zu einen Bruder des Chaos machen. Es ist bekannt, daß

man ihm einen Pfennig zum Fährgelde bestimmet habe, und dieses Stück Geld, welches man den Todten in den Mund steckte, Naulum genennet wurde. Die Griechen haben nachher einen besondern Fährgott von Memphis gemacht: dieser strenge Schiffer stieg nicht eher in seinen Kahn, als bis diejenigen, die er hinüber bringen sollte, ein ehrliches Begräbniß erhalten hatten; die andern musten hundert Jahre an dem Ufer des Acharon herum irren. Eben dieser Gott verfuhr gleich den würklichen Caron, und nahm keine Seele am Bord, als diejenige, welche mit dem Fährgelde versehen war. Die Mumien, welche man unter dem Sande in Egypten findet, haben auch alle ein Stück Geld in dem Munde.

Die Fischerey auf dem See Möris, war sehr reichlich, und wie man versichert, zu Anfange des Monats Februar, welches diejenige Zeit war, da gemeiniglich die Schleusen geöffnet wurden, bis zu Ende eben dieses Monates, erlaubt. Es ist dieselbe, wie man versichert, hinreichend gewesen, die Einwohner von Memphis zu ernähren; wenn sie auch um dreyviertel von dem Landvolke vermehret worden sind, welches gemeiniglich in die Stadt kam, an den Lustbarkeiten Theil zu nehmen, die um diese Zeit daselbst gehalten wurden. Ein Theil der Einkünfte dieser Fischerey war zu den Tafelgeldern der Königin bestimmt.

Von dem Labyrinthe.

Die Historie meldet uns so wenig, von wem, als zu welcher Zeit das Labyrinth erbauet worden sey. Allenfalls könnte man glauben, es sey ein Werk des

Königs

Königs Möris. Pomponius Mela aber schreibt es dem Psammetichus zu. Herodotus aber sagt: es habe seine Vollkommenheit 12 Königen zu verdanken, welche mit einander regieret, Egypten in eben so viele kleinere Reiche getheilet, und ein jeglicher derselben den 12. Theil dieses Werks, zu vollführen, übernommen hätte. Dieses berühmte Denkmahl des egyptischen Fleisses lag ein wenig oberhalb des See Möris, nicht weit von Arsinoe, welche auch Crocodillenstadt genennet wird. Zwischen einer einzigen Ringmauer dieses prächtigen Gebäudes lagen 12 Palläste, die in funfzehenhundert helle Kammern und in eben so viele unterirrdische eingetheilet waren. Das Gebäude war ganz und gar von Steinen und mit Marmor bekleidet. Man gieng in dasselbe durch eine einzige Oefnung, und am Ende des Ganges herunterwärts, waren inwendig eine so ungeheure Menge von Gängen gemacht, deren einer immer in den andern lief, daß derjenige, welcher nicht etwan den Faden einer Ariadne hatte, den rechten Eingang wieder zu finden, fast jederzeit wieder an den Ort gerieth, wo er hergekommen war, ohne, daß er sich aus dieser Verwirrung entwickeln konnte. Die obern Zimmer wurden von den Königen bewohnet, nachher aber von den Abgeordneten der verschiedenen egyptischen Provinzen, welche sich hier öfters versammelten, um die wichtigsten Angelegenheiten des Volks zu betreiben. Die unterirrdischen Kammern dieneten zu königlichen Gräbern, wie auch, welches man kaum glauben sollte, zu Gräbern der heiligen Crocodille und anderer Thiere, welche den egyptischen Götzen geweyhet waren. In diese finstern und heiligen Wohnungen durfte niemand bey

Lebensstrafe kommen. Ob nun dieses Labyrinth gleich ein sehr groser Tempel war, in welchem alle Gottheiten des Reichs ihre besondern Capellen hatten, die mit ihren Bildsäulen gezieret waren; so war doch dieser berühmte Götzentempel vornehmlich der Sonne, als der vornehmsten Gottheit der Egyptier, gewidmet. Die Zeit und die Araber haben dieses kostbare Ueberbleibsel des Alterthums zerstöhret, und vielleicht ist auch dasjenige nicht einmal mehr übrig, was der Reisebeschreiber Paul Lucas, zu Anfange dieses Jahrhunderts, davon gesehen hat.

Zweytes Hauptstück.

Kurze Geschichte der Egyptier.

Der Zweck dieses Werks ist nicht, die dunkeln Quellen des Alterthums zu durchwühlen, um den Ursprung der Völker zu entdecken. Eben so wenig machen wir uns anheischig, die Schwürigkeiten der Zeitrechnung zu heben; nicht zu gedenken, daß es sehr unnöthig seyn würde, wenn wir uns bemühen wollten, die Zeitrechnung der egyptischen Könige aufzuklären, aus deren Verwirrung sich die berühmtesten Schriftsteller nicht haben wickeln können. Mithin ist es zu unserer Absicht hinreichend, wenn wir alles dasjenige nur zusammen nehmen, was eine Beziehung auf die Gesetze, Gewohnheiten, gottesdienstliche, abergläubische und bürgerlichen Gebräuche hat, wovon wir zu reden haben. Indem wir aber eine kurze Geschichte der

Könige beybringen, so muß man diese nur als eine Einleitung zu den verschiedenen Materien ansehen, welche wir gerne abhandeln möchten.

Unter allen alten Völkern des Erdbodens haben sich die Egyptier am allermeisten bemühet, ihren Ursprung recht sehr weit hinaus zu setzen. Ihre stolzen Pfaffen, welche alle ersinnliche Mittel zur Hand nahmen, auch noch diejenige Ehrfurcht zu vermehren, welche man gegen ihr geistliches Amt hatte, sagten dem Volke von weiter nichts, als daß sie solches nur mit einem prächtigen Gottesdienst äfften. Je mehr Ansehen sie nun erlangeten, desto mehr bemüheten sie sich, das Volk in seiner Unwissenheit zu lassen; welches sonst das schwere Joch leichte hätte abwerfen können, wenn es von sich hätte glauben können, daß es eben so viel Erkenntniß besässe, als seine Lehrer. Diesen war auch daran gelegen, die egyptische Theologie und alle nützliche und nöthige Erkenntniß in einem recht dicken Schleyer einzuhüllen, und niemanden von ihren Geheimnissen etwas zu offenbahren, als einer kleinen auserlesenen Anzahl ihrer Schüler, von deren Verschwiegenheit sie durch sehr lange und strenge Proben überzeugt worden waren. Weil sie nun durch diese Mittel beständig die Besitzer ihrer Geheimnisse blieben; so führten sie auch ihre tyrannische Regierung immer fort.

Die Egyptier hatten viele Jahrhunderte vorher, ehe sie noch von einer Art des Schreibens etwas wusten, Wissenschaften, Künste, und eine Regierungsform. Die Begebenheiten kamen nach und nach durch mündlichen Unterricht von einem zu den andern;

dern; nach einer langen Reihe von Jahren aber, gediehen dieselben nur durch Figuren, und die mit den abgeschmacktesten und allerdunkelsten Fabeln verbunden waren, auf die Nachkommen: aus welcher Ungemächlichkeit hernach die hieroglyphische Art sich auszudrücken, entstanden ist. Anfänglich brauchte man diese Bilder, die Gesetze aufrecht zu erhalten, dem Volke die Verordnungen bekannt zu machen, die historischen Begebenheiten vor der Vergessenheit zu retten, und so gar allerley moralische Sprüche wieder ins Gedächtniß zu führen. Die berühmte Ueberschrift des Tempels der Minerva zu Sais war von dieser Art. Man sahe nehmlich ein Kind, einen Greis, Falken, Fisch und ein Seepferd, welche mit einander diese nützliche Lehre zu Gemüthe führen sollten: „Ihr alle, die ihr in die Welt tre„tet, und wieder heraus gehet, sollet wissen, daß „die Götter die Gottlosigkeit hassen." Diese hieroglyphische Schrift oder Abbildung, welche in dem Vorhofe des Tempels stund, wurde von jederman gelesen und verstanden. Man bediente sich auch bey allen Vorfällen der hieroglyphischen Vorstellungen; weil aber durch die Länge der Zeit, die Begebenheiten, Nahmen, Personen, und Zeitpunkte, welche durch nichts unterschieden waren, unvermerkt mit einander vermenget wurden; so gerieth man in eine noch viel grössere Dunkelheit, als diejenige war, welcher man sich, vermittelst dieser nützlichen Erfindung, entziehen wolte. Dieses ist so wahr, daß selbst die Egyptier, zur Zeit des Herodotus, ihre hieroglyphischen Schriften nicht mehr erklären konnten, welche sehr häufig an ihren Pyramiden stun-

den.

den. Selbst die Priester verlohren nach Ueberschwemmungen, andern Landplagen, Kriegen und dergleichen Vorfällen, welche Egypten sehr oft verwüstet haben, die wahre Bedeutung dieser figürlichen Zeichen, und setzten an die Stelle der Wahrheit, die sie nicht mehr kannten, ihre eigennützigen Träume. Dieser Betrug erhielt sie noch immer in ihren vorigen Ehren. Man kam aus der ganzen bekannten Welt, sie um Rath zu fragen, aus Egypten Weisheit zu hohlen; und aus diesem Grunde regierten diese Männer so despotisch, nicht nur über ihre Mitbürger, sondern über die auswärtigen zugleich, denen sie in der Auslegung ihrer hieroglyphischen Figuren, alles dasjenige aufbanden, was der Ehre ihres Volkes überhaupt, und der ihrigen insbesondere, zuträglich war. Wenn unter denen, welchen sie sich zuweilen genöthiget sahen, ihre Geheimnisse mitzutheilen, welche waren, die einen Abscheu an Lügen und Windmachen hatten, so verstunden sie das geheime Mittel, sie entweder zu bestechen, und auf ihre Seite zu ziehen, oder sie begegneten ihnen in ihren Probejahren so hart, daß sie sich genöthiget sahen, ihr Vaterland zu verlassen. Auf diese Weise behielten die Pfaffen ihr Geheimniß ganz sicher für sich allein. Ueberdieses hatten sie eine Lehre für das gemeine Volk, und noch eine andere für ihre angehenden Priester: in welchem Zustande die Sachen so lange blieben, bis endlich die Kunst zu schreiben entdeckt wurde. Nun verließ man die symbolischen Figuren, welche die Sachen vorstellten, deren Deutung aber öfters mit unübersteiglichen Schwürigkeiten verbunden war, und erwählte

das Schreiben, welches ein deutlicher Ausdruck der Rede war. Wodurch aber den Pfaffen der Muth noch nicht entfiel: sondern sie machten aus den hieroglyphischen Ausdrücken und Figuren, eine geheime Sprache, zu welcher sie sich allein den Schlüssel vorbehielten. Ihre vielfältigen Unterredungen mit den griechischen Weltweisen, erleichterten ihnen die Mittel, sich die Entdeckungen dieser berühmten Männer zuzueignen, und die Weltweisen waren bemühet, ihre Lehrbegriffe dadurch in Aufnahme zu bringen, in dem sie sich des Ansehens der egyptischen Priester bedienten. Eben daher entstund die genaue Verwandschaft oder Verbindung, welche man zwischen den Göttern der Griechen und Egyptier bemerket, oder genauer zu reden, die unauflößliche Verwirrung in diesem Theile der heidnischen Geschichte.

Ohngefähr in eben solchen Umständen, und nach dem die Egyptier ihre Götterlehre mit einer Menge von ausschweifenden Vorstellungen, der Griechen, Juden, und Morgenländer angefüllet hatten, fieng man an, die alten Bücher zu verwerfen, um einen neuen Lehrbegriff mit heiligen Zeichen zu schreiben, welchen die Priester nur allein zu verstehen, sich vorbehielten. Um eben diese Zeit machten Sanchoniaton, Manethon, Asclepides, und einige andere, ihre Werke bekannt. Was konnte man aber diesen Schriftstellern glauben, welche von einer Sache schrieben, die weder sie, noch jemand verstund? was wir also von dem ersten unter ihnen haben, kommt nicht mehr in Betracht: und wenn wir dem Eusebius glauben, so ist der Verlust des Werks von Manethon ebenfalls nicht sehr zu bedauren.

Mithin

Mithin wäre es eine sehr unnöthige Bemühung, wenn man in den fabelhaften Ueberbleibseln des egyptischen Alterthums mit vieler Mühe suchen wollte, die Geschlechtsregister der Götter, Halbgötter oder Helden zu entdecken, welche nach dem Diodor (B. 1. S. 41.) nach und nach Egypten, seit einem Zeitlaufe, von mehr als 20000 Jahren, regieret haben. Auf diese Regenten, deren ehemahliges Daseyn nicht einmal verdienet, gemuthmasset zu werden, sind endlich die sterblichen Könige gefolget, und der egyptische Manethon als Großvater und Bewahrer der heiligen Archive, hat uns 30 Geschlechter hinterlassen, welche mit einander länger als 5300 Jahre, bis auf die Regierung des Alexander, regieret haben. Woraus denn eine augenscheinliche Unwahrheit erhellet; wo man nicht annimmt, daß diese Könige nicht auf einander gefolget sind, sondern zu gleicher Zeit in verschiedenen Provinzen, in welche Egypten eingetheilet wird, zu diesen ersten Zeiten gelebt haben.

Menes soll, nach dem Zeugniß aller historischen Schriftsteller, welche nicht in das fabelhafte verfallen, der erste König in Egypten gewesen seyn. Sie glauben auch mit einigem Grunde, er sey Mizraim der Sohn des Cham, zweyten Sohnes des Noa, gewesen. Nachdem Cham das thörichte Unternehmen des babylonischen Thurmbaues fahren lassen, so hat er sich nach Africa gewendet; wo es denn leicht gewesen ist, daß man ihn unter dem Nahmen des Hammon in den folgenden Zeiten angebetet hat. Mizraim oder Menes sein Sohn ist nach ihm das Haupt einer Colonie geworden, welche der Vater in dem Lande errichtet hat. Man sagt von ihm, er habe dem Nil

einen andern Lauf gegeben, den Grund zu der alten Stadt Memphis an eben dem Orte gelegt, wo der Fluß vorher durchgegangen sey, und zuerst so wohl den Götzendienst als die gottesdienstlichen Gebräuche eingeführet.

Von den vier Söhnen dieses Menes, welche nach seinem Tode das Reich unter sich getheilet haben, noch von ihren Nachkommen, (deren Regierungen nicht sonderlich bekannt sind, und zu unnützen Zänkereyen und Verwirrungen in der egyptischen Geschichte Anlaß gegeben haben,) wollen wir nicht reden; sondern es ist genug, wenn man weis, daß dieses Hauß den Thron ohngefähr 1400 Jahr besessen hat. Einer von diesen Königen ist der berühmte Thot oder Mercur, welchen die Egyptier für den Erfinder der geistlichen und weltlichen Schreibart, Geometrie und Sterndeuterey halten. Busiris, einer von diesen Königen bauete Theben, wo er seine Residenz aufschlug. Osymandias bestritte lange nachher die Bactrianer mit einer Armee von 400000 Mann zu Fusse, 20000 zu Pferde, und erhielt einen vollkommenen Sieg über sie. Ein Beweiß, daß unter seiner Regierung schon die Wissenschaften zu einer gewissen Art der Vollkommenheit gediehen gewesen sind, ist dieser, daß er in einen seiner Schlösser ein Gemälde hat setzen lassen, welches diese berühmte Schlacht, deren glücklicher Erfolg ihm Ehre gemacht hat, ganz vortreflich vorstellte. Auf einem andern Gemälde sahe man eine Versammlung von Gerichtspersonen, deren Präsident das Bild der Wahrheit trug, welche die Augen verschlossen, um sich her aber eine grosse Menge Bücher liegen hatte. Wodurch denn ohne Zweifel hat zu verstehen gegeben

werden

werden sollen, daß Richter die Gesetze verstehen, und ohne Ansehn der Person Recht und Gerechtigkeit handhaben sollen. Sein Sohn Uchoreus erweiterte Memphis, verwahrte sie gegen die öftern Ueberschwemmungen des Nils und Unternehmungen der Feinde.

Siphoas, welcher der zweyte Thot der Egyptier und Mercurius Trismegistus der Griechen ist, bekleidet in der egyptischen Geschichte eine sehr ansehnliche Stelle; ohne, daß man mit Gewißheit sagen kann, zu welcher Zeit er gelebet hat. Er war der Wohlthäter der Menschen, reformirte die Gesetze und Sitten, besserte die Mißbräuche, welche sich in den Götzendienst eingeschlichen hatten, und führte eine bessere Gestalt in allen Ständen des Reichs ein. Unter seiner Regierung waren die Priester von allen menschlichen Vortheilen ausgeschlossen; sie durften nur die Lobgesänge derjenigen Götter singen, die man in dem Lande verehrete, und die übrigen Pflichten ihres geistlichen Amtes genau beobachten. Die Richter übten Gerechtigkeit ohne Eigennutz und Ansehen der Person; und diejenigen Bedienten, welche die öffentlichen Cassen unter Händen hatten, mästeten sich nicht mit dem Marke der Unglückseligen durch sträfliche Erpressungen. Diesem Vater seines Volks hat man auch die Verbesserung des egyptischen Kalenders zu verdanken. Denn vorher hatte das Jahr nur 360 Tage; er aber fügte noch 5 zu denselbigen hinzu, und in einem Schaltjahre erhielt es gar 366 deren. Wenn irgend ein Regent verdienet vergöttert zu werden, so ist es dieser Siphoas ohnstreitig.

Drittes Hauptstück.

Fortsetzung der kurzen Geschichte von Egypten.

Die finstern Zeiten, mit welchen die Regierungen der Nachfolger des Siphoas bedecket sind, wollen wir übergehen. Der berühmte Nitocris ist der letzte aus dem Hause des ersten Thor gewesen, welcher sich auf den Thron zu Theben gesetzet hat; und worauf Egypten in verschiedene kleine unumschränkte Reiche ist getheilet worden, welche dessen Geschichte noch mehr verwirren. Um diese Zeit liessen sich gewisse Oberhäupter von Räubern, die entweder aus Arabien oder Phönicien kamen, in dem untern Theile von Egypten nieder, und ihre Herrschaft dauerte daselbst ohngefähr 260 Jahre. Dieses sind diejenigen Monarchen, welche man Hirtenkönige nennet, von den egyptischen Wörtern Hic und Sos, welche so viel bedeuten als König und Schäfer. Unter der Regierung eines der gedachten Könige, den die Schrift Pharao nennet, kam Abraham in dieses Land, und war in Gefahr, daß ihm seine Frau Sara von diesem Prinzen weggenommen wurde, welcher glaubte, sie sey seine Schwester und nicht die Ehegattin. Die Fabeln, mit welchen die alten Geschichtschreiber den Einfall, die Dauer der verschiedenen Reiche, und den Untergang dieser ausländischen fremden Könige ausschmücken, haben einige Criticker auf die Gedanken gebracht, daß man hieran die Israeliten leicht erkennen könnte. So viel sie sich aber Mühe gegeben haben, so

bleiben

bleiben sie doch mit der heiligen Schrift in beständigen Widersprüchen.

Diejenigen nützlichen Bemühungen, welche der König Möris unternommen hat, haben sein Andenken der Vergessenheit entzogen, und man erinnert sich noch des Andenkens des Thethmosis, des Mirthre oder Mosis, weil dieser herzhafte Heerführer sein Vaterland von der Tyranney der Hirtenkönige befreyet hat. Lange nach ihn, nehmlich im Jahre der Welt 2276. oder 1728. vor Christi Geburt, wurde Joseph von einigen Kaufleuten nach Egypten gebracht und an den Potiphar verkauft. Seine Geschichte ist bekannt, aus welcher erhellet, daß ihm GOtt übernatürliche Gaben verliehen hatte, Träume auszulegen, und künftige Dinge zu prophezeyen: eben so bekannt ist auch, wie er durch seine sonderbaren und weisen Vorkehrungen Egypten von einer abscheulichen Hungersnoth errettet hat. Sein Vater Jacob folgte ihm nebst den Seinigen, und ließ sich bey dem Joseph in Egypten nieder, welchen die Morgenländer für den größten unter den Patriarchen der Juden halten, und von ihm allerley besondere Dinge erzählen. In einem Hauptstück des Coran, welches den Titel Joseph führet, werden seine verliebten Begebenheiten, mit der Zoleika des Königs in Egypten Pharao Tochter und Potiphars Gemahlin, erzählet. Die mystischen Muselmänner führen die Namen und Beyspiele dieser Verliebten oft an, um die Herzen der Menschen dadurch zu einer edlern Liebe zu bewegen, als die gemeine ist. Wenn man ihnen hierinnen glaubt, so sind die vornehmsten Werke, deren Ueberbleibsel man noch in den Gegenden des alten Memphis und Cairo bemerket, von eben

diesen

diesen Joseph angefangen und vollendet. Seine Angehörigen bestunden nur aus 70 Personen, als sie nach Egypten kamen; sie hatten sich aber bis auf 600000 streitbare Männer vermehret, als Moses den Befehl von GOtt erhielt, ihrer Dienstbarkeit ein Ende zu machen: wie solches aus der heiligen Schrift erhellet.

Unter den Rameſſes-Miamum wurden die Israeliten in Egypten hart gedränget und verfolget. Dieser Herr setzte, wie die Schrift (2 Buch Mose 1, 11. 13. 14.) sagt: „gewisse Oberaufseher über ihre „Arbeiten, damit die Israeliten desto nachdrücklicher „geplaget würden, und sie bauten dem Pharao würklich ganze Städte, die nur zu Niederlagen dienen „sollten, nehmlich Pithon und Rameſſes. Die „Egyptier aber hasseten die Israeliten, beleidigten „sie durch allerhand Frevel, brauchten sie zu allerley „groben Arbeiten, wie z. E. Thon und Mörtel zu„bereiten, Ziegeln zu streichen, und zu allen Arten von „Arbeiten, worzu Erde und Thon erfordert wurde.„

Der grosse Sesostris einer der mächtigsten Könige, die jemahls in Egypten regieret haben, war vermuthlich ein Enkel des Rameſſes-Miamum. Sein Vater Amenophis ließ ihn nebst 1700 Knaben erziehen, die an eben dem Tage gebohren waren, als er; und alle nachher seine Freunde, Brüder und Gehülfen in seinen Bemühungen und Siegen geworden sind. Weil er nun von seiner zarten Kindheit an zu einer harten, mäßigen und arbeitsamen Lebensart war angehalten worden; so versuchte er das erstemal sein Heil vermöge der Waffen mit den Arabern, die er ohne viele Mühe überwand.

Ein

Ein so geschwind erhaltener Sieg aber konnte einem Helden, welcher nach der Herrschaft über die Welt strebte, nicht gleich beruhigen, mithin gieng er gleich auf die Africaner los, trieb seine Eroberungen bis an das atlantische Meer, und machte sich den größten Theil der grossen Landschaft Libyen unterwürfig.

Der Todt des Amenophis, welcher um diese Zeit erfolgte, nöthigte hierauf den Sesostris, wieder nach Egypten zu kehren, die Regierung seines Königreichs anzutreten. Er kam aber niemals in einer andern Gesinnung wieder dahin, als eine zahlreiche Armee auf die Beine zu bringen, mit welcher er die ganze damals bekannte Welt angreifen möchte. Als ihn endlich nichts in seinen Unternehmungen hinderte, so theilte er Egypten in 36 Provinzen, über welche er lauter solche Stadthalter setzte, die wegen ihrer Klugheit und Treue bekannt waren; und übergab hierauf die Regierung aller seiner Staaten, seinem Bruder Amais. Weil er nun eine Armee von 600000 Mann Infanterie, 24000 Mann Reuterey und 27000 Streitwagen hatte, wie sehr mußten ihn also alle diejenigen Völker fürchten, auf welche er losgieng, sie zu bestreiten. Er fiel daher Ethiopien an, und die Einwohner des Landes versprachen sehr gerne, diesem Sieger einen jährlichen Tribut von Ebenholze, Elfenbeine und Golde zu geben, um sich nur vor den gänzlichen Untergange zu retten.

Während diesem Feldzuge lief zugleich eine Flotte von 400 Seegeln in das rothe Meer, brachte alle Inseln unter ihres Königs Bothmäßigkeit, wie auch alle Städte an den Seeküsten: da unterdessen

eine

eine andere in das mittelländische Meer seegelte, die cycladischen Inseln überwand, und grosse Verwüstung auf den Küsten der Phönicier anrichtete.

Er hatte auch bereits Asien durchstrichen und war so gar bis nach Indien ungleich weiter eingedrungen, als Hercules, Bacchus, und weit über diejenigen Gränzen, wohin nachher Alexander der Grosse gekommen: denn er traf keine andere als lauter verzagte und weibische Völker an, welche ihre Hände sehr gerne denjenigen Ketten darreichten, mit welchen er sie belegen wollte. Die Scythen, Armenier und Cappadocier gaben sich nicht einmal einige Mühe, ihre Freyheit zu erhalten. In dem alten Königreiche Colchis wurde eine egyptische Colonie angelegt, und man bemerkt noch die Ueberbleibsel der Sitten dieser ersten Colonisten an den gegenwärtigen Einwohnern dieses Landes. Herodotus redet von einigen Denkmählern, welche noch zu seiner Zeit in klein Asien zu sehen gewesen wären, und von den Siegen dieses Sesostris zeugeten. Man laß damals an verschiedenen Säulen diese Ueberschrift: „Sesostris, der König der Könige und „Herr der Herren, hat dieses Land durch seine „Waffen erobert.„ In Thracien und von dem Ganges bis an die Donau, traf man zur Unehre der überwundenen Völker dergleichen errichtete Denkmähler an.

Uebrigens mag entweder der Widerstand, den die Thracier thaten, das Ende seiner Unternehmung gewesen seyn, oder auch die Schwierigkeit der nöthigen Lebensmittel ihn aufgehalten haben; so machte er an den Gränzen dieses Volkes seinen Eroberungen

ein

ein Ende und kehrete wieder nach Egypten; nachdem er 9 Jahr umhergestreift, sich mit dem Raube aller überwundenen Völker beladen, und eine grosse Menge Gefangene gemacht hatte, die er an sehr grossen und kostbaren Gebäuden arbeiten ließ, womit er sein Königreich auszierte. Als er in dasselbe wieder zurück kam, so war er so glücklich, derjenigen Gefahr zu entgehen, die ihm sein Bruder Amais bereitet hatte; überdieses gab er allen Mitgenossen seiner Siege sehr reichliche Vergeltungen. Den Schutzgöttern der Städte wurden Tempel errichtet; es wurden erhabene Plätze aufgeführet, und auf diesen neue Städte erbauet, die den Einwohnern und Thieren in den niedrigen Gegenden, als eine Zuflucht dieneten, wenn der Nil stark aus seinen Ufern trat. An beyden Seiten dieses Flusses wurden Canäle angelegt, die Handlung zu erleichtern, und den Ueberfluß durch alle Gegenden des Reichs zu verbreiten. Ist das, was man von dem Sesostris erzählet, nicht etwan eine Fabel, so war er würklich ein grosser König, Gesetzgeber und Vater seines Volks. Die grosse Begierde nach eitler Ehre aber verdunkelten die Tugenden, weil er seine Siege misbrauchte, indem er diejenigen unglückseligen Könige, die er überwunden hatte, im Triumph aufführte. Als nun einer derselben, welche an den Wagen des Siegers gefesselt waren, diejenigen Räder, welche er in Bewegung setzen sollte, mit besonderer Achtsamkeit betrachtete, und von dem Tyrannen gefraget wurde, warum er dieses thäte, so gab er ihm diese nützliche Lehre: „Das Umdrehen dieser Räder, o König! führet mir „die Unbeständigkeit des Glückes zu Gemüche; denn

„so wie ein Theil des Rades bald oben bald unten „ist, so hat es auch eben die Bewandniß mit den „Menschen, die heute auf dem Throne sitzen, mor„gen aber vielleicht in die Knechtschaft gestürzet wer„den.„ Herodotus (B. 1.) theilt uns diese besondere Nachricht mit. Ueber den Diodor aber muß man sich wundern, welcher diese unmenschliche und ausschweifende Eitelkeit unter die glänzendsten Handlungen dieses Helden setzet. Man sagt von ihm, er sey, nachdem er 33 Jahr regieret, blind geworden, und habe sich selbst umgebracht.

Pharao ist darauf seinem Vater Sesostris in der Regierung zwar gefolget, aber nicht in seinen grossen Eigenschaften. Man vermuthet, er sey derjenige Pharao, dessen Meldung in der heiligen Schrift geschiehet, und unter welches Regierung GOtt, zur Befreyung der Israeliten, so viele Wunder gethan hat: denn der Name Pharao war allen egyptischen Königen gemein. Keine Erdichtungen sind so abgeschmackt, deren sich die Morgenländer nicht bedienet haben, die Geschichte Mosis damit zu beschmitzen: Wir wollen einige davon beybringen, um zu zeigen, wie unverschämt sie diejenige Erkentniß gemißbraucht, die sie von unsern göttlichen Büchern gehabt haben. Diese wollen wir aus dem Tarikh khozideh oder Montekheb nehmen. Moses der Sohn Amran, der Sohn des Kaath, der Sohn des Levi, der Sohn des Jacob, dem die Muselmänner den Beynahmen Kelim allah geben, ist, wegen seiner vertrauten Unterredungen mit GOtt, 506 Jahre nach der Sündfluth gebohren, und ein Vetter des Pharao gewesen, welcher die Base seines Vaters Amran geheyrathet

hat.

hat. Dieser Schwägerschaft ungeachtet aber, hat die Mutter des Moses, welche die Abneigungen gar wohl wuste, die der König gegen ihre Landsleute hatte, besorgt, er möchte ihren Sohn umbringen, und hat ihn daher auf den Nil ausgesetzt. Das Kästgen aber, in welchem das Kind gelegen hat, ist bey dem Schlosse des Pharao stehen geblieben, und von den Bedienten des Königes aus dem Wasser genommen worden, welcher befohlen hat, Mosen zugleich mit seinen Prinzen zu erziehen. Dieser berühmte Gesetzgeber des Volkes GOttes ist auch bis in sein 41stes Jahr an dem Hofe seines Wohlthäters geblieben. Nachdem er aber einen Egyptier erschlagen hatte, der einen Israeliten unbarmherzig geprügelt; so ist er nach Arabien zu dem Jethro geflüchtet, welcher Hoherpriester und Prophet der Midianiter war. Dieser hat ihm seine Tochter zum Weibe gegeben und ihn bey sich behalten wollen. Als aber Moses ein gar zu grosses Verlangen trug, seine Mutter, seinen Bruder Aaron und übrigen Landsleute zu sehen, so hat er von seinem Schwiegervater Abschied genommen, ist wieder nach Egypten gekehret, und hat seinen Weg über den Berg Sinai genommen. Auf eben diesem Berge hat ihm Gott die Gabe der Prophezeyung verliehen, und ihm befohlen, in seinem Nahmen zu dem Pharao zu gehen, und von demselben die Befreyung seines Volks zu erlangen.

So bald Moses in Egypten wieder angelanget, hat er sogleich die Gabe der Prophezeyung seinem ältern Bruder Aaron mitgetheilet, beyde haben sich alsbald vor den Pharao gestellet, und ihm den göttlichen Befehl angezeiget. Die göttliche Sendung

zu beweisen, hat Moses seinen Stab, den er in der Hand trug, auf die Erde geworfen; welcher denn sogleich zu einer abscheulich grossen Schlange geworden ist, deren aufgesperrter Rachen nicht nur den König, sondern alle diejenigen, die gegenwärtig waren, schien verschlingen zu wollen. Pharao ist über dieses Wunder erstaunet und hat versprochen, die Israeliten ziehen zu lassen; worauf denn Moses die Schlange beym Kopf ergrif, darauf er denn in seiner Hand nichts anders, als eben denjenigen Stab hatte, den er vorher trug. Zu einer andern Zeit zeigte ihm der Prophet seine von der Sonnenhitze verbrannte Hand, und so bald er sie in seinen Busen steckte, und wieder heraus zog, so hatte sie eine blendende weisse Farbe. Alle diese ausserordentlichen Begebenheiten aber konnten den Pharao nicht bewegen, dem göttlichen Befehle zu gehorchen. Denn sobald er ein Wunder sahe, so erschrack er, wurde bestürzt, und versprach alles; so bald aber die Gefahr vorbey war, zog er sein Wort wieder zurück. Mitten in dieser Ungewißheit ließ er seine geschicktesten Zauberer aus dem Reiche zusammen hohlen. Sabul und Gaudur waren die beyden berühmtesten unter ihnen. Diese liessen vorher das Grab ihres Vaters durchsuchen, bevor sie noch an den Hof kamen, und nachdem sie dessen Geist durch ihre Zauberkunst citiret, so erschien er ihnen. Sie fragten ihn, was sie in solchen Umständen thun sollten? Der Geist antwortete ihnen: „Ihr müsset wissen, ob der „Stab, von welchen ihr mir saget, daß er sich in „eine Schlange verwandele, auch alsdenn diese andere „Gestalt annimmt, wenn Moses und sein Bruder „schlafen: denn die gemeinen Zauberer können ihre

„Kunst

„Kunst schlafend nicht äußern. Befindet sich also die „Sache anders, so wisset, daß kein Geschöpf in der „Welt vermögend ist, diesen beyden Männern zu wi„derstehen.„

Als nun die Zauberer nach Memphis gekommen, so haben sie mit Erstaunen wahrgenommen, daß während der Zeit, da Moses und Aaron geschlafen haben, der Stab des erstern zu einer abscheulichen Schlange geworden sey, welche die beyden Brüder bewachet hat. Nichts desto weniger haben sie doch nicht unterlassen, sich zu den übrigen Zauberern zu gesellen, unter welchen Giaath und Mossa berühmt sind, welche beyden vielleicht Jamnes und Mambres sind, deren der heilige Paulus Erwehnung thut.

An dem angesetzten Tage also, da eine Gesellschaft von 70000. Menschen gegenwärtig war, sind diese beyden Zauberer in deren Mitte getreten, und haben einige künstliche Schlangen auf die Erde geworfen, welche, so bald sie von den Sonnenstrahlen heiß geworden sind, den Zuschauern geschienen haben, als ob sie sich bewegten. Kaum aber hat Moses seinen Stab hingeworfen, so ist er so gleich zu einer Schlange geworden, und diese hat die Schlangen der egyptischen Zauberer theils gefressen, theils zerrissen, da denn das Queckfilber herausgefallen ist, damit sie erfüllet gewesen sind. Bey diesem Anblicke ist das Volk aus einander gegangen, die falschen Propheten oder egyptischen Zauberer sind Mosi und Aaron zu Füssen gefallen und haben die Allmacht desjenigen wahren GOttes angebetet, in dessen Namen diese Propheten geredet haben.

Hierüber ist Pharao wütend geworden, und hat seine Zauberer ermorden lassen, weil er geglaubt, sie wären von den Israeliten bestochen; hat allen Wehmüttern in seinem Reiche anbefehlen lassen, alle Knäblein der unglücklichen Israeliten umzubringen, und nur die Töchter leben zu lassen. Durch diesen grausamen Befehl ist Moses bewogen worden, sich an die Spitze seines Volks zu stellen, um es der Grausamkeit dieses gottlosen Königes zu entziehen, welcher, zu Folge desjenigen, was in dem Hauptstücke Nazeat des Coran stehet, sich folgender maßen ausdrückte: „Ich bin euer höchstes Oberhaupt und „der allergröseste unter euren Göttern". In dem Hauptstücke Jonas aber läßt Mahometh Gott nachfolgende Worte reden: „wir haben das Meer für „den Kindern Israel zurückgehalten, Pharao hat sie „so lange mit seiner Armee verfolgt, sie zu erwür„gen bis er ertrunken ist, und als er sich auf das „äuserste gebracht sahe, so hat er gesagt: ich glaube, „daß kein anderer Gott ist, außer dem Gotte der „Israeliten: an diesen glauben sie, und ich bekenne „hiermit, daß ich auch unter die Zahl dieser Gläu„bigen gehöre. Es ist ihm geantwortet: du bist „bisher ein Empörer gewesen, hast in deinem Leben „auf nichts anders gedacht, als Gott zu beleidigen, „und nichts destoweniger wilst du die Anzahl derer „vermehren, welche ganz und gar keine Zuflucht „mehr haben. Hierauf hat sich Gott ferner ver„lauten lassen: Heute werde ich deinen todten Leich„nam aus dem Wasser ziehen, damit er als ein Beweiß „deiner Widerspenstigkeit meiner Macht denen diene, „welche nach dir kommen".

Nach den Auslegern der Muselmänner hat Moses mit einem Schlage vermittelst eines Steckens, das Wasser in dem rothen Meere, zertheilet. Welches sich denn alsbald zurück gezogen hat, so, daß die Israeliten haben durchgehen können. Vor dem Pharao, welcher sie verfolgte, gieng der Engel Gabriel her, welcher ein prächtiges Pferd ritte. So sehr sich aber der König bemühete, mit seinem Pferde umzukehren, so war es doch nicht möglich, sondern es folgte seinen Vorgänger; die egyptische Armee ihren Könige, das Meer floß wieder zusammen, und alle Egyptier kamen darinnen um. Die Leiche Pharao, welche mit einem schweren Harnische angethan war, erschien alsbald auf der Oberfläche des Wassers, wie es Gott vorhergesagt hatte, und dieses Wunder gab den Israeliten gar deutlich den göttlichen Schutz zu erkennen, vermittelst welches er sie von ihren grossen Feinde errettet hatte. Von dieser Art sind diejenigen Fabeln, welche die Morgenländer gebrauchen, unsere heilige Geschichte zu verunstalten.

Herodotus, welcher in einer Stelle von diesem Pheron oder Pharao redet, berichtet uns, daß derselbe so gottlos gewesen sey, einen Pfeil auf den Nilfluß zu schiessen, als derselbe stark ausgetreten wäre, um ihn davor zu züchtigen, daß er sich unterstanden, sein Land zu verwüsten. Eben dieser Schriftsteller fügt auch noch hinzu, daß er wegen dieses Verbrechens sein Gesicht eingebüßt, und es nach der Antwort des Orakels zu Butis, welches er consuliret, durch kein ander Mittel wieder erlanget habe, als durch den Urin einer Gärtnersfrau, welche

unter allen egyptischen Weibern die einzige gewesen sey, die ihren Mann getreu geliebt habe. Aus Erkenntlichkeit habe er sie hernach geheyrathet, wie der erwehnte Geschichtschreiber erzehlet; alle diejenigen Weiber aber, deren Tugend er fruchtlos probieret, habe er in einer Stadt einsperren und sie verbrennen lassen. (Herod. B. 2.) Allein dieser gute Verfasser ist entweder zu leichtgläubig gewesen, oder es hat ihm beliebt, der Nachwelt allerhand Mährgen und Unwahrheiten zu berichten.

Diodor (B. 3. S. 74.) fügt eine Anmerkung von einer ganz andern Wichtigkeit bey: „es ist, sagt „er, in ganz Egypten eine alte Tradition oder mündliche Nachricht, welche viele Jahrhunderte nach einander von den Vätern auf die Kinder gebracht ist, „daß einstmals das Meer, durch eine ausserordentliche „Ebbe ganz trocken worden sey, so, daß man den „Grund habe sehen können, nachher aber wäre es „durch eine heftige Fluth wieder gekommen, und habe „seine vorige Höhe wiedererlangt". Man kann eben nicht zweifeln, daß der Verfasser auf dasjenige Wunder zielet, welches Moses mit dem rothen Meere vorgenommen.

Viertes Hauptstück.

Fortsetzung der kurzen Geschichte von Egypten.

Nachdem nun einige ausländische Könige regieret hatten, so ist in Egypten ein Zwischenreich von 5 Menschenaltern erfolget. Endlich sind die Egyptier dieses schädlichen regierlosen Zustandes überdrüßig worden,

worden, und haben einen gemeinen Bürger aus Memphis auf den Thron gesetzet; welcher eigentlich Ceres, gewöhnlicher maßen aber von den historischen Schriftstellern Protheus genennet wird. Unter dieses seiner Regierung, soll nach den Berichten einiger alten Schriftsteller, der trojanische Prinz Paris mit seiner Helena, die er ihrem Gemahle Menelaus entführt hatte, nach Egypten gekommen seyn. Dieser weise König aber hat gedachte sträfliche Dame mit allen ihren Kostbarkeiten in der Absicht aufgehalten, um sie ihren rechtmäßigen Gemahle wieder zu überliefern, den Entführer aber aus seinem Reich gejaget. Einige Zeit nachher aber hat er dieses kostbare Pfand dem Menelaus wieder überliefert. Wenn diese Reise des Paris nicht erdichtet, sondern würklich ist, so hatte Priamus Recht, wenn er behauptete, daß die Helena nicht in die Mauern von Troja eingeschlossen sey. Kann man auch wohl mit Wahrheit glauben, daß ein so weiser König, als man uns den Priamus schildert, lieber den Untergang seines Reichs gewollt habe, als das Vergnügen eine edle That zu thun, dadurch daß er dem rechtmäßigen Ehegatten seine Gemahlinn wieder gab?

Alle Schriftsteller reden übrigens mit Erstaunen von den grossen Reichthümern des Ramesses, den reichsten unter allen egyptischen Königen. Seine beyden Nachfolger Cheops und Chepren sind Tyrannen gewesen, und haben keine Religion gehabt. Unter ihren Regierungen wurden die Götzentempel zugeschlossen, und ausdrücklich verboten, ihnen zu opfern. Das Volk mußte unerschwingliche Abgaben erlegen, und wurde unaufhörlich zu den Gebrauch der unge-

heuren Pyramiden gebraucht, welche, da sie zu Grabmahlen des betrübten Ueberrestes dieser Tyrannen dienen sollten, nur blos zu dem Ende dem Erdboden zur Last waren, daß sie von der Unmenschlichkeit und Mangel der Ehrfurcht gegen die Götter derer zeugen sollten, die sie erbauet hatten.

Mycetinus, der Sohn des Cheops, war auf nichts mehr bedacht, so bald er nur den Thron bestieg, als daß die unglückseligen Egyptier alles dasjenige Unglück vergessen möchten, welches sie unter der Regierung seines Vetters und Vaters ausgestanden hatten. Er war ein demüthiger Verehrer der Götter, ließ ihre Tempel wieder aufschliessen, ihnen beständig räuchern, und der Götzendienst wurde mit einer solchen Pracht verwaltet, die in Egypten seit etlichen Jahrhunderten nicht erhört worden war. Eine sträfliche Neigung gegen ein zärtlich geliebtes junges Frauenzimmer aber fieng an, diejenige Annehmlichkeit der Regierung zu beunruhigen, welche das Ansehen hatte, als wenn sie die Glückseligkeit von Egypten auf einen dauerhaften Fuß setzen wollte. Sie starb, und die Betrübniß, welche der König über ihren Verlust empfand, hatte gar keine Schranken. Er ließ sie balsamiren, und, wie Herodotus berichtete, auf einen Saal in dem Pallaste des Schlosses zu Sais, um sie her aber eine Menge von brennenden Lampen, und Räucheraltäre setzen, auf welche ohne Aufhören Räucherwerk geworfen und verbrannt wurde. Ueber dieses begunte ein neues Unglück diesen Herrn den Verstand zu entziehen, welcher in der That zu abergläubig, und ohnstreitig so wenig scharfsinnig war, daß er sich den Entschliessungen der Götter mit

einer

einer völligen Gleichgültigkeit überließ. Denn als er die Schwachheit begieng, das Orakel zu Butis fragen zu lassen, wie viel Jahre er noch leben würde, so erhielt er zur Antwort, daß er nur noch sieben deren regieren würde, und zwar den Egyptiern zur Strafe, deren Bosheit die Götter auf diese Weise heimsuchen wollten, indem sie ihnen einen Monarchen entzögen, der sie gar so gelinde regierte.

Einer von den Nachfolgern dieses Königs, welchen einige Asychis nennen, machte ein Gesetz kund: daß kein Sohn auf irgend ein ander Pfand Geld borgen könnte, als auf die Leiche seines verstorbenen Vaters; und wenn er dieses theure Pfand vor seinen Ableben nicht wieder einlößte, so sollte weder ihm, noch seinen Kindern, ein ehrlich Begräbniß gestattet werden.

Einer mit Namen Susenna oder Pharao, gab dem Salomon, Könige der Israeliten, im Jahre der Welt 2991. und vor Christi Geburt 1013. seine Prinzeßin zur Ehe.

Sisak, König in Egypten, gestattete den Jerobeam, als er vor dem Salomo geflohen war, in seinem Reiche Aufenthalt. Dieser war eben der Jerobeam, welcher nach dem Tode des Propheten, seinem Sohne die 10 Stämme entwendete, die das neue Königreich Samaria ausmachten. GOtt aber gebrauchte den Arm des Sisak, damit das jüdische Volk zu züchtigen. Er gieng mit einer furchtbaren Armee nach Jerusalem; die Zeit ihres Untergangs aber war noch nicht vorhanden, sondern die Juden demüthigten sich; Sisak ließ es dabey bewenden,

daß

daß er die Kostbarkeiten aus dem Tempel mit wegnahm und dem Volke Tribut auflegte.

Während der Regierung des Anysis fiel Sabacus, König in Aethiopien, in Egypten ein, und bemächtigte sich desselben. Die Geschichtschreiber streichen seine Billigkeit und Strenge, mit welcher er in seinen neuen Staaten Recht und Gerechtigkeit gehandhabet hat, sehr heraus. Wahrscheinlicher Weise hat er die Todtesstrafe, welche vorher bey den groben Verbrechen üblich war, abgeschaft, und die dergleichen verübt hatten, bloß zu öffentlichen Arbeiten verdammet. Durch dieses Mittel wurden auch so gar diejenigen, die wegen ihren Verbrechen nicht mehr als egyptische Bürger konnten angesehen werden, ihrem Vaterlande noch nützlich, welches sie schon von sich verstossen hatte. Er hat, wie ihn ein gewisses Orackel vorher prophezeyet, ganzer 50 Jahre regieret; nach deren Verlaufe er die Regierung niedergelegt, und sich wieder nach Aethiopien begeben hat; und zwar durch Veranlassung eines gewissen Traums, den er gehabt, und in welchem es ihm vorgekommen, als ob die Priester einen Dolch wider ihm aufgehoben hätten, ihn damit zu ermorden.

Auf den Sabacus folgte Sethon; der eben so abergläubisch war, als sein Vorfahrer, aber ungleich furchtsamer. Aus dieser Ursache ließ er sich zum obersten Priester des Vulkan ernennen, und hoffete, daß er durch dieses Mittel nicht nur den Schutz der Götter, sondern auch die Freundschaft ihrer Diener gewinnen würde. Er hatte mit dem Sannherib, Könige der Assyrer, zu streiten, welcher, weil er den Entschluß gefasset hatte, die Stadt Jerusalem unter

ihren

ihren eigenen Schutt zu begraben, glaubte, daß er um diesen abscheulichen Entschluß auszuführen, zuvor den König der Egyptier aufreiben müßte, welcher damals ein Bundsgenosse des Hiskias, König in Juda, war. Sethon hielt also einen Kriegsrath, indem er seine Officiers versammelte; er bemerkte aber, daß sie nicht geneigt waren, einem Könige zu gehorchen, welchen sie ansahen, als ob er sich schon durch gar zu geringe und niederträchtige Handlungen, zu sehr verächtlich gemacht hätte, als daß er so wichtige Sorgen hegen könnte, welche die Wohlfarth des Volks in einem Königreich erforderten. Weil er sich nun durch diesen Schimpf, den er eben erlitten und durch seine Nachricht und Unempfindlichkeit mehr als zu wohl verdienet hatte, so beleidiget fand, daß er in Verzweiflung gerieth; so nahm dieser Oberpriester des Vulcan alle Arbeitsleute, Künstler und und anderes gemeines Volk, zusammen, was er nur aufbringen konnte; rief seinen Gott um Hülfe und Beystand an, und rückte dem Sannherib mit dieser neuen Armee ganz kühn entgegen, welcher damals noch die Stadt Pelusium belagerte, und zwar in der Absicht, mit ihm ein Treffen zu halten. Hier müssen wir die Nachricht des Herodotus beybringen, welcher auch dafür stehen mag, daß in derjenigen Nacht, welche vor dem Tage hergieng, an welchen Sethon Schande haben sollte, eine ganze Armee Ratten in das Lager der Assyrer gekommen wären, welche nicht nur die Lebensmittel, sondern auch die Saiten der Bögen, die Riemen an den Schilden, zerfressen, und den Sannherib mit seinen Truppen genöthiget hätten, die Belagerung aufzuheben, und

in

in aller Geschwindigkeit die Flucht zu nehmen, so bald man nur bey dem Anbruch des Tages die erstaunende Verwüstung bemerket, welche dieses Ungeziefer angerichtet hätte. Weil nun auf diese Weise Sethon, ohne Schwerdtstreich Ueberwinder gewesen wäre, so habe er sich in dem Tempel des Vulcan, eine Ehrensäule errichten lassen, auf welcher er mit einer Ratte in der Hand nebst der Ueberschrift abgebildet sey: „wer mich siehet, der lerne die Götter „ehren.„ Uebrigens muß man merken, daß diese verunstaltete Erzählung aus unserer heiligen Schrift (2 Buch der Könige am 17. Kap.) genommen sey.

Taraca, ein Sohn des Sabacus, bestieg nach dem Sethon den königlichen Thron, und seine Regierung währte 14 Jahre. Nach seinem Todte aber wurde Egypten durch einen regierlosen Zustand von 2 Jahren sehr verwüstet, und die Unruhen höreten nicht eher auf, als bis 12 der vornehmsten Herren mit einander einig waren, das Königreich in eben so viele Regierungen oder Stadthalterschaften zu zertheilen. Ein erschrecklicher Eyd, welcher einen jedweden Stadthalter unabhängig machte, setzte ihn auch in die Nothwendigkeit, seine Collegen gleichfalls auch für unabhängig zu erklären: und wenn es möglich wäre, daß Ehrgeitzige durch Eydschwüre könnten gefesselt werden, so hätte diese Art der Reichsverwaltung lange Zeit dauern und die Glückseligkeit der Egyptier aufrecht erhalten werden müssen. Allein ein gewisses Orakel hatte schon vorher prophezeyhet: daß derjenige unter diesen Stadthaltern, welcher dem Vulcan in einem ehernen Gefässe Trankopfer brächte, dermaleinst ganz Egypten unter seine

Gewalt

Gewalt bringen würde; und diese einzige Vorstellung erregte unter den zwölf gekrönten Häuptern, Mißtrauen. Durch einen ohngefähren Zufall, welchen beyzubringen, nur Ehren halber gegen den Geschichtschreiber geschiehet, der ihn erzählet, befanden sich diese zwölf Stadthalter zusammen in dem Tempel des Vulcan, wo sie demselben opfern wollten. Die Priester reichten ihnen, entweder aus Verachtung, oder weil sie, welches wahrscheinlicher ist, von einem dieser Könige bestochen waren, nur eilf güldene Schaalen dar, und Psammetichus einer von den zwölfen erhielt keine: mithin nahm er seinen ehernen Helm und bediente sich dessen, dem Götzen Trankopfer darinnen darzureichen. Diese Handlung führete ihnen sogleich die Worte des Orakels wieder zu Gemüthe; und von diesem Augenblicke an, nahm man den kleinen Staat des Psammetichus in Besitz, und verwieß ihn in eine der allerschlechtesten Gegenden von Egypten.

Als nun dieser gute Herr abgesetzt war, so ließ er sich seinen Verdruß nicht merken, um seiner Rache desto gewisser zu seyn. Die Gelegenheit seine Feinde zu schlagen, zeigte sich auch gar bald, und er ergrif sie mit Freuden. Denn es wurden um die Zeit, griechische, carische und ionische Truppen durch einen Sturm an die egyptischen Küsten verschlagen. Diesen stund er in ihrem Elende bey, zog sie durch seine Wohlthaten an sich und brachte es so weit, daß sie nicht nur versprachen, ihn in der Wiedereroberung seiner Provinz behülflich zu seyn, aus welcher man ihn unrechtmäßiger Weise vertrieben hatte, sondern auch aller übrigen, die seine hochmüthigen Collegen beherrsch-

beherrschten; in der Absicht, aus allen wieder ein Reich zu machen, das einen einzigen König hätte. Die Fremden unterstützten seine Absichten; er vereinigte mit diesen tapfern Soldaten alle Mißvergnügten des Landes, schlug einen seiner Collegen nach dem andern, und brachte mit dem allerglücklichsten Erfolg ganz Egypten wieder unter seine Bothmäßigkeit.

Nachdem sich Psammetichus auf den Thron fest gesetzet hatte, so bewieß er gegen die Griechen so viele Erkenntlichkeit, als diese tapfern Streiter von einem rechtschaffenen Prinzen zu fordern berechtiget waren. Sie hatten sich als seine Vertheidiger erkläret, und liessen sich gefallen, seine Unterthanen zu werden. Bis auf diese Zeit durften keine Fremden in Egypten kommen: der neue König aber warf diejenige Scheidewand hinweg, welche die Egyptier bisher von allen andern Völkern getrennet hatte. Er theilete den Griechen Grundstücke aus, und hielt sie an, die egyptische Jugend, die er ihnen anvertrauete, in der griechischen Sprache zu unterrichten. Ueberdieses zeigte sich auch eine sehr vortheilhafte Handlung zwischen Griechenland und Egypten, welche in kurzen die Erkenntniß beyder Sprachen unter ihnen sehr erleichterte, und deren Zunehmen alle Betrügereyen der Pfaffen nicht verhindern konnten. Diesem glücklichen Zeitlaufe hat man auch dasjenige Licht zu verdanken, welches uns in der Geschichte dieses Reichs aufgegangen ist.

Nachdem nun die Sachen in Egypten ruhig waren, so dachte Psammetichus auch darauf, wie dasselbe bey seinen Nachbarn auswärts in Achtung kommen möchte.

Paläſtina war die einzige Provinz, welche ſein Reich von dem Reiche des Königes der Aſſyrer, ſeines natürlichen Feindes, trennete; mithin faßte er den Entſchluß ſich des erſtern zu bemächtigen. Der heftige Widerſtand aber, welche ihm die Feſtung Azot leiſtete, machte dieſen Anſchlag zunichte: denn er konnte dieſelbe nicht eher, als nach einer Belagerung von 19 Jahren erobern. Dieſe Belagerung iſt wohl die allerlängſte, von welcher nur die Geſchichte Meldung thut.

Nechus oder Necao ein Sohn des Pſammetichus, folgte ſeinem Vater auf dem Throne, ohne, daß ſich ihm jemand widerſetzte. Er verſuchte, einen Canal zu graben, durch welchen das rothe Meer mit dem Nil verbunden würde; als er aber ſahe, daß bey dieſer Arbeit 120000 von ſeinen Unterthanen aufgerieben waren; ſo ſahe er ſich gezwungen, von dieſen Unternehmen abzuſtehen. Dahingegen waren die geſchickten Schiffer aus Phönicien, die er in ſeine Dienſte nahm, in der Entdeckung der africaniſchen Küſten, die ſie auf ſeinen Befehl unterſuchen muſten, glücklicher. Denn als ſie aus dem rothen Meere durch die Enge Babelmandel ausliefen, ſo ſegelten ſie an den Küſten um das Vorgebürge der guten Hofnung herum, und kamen nach einer Zeit von 3 Jahren, durch die Meerenge von Gibraltar wieder in das mittelländiſche Meer zurück, ohngefähr 2100 Jahre vor der berühmten Reiſe des Portugieſen Vasco de Gama.

Weil nun Necho Herr zur See war, ſo trug er auch kein Bedenken, ſich mit den Babyloniern

und Medern zu messen, welche nach der Eroberung von Ninive das Reich der Assyrer eben zu Grunde gerichtet hatten. Als ihn nun der König Josias von Juda nicht durch sein Land wolte ziehen lassen, so schlug er ihn bey den berühmten Passe Megeddo nicht weit von Samarien, und der König der Juden blieb zugleich in dem Treffen. Es scheint, daß er sich nach diesem Siege, der Stadt Jerusalem bemächtiget habe. Nachdem er nun die Babylonier an den Euphrat, wo er sie aufgesucht, sich mit ihnen zu schlagen, überwunden hatte; so erfuhr er, als er wieder nach Egypten zurück kam, daß einige Aufrührer, zum Nachtheile des Joakim, ältesten Sohnes des Josias, den jüngern Joachas auf den Thron von Judäa gesetzet hatten. Er eilte also nach Jerusalem, gab das Scepter dem rechtmäßigen Erben, und dieser muste ihm dafür einen jährlichen Tribut von 100 Talenten Silbers, und 1 Talente Goldes, versprechen; den unrechtmäßigen Prätendenten aber schickte er nach Egypten in die Gefangenschaft. In den letzten Tagen seines Lebens, war das Glück den Unternehmungen des Neacho nicht mehr günstig. Denn Nebucadnezar, der von seinem Vater Napopalassar zum Mitregenten angenommen worden war, schlug diesen Herrn und nahm ihm alle diejenigen Provinzen wieder ab, die er durch das Glück der Waffen mit seinem Königreiche verbunden hatte. Das schleunige Glück eines Siegers gleicht freylich dem Austreten eines Flusses, welcher, nachdem er seine Ueberschwemmung, und zuweilen auch Verwüstung, angerichtet, wieder zwischen diejenigen Ufer tritt, welche ihm die Natur

gesetzt

gesetzt hat. So wie es nun zuweilen vor Länder ein Unglück ist, wenn ihnen dergleichen Flüsse in der Nähe sind, die zuweilen stark anschwellen, so hat es auch eben diese Bewandniß mit Völkern, welche Eroberer zu Nachbarn haben oder gar unter deren Bothmäßigkeit stehen.

In der Geschichte ist von der dunkeln oder schlechten Regierung des Psammis, des Neacho Sohnes und Nachfolgers ein tiefes Stillschweigen. Nur weis man so viel, daß, während der Zeit, da er auf dem Throne gesessen hat, die Griechen die Weisen in Egypten um Rath gefraget haben, was sie bey dem Olympischen Spielen für Gesetze einführen sollten, und diese ihnen geantwortet haben: Daß, wenn Völker mit auswärtigen sich in einerley Absichten bemüheten, man glauben müßte, daß die Richter in ihrem Urtheile partheyisch wären, wenn beyde einander rathen sollten.

Apries, welchen die heilige Schrift Pharao Ephrea oder auch Ophra nennet, kam nunmehro zur Regierung, nach dem sein Vater Psammis gestorben war. Dieser Herr, welcher in den ersten Jahren seiner Regierung glücklich war, fiel von dem höchsten Grade des Glückes, zu welchem das Glück einen Monarchen nur erheben kann, bis zu dem allerniedrigsten. Seine Flotten eroberten zwar die Insel Cypern und die Stadt Sidon, und seine Armeen brachten Phönicien und Palästina unter seine Bothmäßigkeit. Weil er aber durch diesen glücklichen Erfolg der Waffen stolz wurde, so glaubte er, die Götter selbst wären nicht so mächtig, daß sie ihn von seinem Throne stürzen könnten; mithin wollte

Gott diesem stolzen König strafen, welcher sich (Ezechiel 29, 3.) so ausdrückte: „Der Fluß gehört „mir zu, denn ich bin derjenige, der ihn gemacht „hat." Er brachte also eine Armee auf die Beine um den Einwohnern von Lybien zu Hülfe zu kommen, die von den Cyrenern angegriffen waren; seine Armee aber wurde geschlagen, und diejenigen, welche von dem Blutbade waren übrig geblieben, sprengten aus, der Tyrann hätte sie nur blos nach Lybien geschickt, daß sie umkommen, und das Vaterland seiner Beschützer beraubet werden möchte. Der Aufstand wurde allgemein, und die Krone begunte bereits auf dem Haupte des Apries zu wanken. Er schickte also einen an die Aufrührer mit Nahmen Amasis, welcher bey dem Volke sehr beliebt war, und auf dessen Treue er viel Vertrauen setzte. So bald dieser Minister vor das Volk kam, seines Königes Sache zu führen, so wurde er selbst zum Könige ausgerufen. Die Bereitwilligkeit, mit welcher Amasis das Scepter von den Aufrührern annahm, beweißt zur Gnüge, daß er schon vorher mit ihnen einig gewesen ist. Vielleicht hätte Apries noch einige Mittel zu seinem Besten vor sich gehabt; allein seine Grausamkeit raubte ihm dieselben sämmtlich. Er schickte nehmlich den Paterbemis, den allerredlichsten von seinen Hofleuten, mit dem Befehle an den Amasis ihn gefangen zu nehmen, und vor ihn zu führen. Allein dieser Gesande wurde von dem Amasis und seinen Anhängern sehr unanständig behandelt, und muste daher den wütenden Apries von seiner fruchtlosen Commißion Rede und Antwort geben: wofür ihn dieser, zur Belohnung, das

Leben

Leben absprach. Als er nun seine Unterthanen verflucht, und so zu sagen in den Bann gethan hatte, so begieng er noch die Thorheit, und setzte sein Vertrauen auf eine auswärtige Armee. Diese aber war nur in aller Geschwindigkeit zusammen geraft, mithin in den Ebenen von Memphis von dem Amasis überwunden, und der Rest nach der Schlacht zu Kriegsgefangenen gemacht; Amasis aber lies seinen bisherigen König in dem Schlosse zu Sais erdrosseln. Alle diese Begebenheiten sind von den Propheten vorher gesagt worden.

Ob nun gleich Amasis nur durch einen Aufruhr zur königlichen Würde gelanget war, so bemühete er sich doch, durch den Weg der Gerechtigkeit bey dem Volke in Ansehen zu kommen. Er brachte also diejenigen Gesetze wieder in Ansehen, die unter den vorigen Regierungen entweder aus der Acht gekommen oder vernachläßiget worden waren. Als ihm nun nicht unbekannt seyn konnte, daß man sich über sein geringes Herkommen etwas zu Gute thun würde, so lies er ein güldenes Gefäß giessen, in welchem er, und seine Hofleute sich die Füsse wuschen, ehe sie sich zur Tafel setzten. Nachher aber lies er daraus ein Götzenbild machen und es öffentlich aufstellen; da denn das Volk haufenweise hinzueilte, der neuen Gottheit seine Ehrfurcht zu beweisen. Bey welcher Gelegenheit sie denn Amasis mit folgenden Worten anredete: „O „ihr guten Egyptier! eben dieses Götzenbild, vor „welchen ihr gegenwärtig eure Knie so ehrfurchtsvoll beuget, war ja kurz vorher ein Gefäß, welches wir zu dem allerschlechtesten Gebrauche be-

„stimmet hatten; und nichts desto weniger ist es „durch die Vorzüglichkeit seiner Materie, woraus es „bestund, zu Ehren gelanget; ihr habt also vergessen, „was es vorher war, um dasjenige zu ehren, „was es jezt ist. Vergesset demnach auf gleiche „Weise den geringen Stand, in welchem ich gebohren bin, und betrachtet in mir blos einen König, „den ihr auf den Thron gesetzt habt, und welcher „sich in seinem ganzen Leben bemühen wird, euere „Glückseligkeit zu suchen„. Von dieser Zeit an haben die Egyptier gegen den Amasis alle diejenige Hochachtung bewiesen, welche die königliche Würde fordert. Man hat ihm das berühmte Gesetz zu verdanken, vermöge welches alle egyptische Einwohner gehalten waren, ihren Obrigkeiten anzuzeigen, auf was für Art sie sich nähreten. Diejenigen, welche dergleichen nicht angeben konnten, wurden als Verbrecher angesehen, und am Leben gestraft.

Einige Schriftsteller haben, um die ausnehmende Menge der egyptischen Einwohner zur Zeit des Amasis, zu beweisen, behauptet, es wären in Egypten 2000 gleich stark bevölkerte Städte gewesen. Man kann aber ohne Gefahr der Wahrheit glauben, daß man ihnen was aufgebunden hat.

Während dieser Regierung haben die Griechen die Erlaubniß erhalten, in dem ganzen Königreiche zu handeln. Es stund ihnen auch frey, sich daselbst niederzulassen, und sie durften so gar denenjenigen Göttern Tempel errichten, die in ihrem Vaterlande angebetet wurden. Der Weltweise Pythagoras kam dahin, von den egyptischen Priestern ihren geheimen Gottesdienst zu lernen, und er erhielt von ihnen

nen auch seine Theorie von der Seelenwanderung. Man vermuthet, daß Cyrus, König in Persien, während seinen Siegen den Egyptiern einen Tribut aufgelegt, von welchem sie aber Amasis befreyet hat. Hiervon soll der Beweis seyn, daß so gleich, als Cambyses ein Sohn des Cyrus auf den Thron gekommen, er den Psammetichus den Krieg angekündiget habe, welcher seinen Vater Amasis in der Regierung gefolget, und nachdem er ihn überwunden, habe ermorden lassen.

Fünftes Hauptstück.

Fortsetzung der kurzen Geschichte von Egypten.

Nach dem Tode des Psammetichus wurde das Königreich Egypten eine persische Provinz; denn man darf eine Menge von Oberhäuptern, welche, entweder ihre Untergeordneten und tributbaren Unterthanen des Ueberwinders oder dessen Feinde waren, und nun ihr Vaterland unter den Vorwand verwüsteten, es von dieser Regierung oder Dienstbarkeit zu befreyen, eben nicht unter dessen Könige rechnen. An dem Alexander glaubten die Egyptier einen Befreyer zu haben, welcher, nach dem er den Darius bey Arbela überwunden hatte, vor Memphis gieng, aus deren Gehorsam gegen ihn er sich die Eroberung von ganz Egypten versprechen konnte, weil ihm die Einwohner sogleich die Thore aufmachten. Die übrigen Städte folgten dem Beyspiele ihrer Hauptstadt; und diese Veränderung ereignete sich so

geschwind, daß die Perser darüber erstaunten, und sich zurück zogen, ohne einmal den geringsten Versuch zu machen, wider ihr Schicksal zu streiten. Alexander mißbrauchte denjenigen Sieg, der ihn so wenig gekostet hatte, ganz und gar nicht; sondern unterließ nichts, wodurch er die Liebe seiner neuen Unterthanen gewinnen konnte. Die Perser hatten die Tempel der Egyptier entweyhet, und den Ochsen Apis, als den vornehmsten Gegenstand ihrer Ehrfurcht, geschlachtet; über dieses auch die Gräber verunehret. Alexander aber bestätigete ihnen ihre alten Gesetze, und erlaubte den Priestern, ihren Götzendienst wieder zu halten. Er ließ es nicht dabey bewenden, daß er sich Völker durch seine Tapferkeit und Schrecken seines Namens, unterwürfig machte, sondern er suchte sich selbige auch durch die Kraft des Aberglaubens zu verbinden. Die Priester, welche zu den Tempel des Jupiter Hammon gehörten, gewann er durch Geld. Diese mußten ihn öffentlich für den Sohn eines Gottes erklären, den sie verehrten. Alexander marschirte also mit seiner Armee durch die sandigte Wüste, welche Egypten von Ethiopien scheidet, an deren Ende die Wohnung dieser vorgegebenen unsterblichen Gottheit ist. Allein seine Soldaten hatten kein Wasser, und weil sie von der brennenden Sonnenhitze fast umkommen mußten, so stiessen sie wider ihn Lästerworte aus, und riefen mit grossen Geschrey den Gott des Todtes an. Weil sie nun fast schon in Gefahr waren vor Durst zu sterben, so wurde der Himmel mit Wolken überzogen, es entstund ein Ungewitter, und regnete sehr eichlich: welches denn für ein Wunder gehalten wurde.

wurde. Hierauf erhohlten sich die matten Leiber der Soldaten wieder, die bereits alle Hofnung verlohren hatten. Endlich gelangte man, unter Anführung derjenigen Raben, welche, wie man sagt, beständig vor den ersten Fahnen herflogen, und stille sassen, wenn die Armee ausruhte, an dem bestimmten Orte an. Der Ueberwinder des Darius gieng also in den Tempel, und der oberste Priester nennte ihn mit lauter Stimme einen Sohn des Jupiter und prophezeyhete ihm die Oberherrschaft über die Welt: von welcher Zeit an er denn, zu folge dessen, was in der heiligen Schrift stehet, seine Stelle unter der Zahl der Götter genommen hat. Durch eben diese List hat der Ueberwinder von Indien nicht nur seine Person heilig, sondern auch seine Soldaten unüberwindlich gemacht. Er bauete Alexandrien, die von ihm den Namen hat, zwischen den Meere und Palus Meotides, setzte über Egypten Stadthalter, und eilte nunmehr, neue Eroberungen zu machen.

Nach dem frühzeitigen Todte des Alexanders theilten seine Generals das Reich unter sich, und zwar unter dem Aridäus seinem Bruder, den sie zum Nachfolger erwählten, und unter dessen Regierung sie würkliche Könige waren. Ptolemäus Soter, des Lagus Sohn, regierte über Egypten 12 Jahre unter dem Titel eines Bassen; seine Regierung aber war würklich unumschränkt. So bald nun sein Ansehen durch den Untergang oder auch Zertheilung seiner Feinde, dauerhaft befestiget war, so nahm er den Namen eines Königes an, und verband Lydien, Arabien, Cele-Syrien, und das gelobte Land mit seinem Reiche. Weil er nun von Natur leutselig,

freygebig, gesprächig und uneigennützig war, so liebten ihn auch seine Unterthanen, wie ihren Vater. Während der Zeit des Friedens, den ihnen seine glückliche Regierung geniessen ließ, bemühete er sich, Egypten so wohl zu befestigen, als zu verschönern. Er ließ auf der Insel Pharus einen prächtigen Thurn bauen, auf welchem ein beständiges Feuer unterhalten wurde, wornach sich die Schiffe in der See richten konnten. Dieses Gebäude war von weissem Marmor, kostete 800 Talente, und wurde unter die 7 Wunderwerke gezählet. Dieser König trieb auch die Wissenschaften und nahm die Gelehrten in seinen Schutz. Er hat das Leben des Alexanders beschrieben, welches die Alten sehr hoch geschätzet haben. Das Musäum, welches er in Alexandrien errichtet hat, war von eben der Art, als unsere ersten gelehrten Gesellschaften, und nachher Academien. Die Glieder desselben bemüheten sich um die Erfindung philosophischer Wahrheiten und die Verbesserung aller übrigen Wissenschaften. Er verschaffete ihnen mit ungemein grossen Kosten, eine ziemlich grosse Anzahl von Büchern, welche die Anlage zu der berühmten Bibliothec in Alexandrien gewesen sind; die aber von den folgenden Königen, bis auf eine Anzahl von 700000 Bänden angewachsen, nachher aber, als Cäsar die Stadt belagerte, meistentheils verbrannt, der Ueberrest aber im siebenten Jahrhunderte völlig zu Grunde gerichtet ist, als die Saracenen die Stadt einnahmen. Ptolemäus Soter wartete übrigens nicht so lange, bis ihm der Todt die Krone und den Thron entrissen, sondern er überließ noch beydes bey seinem Lebzeiten, seinem jüngern Sohne Ptolemäus Philadelphus,

delphus, zum Nachtheile des ältern Ceraunus, den er zur Regierung untüchtig erachtete. Bey welcher Gelegenheit er sich denn so ausdruckte: daß es mehr Ehre sey, einen König zu machen, als selbst einer zu seyn. Dieser grosse König starb im Jahre der Welt 3721. und vor Christi Geburt 283.

Als Ptolemäus Philadelphus die Regierung antrat, so war Egypten in sehr grossem Ansehen. Denn dieser König besaß ausser dem obern, mittlern und niedern Egypten, noch Phönicien, Cele-Syrien, die Insel Cypern, Pamphylien, Cilicien, Lycien, Carien und die cycladischen Inseln. Alle diese Provinzen mit einander machten ein sehr mächtiges Reich aus, welches unter der Regierung des Philadelphus auch nichts von seinem Glanze verlohren hat; obgleich dieser Herr keine sonderliche Lust zum Kriege hatte, und von einer schwachen Leibesbeschaffenheit war. Nichts destoweniger aber wurde der schwächliche Leib von einem sehr muntern und standhaften Geiste beseelet. Er liebte die Gerechtigkeit, Wissenschaften und die Gelehrten, schützte die Gesetze, und machte, daß eine Menge von Fremden ihr Vaterland verliessen, die Annehmlichkeiten seiner vortreflichen Regierung zu geniessen. Ob sich gleich an verschiedenen Orten seines Reichs Empörungen äusserten und sein Bruder Ceraunus, welcher nach dem macedonischen Throne strebte, ihn viel Verdruß machte, so hielt ihm doch alles dieses nicht ab, den Tyriern diejenige Handlung zu entziehen, die sie bereits seit langen Jahren gehabt hatten: welches auf die Weise geschahe, indem er Ptolemaida und Berenice auf den Küsten des rothen Meeres anlegte, welche in kurzem die Niederlagen

lagen aller arabischen, indischen, persischen und ethiopischen Waaren wurden. Den Transport dieser Waaren durch die Wüste aber zu erleichtern, wo niemand wohnete und ganz und gar kein Wasser anzutreffen war, ließ er einen grossen Canal an der Heerstrasse heruntergraben, und an verschiedenen Orten desselben Wirthshäuser anlegen, wo Menschen und Vieh verpfleget werden konnten. Dieser Canal endigte sich an dem Nil, welcher ihn reichlich so viel Wasser gewährete, als zu einer beständigen Schiffarth auf demselben bis nach Alexandrien, nöthig war. Auf solche Weise konnten der Orient und Occident mit leichter Mühe ihre Waaren gegen einander vertauschen, und Egypten war das allgemeine Waarenlager der damals bekannten drey Welttheile. Diese Handlung, welche von zwo starken Flotten bedecket wurde, einer in dem rothen, der andere in den mittelländischen Meere wird noch gegenwärtig durch eben solche Mittel seit vielen Jahrhunderten her, erhalten; daß sie aber sehr abgenommen hat, rühret von dem nachher entdeckten Wege um das Vorgebürge der guten Hofnung her.

Ptolemäus Evergetes folgte seinem Vater in der Regierung. Er trat dieselbe mit Uebung einer scheinbaren Rache an, und zwar wegen Ermordung seiner Schwester Berenice und seines Vetters, welche beyde auf Befehl des Seleucus, der ein Sohn von der zwoten Gemahlin des Antiochus Theus Königs in Syrien und Gemahl der Berenice war, hatte umbringen lassen, in dessen, der Mutter und des Sohnes Blute, sie eben vorher ihre Hände besudelt hatten. Evergetes brachte also eine furchtbare Armee zusammen,

men, und durchstrich mit derselben, als Ueberwinder, Cilicien, Pamphylien, Jonien, Thracien, den Hellespont, Mesopotamien, Susiana, Persien und Meden. Alle Völker erklärten sich vor ihm und brennten vor Begierde, ihm wider einen mörderischen Sohn und Gemahlin zu dienen. Er hätte seine Eroberungen viel weiter getrieben, wo er nicht wegen eines Aufruhrs, den sein Bruder Lysimachus angesponnen, eilig in sein Königreich hätte wieder zurück kehren müssen. Ausser diesem hatte der König in Egypten noch einen Krieg mit dem König Seleucus fortzuführen; nachdem er ihn aber überwunden hatte, so gestattete er ihn den Frieden oder schloß wenigstens einen Stillestand auf 10 Jahre mit ihm. Hierauf wendete er seine Waffen gegen Arabien, und legte den Einwohnern dieser dürren und hitzigen Provinzen, welche von der Meerenge Babel-Mandel an, die sie mit dem mittägigen Meere verbindet, die Küsten des rothen Meeres ausmachen, einen leichten Tribut auf. Evergetes starb nach einer Regierung von 25 Jahren; und man hätte Ursache gehabt, ihn von Herzen zu beweinen, weil seine Nachfolger rechte Scheusale der Grausamkeit waren.

Es war glaublich, daß Ptolemäus Philopater auf den Thron gestiegen, an dem er seine Hände mit des Vaters Blut befleckt, und diese Vermuthung gediehe zu einer Gewißheit, als man sahe, daß er seine Mutter Berenice und Bruder Magas, deswegen öffentlich ermorden ließ, weil sie ihm seine schrecklichen Ausschweifungen zu dreiste verwiesen hatten.

Er führete mit dem Antiochus, Könige in Syrien, wegen Besitzung einiger Provinzen, und unter

andern

andern wegen Judäa, weitläuftige Kriege. Ueber diesen Prinz erhielt er einen wichtigen Sieg bey den bekannten Passe Raphia, und als er hernach in die Stadt Jerusalem marschirte, so gieng er auch in den Tempel, und wollte so gar in das allerheiligste. Es überfiel ihm aber ein unvermuthetes Schrecken, wodurch er daran verhindert wurde; welches sich auch gleich durch die ganze Stadt verbreitete. Philopater schwur daher, sich wegen desjenigen Schimpfs zu rächen, den ihn die Juden angethan hätten. Als er daher wieder nach Egypten zurück kam, so lies er diejenigen, welche von diesem Volke in Alexandrien wohnten, auf das greulichste verfolgen. Jegliche Jahre, da dieser verächtliche Herr regieret hat, sind in der Geschichte mit lauter Grausamkeiten und den allerschlechtesten Handlungen bezeichnet. Sein Königreich welches von lauter Schmarozern oder auch nichtswürdigen Weibsbildern regieret wurde, erwartete also seinen Todt mit Verlangen; welcher endlich im 37sten Jahr seines Alters erfolgte. Sein Sohn Ptolemäus Epiphanes war nur 5 Jahr alt, als er auf den Thron kam.

Während der Minderjährigkeit dieses Herrn setzte es viele Unruhen und Empörungen. Egypten schwamm in dem Blute seiner Bürger, welches die Ministers vergossen, die sich um den abscheulichen Ruhm zankten, welcher von ihnen das Volk unter seinem Namen am besten drücken konnte. Als er aber selbst regierte, so genoß das Königreich nicht länger einige Ruhe, als bis der kluge Aristomenes todt war, auf welchen der König anfänglich sein ganzes Vertrauen gesetzet hatte. Zum allgemeinen Unglücke

glücke reichte Ptolemäus Epiphanes seine Ohren den Schmeicheleyen der Hofleute dar. Aristomenes wurde verläumdet, fiel in Ungenade, wurde gezwungen Gift zu nehmen, und hierauf gerieth das ganze Reich in Verwirrung. Der junge Monarch war von sehr lebhaften Leidenschaften; als nun derjenige hinweg war, welcher sie einzig und allein einigermassen im Zaume halten konnte, so überließ er sich auch allen Ausschweifungen ohne Scheu. Wegen des Eigensinnes des Monarchen kamen keine Gesetze mehr in Betracht. Der gedrückte egyptische Unterthan durfte keine Klage mehr vorbringen; man entriß ihm so zu sagen alles, bis zu den nöthigsten Lebensmitteln, und bestrafte auch so gar die geringsten mißvergnügten Ausdrücke sehr strenge. Die Fesseln aber, die man ihn anlegte, wurden ihm dergestalt zur Last, daß, da er sie endlich nicht mehr ertragen konnte, er ein Herz fassete, sie ganz und gar abzuwerfen. Weil nun Ptolemäus Epiphanes sahe, daß sich eine Stadt nach der andern empörte, so wollte er eine Armee auf die Beine bringen, diejenigen Unterthanen mit Gewalt zu unterdrücken, die sich den Gesetzen gern freywillig unterworfen hätten, wenn man weiter nichts gebraucht hätte, als deren Gewalt, sie zu regieren. Seine treulosen Freunde fragten ihn darauf, wo er denn Geld hernehmen wollte, sie zu besolden, weil er schon alle Schätze mit seinen Verschwendungen erschöpft hätte? Hierauf antwortete er unbedachtsamer Weise, er würde schon dergleichen in den Kästen seiner vertrauten Freunde finden: und dieses war genug, daß man den Entschluß faßte, ihn zu ermorden. Der verzagte, geitzige und wollüstige Hofmann, weiß schon

sich

sich mit dem Mantel der Unehre zu schützen und sich den allerschändlichsten Handlungen zu überlassen, wenn er nur sein Vermögen vergrössern kann; er weiß aber nicht, daß die Wohlthaten eines Herrn eben so viele Pfänder sind, welche in dringender Noth zur Erhaltung des Lebens und der Ehre des Wohlthäters angewendet werden müssen. Ptolemäus Epiphanes starb übrigens an beygebrachtem Gift.

Ptolemäus Philometer war, zum Unglücke Egyptiens, nur eine kurze Zeit unter der Regierung seiner Mutter Cleopatra, einer sehr tugendhaften Prinzeßin; die aber der Todt in der Blüthe ihrer Jahre, zum allgemeinen Leidwesen, hinwegnahm. Nach Endigung seiner Minderjährigkeit kündigte dieser Herr seinem Vetter Antiochus, Könige in Syrien, den Krieg an, der ihn zweymal schlug, und in der zwoten Schlacht aller Wahrscheinlichkeit nach, zum Kriegsgefangenen machte. Dieses sein Unglück ertrug er mit einer Gleichgültigkeit, die ihn in den Augen der Bürger von Alexandrien verächtlich machte; mithin erklärte ihn dieses herzhafte Volk aller fernern Rechte zum Throne verlustig, und rief seinen jüngern Bruder unter den Nahmen Ptolemäus Evergetes, zum Könige aus; er ist aber in der Geschichte unter dem Nahmen Physcon, welches so viel heisset, als ein dicker Bauch, bekannter. Die Römer nahmen übrigens Antheil an den Streitigkeiten dieser beyden Brüder, und machten sich die Unruhen von Egypten zu Nutze, um ihre Herrschaft desto mehr zu erweitern und fester zu setzen, wenn sie die Kräfte eines mächtigen Königreichs zertheilten, welches ihnen ohnedem in die Augen stach. Mithin sprachen sie Kraft ihres

Ansehens,

Ansehens, Egypten nebst der Insel Cypern den Philometer, Cyrenais und Lybien den Physicon zu, und zwar so, daß dieser seinem Bruder auf keine Weise unterthänig seyn sollte. Der Ausspruch aber gefiel keinem der beyden Könige. Mithin fiengen sie mit einander einen Krieg an, und eben dieses war es, was die Römer suchten, deren Staatsklugheit darauf hinaus lief, beyde Theile zu schwächen, damit sie selbige desto leichter unterdrücken könnten. Allein sie genossen diese verwünschte Freude nicht. Sondern Philometer, nach dem er seinen Bruder Physicon einen Theil seiner Länder abgenommen, und ihn zu einem Kriegsgefangenen gemacht hatte, so schenkte er ihm seine Freundschaft nebst der Krone wieder, und lebte nachher in einem guten Vernehmen mit ihm. Indessen starb Ptolomäus Philometer einige Jahre nachher an den Wunden, die er in einer Schlacht bekommen hatte.

Nunmehr warfen sich 2 Partheyen in Egypten auf: die eine wollte den jüngern Prinz des Ptolomäus Philometer auf den Thron haben, und seine Mutter, welche eine Gemahlin und Schwester des letztverstorbenen Königes war, zur Reichsverweserin; die andere besorgte allerley Unglück, welches aus einer langen minderjährigen Regierung entstehen könnte, und wollte den Physicon die Krone aufsetzen, welcher schon bey reiffen Jahren war, folglich eher im Stande, das Vaterland wider eine Menge mächtiger Feinde zu vertheidigen, die es auf allen Seiten umgaben. Ein römischer Abgesandter legte indessen alle Schwürigkeiten bey, erklärte sich, daß die Cleopatra den Physicon heyrathen, und der Sohn des

Philometer als rechtmäßiger Erbe seines Vetters, welchen man die Zeit seines Lebens die königliche Gewalt gestattete, erkläret werden sollte. Wir wollen unsere Augen von allen den abscheulichen Auftritten hinweg wenden, welche die Regierung dieses Scheusales verunstalten. Nichts desto weniger starb er eben so ruhig, als es nur ein rechtschaffener König wünschen kann.

Cleopatra folgte also, Kraft des Testaments des Physicon, ihrem Gemahle in der Regierung, und vermöge eben desselben mußte sie unter ihren beyden Söhnen Ptolomäus und Alexander, denjenigen zum Nachfolger erwehlen, welchen sie am tüchtigsten dazu hielt. Durch ihre Staatsklugheit nun wurde sie bewogen, den jüngern zu ernennen, dessen biegsamer Geist geschickter zu seyn schien, sich leiten zu lassen. Das Volk aber, welches andere Absichten hatte, als ihre Regentin, zwang sie, den Ptolomäus zum Mitregenten anzunehmen, welcher den Beynamen Soter *II.* erhielt, und in der Geschichte fast beständig Lathyrus genennet wird. Die beyden Collegen aber lebten nicht lange in gutem Vernehmen mit einander. Denn Cleopatra hielt es mit den Juden, und wollte ihnen wider die Samaritaner, mit welchen sie in einen Krieg verwickelt waren, Hülfsvölker geben; Ptolomäus aber führete eine Armee vor Samaria, welche Hyrcanus, König von Juda, zu belagern, bereits angefangen hatte. Cleopatra wurde darüber aufgebracht, als sie sahe, daß ihre Absichten von ihrem Sohne vereitelt wurden, den sie schon längst verabscheuet hatte. Sie sprengte also aus, er habe ihr nach dem Leben gestanden, und verklagte ihn vor dem

ganzen

ganzen Volke, wegen eines Verbrechens, welches kein Mensch einmal vermuthen konnte. Ptolomäus sahe sich also genöthiget, die Flucht zu nehmen, und sich nach der Insel Cypern zu begeben, welche dem Alexander zu seinem Unterhalte war angewiesen worden; und während der Zeit, da er mit diesem geringen Theile der Erbschaft seines Vaters zufrieden seyn mußte; so ließ sich der jüngere, welchen die Cleopatra zurück geruffen hatte, auf den Thron setzen. Die stolze Königin aber veruneinigte sich gar bald mit dem neuen Regenten; denn sie hatte geglaubt, an ihm einen Sclaven zu finden; allein sie gerieth in Furcht, als sie ihn für ihren Herrn achten mußte. Da nun Alexander sich gezwungen sahe, entweder einen Mord an derjenigen zu begehen, welcher er die alleinige Regierung zu verdanken hatte, oder mit Unehren eine Krone zu tragen; so gieng er freywillig ins Elend. Er wäre auch in seiner Unschuld geblieben, wenn er hier sein Leben beschlossen hätte; nachdem er aber wieder auf den Thron kam, so erhielt er sich auf demselben bloß durch das Mittel, daß er eben diejenige That vollführte, die sein Herz vorher verabscheuete. Die Egyptier hatten die Cleopatra zwar in ihren Leben verachtet, weil sie mit Abscheu gesehen, wie sie die Mordhand an ihre Mutter, Söhne und Töchter geleget hatte; nichts destoweniger waren sie doch in ihrem Gehorsam geblieben; gegenwärtig aber, fürchteten sie die Rache des Himmels gegen sich zu erregen, welche die Mordthaten an den Angehörigen und nahen Verwandten, verdienen. Mithin jagten sie den Alexander aus dem Reiche weg, und ruften den Ptolomäus Lathyrus wieder, welcher,

als er starb, die Krone seiner Tochter Berenice überließ. Diese Prinzeßin hat 36 Jahr regieret, wenn man ihre Regierung von dem Tode ihres Vaters anrechnet, 11 deren, zugleich mit ihrer Mutter, 18 in der Insel Cypern, und 7 ganz allein in Egypten.

Die Tochter des Lathyrus war noch nicht 6 Monate auf dem Throne gewesen, als der Sohn des mörderischen Alexanders, ebenfalls Alexander genannt, von den Römern unterstützt wurde, die damals unter der Tyranney des Sylla seufzeten, ihr denselben streitig machte. Um nun diese neuen Unruhen beyzulegen, so wurde beschlossen, daß die beyden Concurrenten einander heyrathen sollten. Was aber für eine abscheuliche Verbindung! Denn Alexander hatte diese seine neue Gemahlin nicht so bald von dem Altar in das Schloß geführet, so stieß er ihr einen Dolch durchs Herz.

Nach dieser abscheulichen That, war ganz Egypten wider den Mörder aufgebracht, und so bald Sylla gestorben war, so jagten ihn die Unterthanen mit Schimpf und Schande weg; machten aber an seiner Statt den Ptolomäus Auletes, einen natürlichen Sohn des Ptolomäus Lathyrus, zu ihren Könige. Damit nun derselbe dem Eigensinne eines Volkes, welches ihm eben die höchste Würde anvertrauet hatte, die es ihm vielleicht bey einer andern Gelegenheit eben so leicht wieder nehmen könnte, die geziemenden Gränzen setzen möchte; so suchte er die Freundschaft der Römer, und verwendete mehr als 18 Millionen französischer Livres, sie zu erhalten. Ob nun Egypten gleich damals noch einmal so viel

aufbrachte,

aufbrachte, so war doch eine solche ausnehmende Freygebigkeit nicht anders möglich, ausser wenn man den Unterthanen neue Abgaben auflegte. Allein dieses war eben so viel, als seinem Feinde die Waffen in die Hand geben. Denn sie verbanden sich mit einander zu seinem Untergang; machten die vornehmsten Bürger der Stadt in aller Stille aufrührisch und brachen loß, als sie glaubten, daß sich ihre Parthey stark genug zusammen verbunden hätte. Weil nun Aulctus glaubte, daß er nicht stark genug wäre, demjenigen Wetter zu widerstehen, welches ihm den Untergang drohete, so ergrif er in aller Geschwindigkeit die Flucht. So wie er nun hiervon Schimpf und Schande gehabt hatte, so war er auch auf nichts, als Rache bedacht: nichts desto weniger achtete er es für keine Unanständigkeit, indem er sich als ein König von Egypten, schlechterdings an die Römer ergab. Da er nun in Rom ankam, wo man mit Golde alles ausrichten kann, und die damals Cäsar und Pompejus als Oberhäupter regierten; so erfuhr er, daß seine Unterthanen kurz vorher die Berenice, als die älteste von seinen dreyen Töchtern, zum Nachtheile seiner beyden Söhne, die er hatte, an seine Stelle auf den Thron gesetzet hatten. Diese schlechte Zeitung machte, daß er sein unanständiges Vorhaben desto eher beschleunigte; und, ob er gleich an sich selbst verächtlich war, auch würklich von der kleinen Anzahl wahrer Römer verachtet wurde, welche Ehre und Aufrichtigkeit damals noch über alles schätzten; so verstund er doch die Kunst, durch seine Schmeicheleyen und Geschenke den Pompejus zu gewinnen. Er gelangte daher, durch Hülfe

derjenigen Armee, welche damals der Proconsul Gabinus und Marcus Antonius, in Syrien commandirten, und beyde in den folgenden Zeiten so wohl durch ihre Siege als Niederlagen, gleich berühmt worden sind, wieder auf seinen Thron. Der erste Versuch des eben wiedererlangten höchsten Ansehens, bestund darinnen, daß er seine Tochter Berenice umbringen, und aller deren Güter einziehen ließ, welche an der letzten Empörung Theil gehabt hatten. Er selbst aber starb 4 Jahr nachher, als er wieder zur Regierung gelanget war. In seinem Testamente hatte er verordnet, daß sein ältester Sohn und älteste Tochter, der Landesgewohnheit gemäß, einander heyrathen, und ihm, unter der Vormundschaft des römischen Raths, weil sie beyde noch sehr jung waren, in der Regierung folgen sollten.

Diese Königin, ist die, wegen ihrer verliebten Begebenheiten und ausnehmenden Schönheit, in der Geschichte so bekannte und berühmte Cleopatra. Der junge König aber, der nichtswürdige Ptolomäus, mit dem Zunamen Denis, welcher den grossen Pompejus mit einer ausnehmenden Niederträchtigkeit ermorden ließ. So viel nun an der Regierung dieser wollüstigen Prinzeßin in der Geschichte gelegen ist, so sind ihre Begebenheiten zum Ueberflusse bekannt; gehören auch mit zu vielem Rechte in die römische Geschichte, als daß wir uns unterstehen dürften, sie hier kürzlich beyzubringen. Nur müssen wir anmerken, daß das Königreich Egypten, welches gleich nach dem Tode des Alexanders gegründet worden, bis auf die Regierung der Cleopatra 294 Jahr gewähret hat, bis es zu einer römischen Provinz gemacht worden

worden ist. Im Jahre 635. der christlichen Zeitrechnung aber, haben sich die Saracenen Meister davon gemacht; nachher ist es gegen das 13 Jahrhundert unter die Sultane gekommen; und gegenwärtig besitzen es die Türken seit 1517.

Sechstes Hauptstück.

Von der Religion der alten Egyptier.

Es ist bekannt, daß die Egyptier anfänglich Materialisten gewesen sind, und keinen andern Gott geglaubet haben, als die Welt; auch keine andern Erkenntnißgründe der Wesen, als die Materie und Bewegung. Osiris war die Sonne und Isis der Mond. Ihr Glaubensbekänntniß bestehet überhaupt in nachfolgenden: "Im Anfange waren alle Dinge „untereinander gemischt: Himmel und Erde nur ein „einziges Wesen; nachher aber sonderten sich die „Elemente von einander. Die Luft gerieth in Be„wegung, die feurigen Theile thaten sich zusammen, „machten die Gestirne aus, wie auch die Sonne. „Die dichtern Theile des gröbern Sonnenlichts, blie„ben nicht ohne Bewegung; sondern diese wälzte sich „um sich selbst, und darauf erschien die Erde. Die „Sonne erwärmte diesen trägen Klumpen: hierauf „geriethen diejenigen Keime in eine Gährung, die sie „in sich hatte, und das Leben zeigte sich unter unzählich vielen Gestallten. Ein jedwedes lebendiges „Geschöpf begab sich in dasjenige Element, welches „ihm am bequemsten war. Die Welt," fügten sie noch hinzu, "hat ihre gewissen Zeitalter, in deren

„jeglichem sie durchs Feuer verzehret wird. Sie „kommt zwar aus ihrer Asche wieder hervor; allein „bloß, um in einem andern Zeitlaufe eben das Schick„sal zu haben. Alle diese Zeitlaufe haben niemals „einen Anfang gehabt, und werden auch eben so „wenig ein Ende haben. Die Erde hat eine kugel„förmige Gestalt, die Sterne aber sind Feuerklumpen. „Der Einfluß aller Himmelskörper trägt sowohl darzu „bey, daß Cörper hervorgebracht werden, als daß „dieselben so sehr verschieden sind. In den Mon„denfinsternissen tritt der Mond in den Schatten „der Erde. Der Mond aber ist eine Art des Pla„netenkörpers."

Nachdem sie nun diesen abgeschmackten Irr„thum nach und nach verlassen haben, als sie mehrern Umgang mit den Ausländern hatten, so machten sie einen neuern vernünftigern Lehrbegrif und erkannten „ein vernünftiges Wesen, eine Seele der Welt, die „allgegenwärtig ist, alles belebt, und nach unver„änderlichen Gesetzen regieret. Alles das, welches „ist, hat von derselben seinen Ursprung; was aber „aufhöret, kehret zu ihr wieder zurück: dieses ist „also die Quelle und der Abgrund aller Wesen." Nunmehr glauben die Egyptier auch die Unsterblichkeit der Seele, und beten in nachfolgenden Ausdrücken, wenn sie sterben: "o Sonne! die du alles „regierest, und ihr höchsten Götter, die ihr allen „lebendigen Creaturen das Leben gebet, nehmt mich „zu euch, und machet mich zu eurem künftigen Ge„sellschafter. So bald die Seelen von den Leibern „getrennet waren, so geriethen die Seelen der Ge„rechten, wie sie behaupteten, wieder in den Schooß

„des

„des grossen Urwesens; die Seelen der Gottlosen „aber irreten unter verschiedenen neuen Gestalten „in der Welt umher: da sie denn auf diese Weise „entweder gereiniget oder noch mehr erniedriget wur„den. Die Materie aber ist ewig, sie hat weder „jemals ausfliessen, noch hervorgebracht und geschaf„fen werden können. Die Welt hat einen Anfang „gehabt; die Materie aber nicht; sondern sie kann „so wenig einen Anfang als Ende haben. Sie be„stehet vor sich selbst, eben so, als das geistliche „Urwesen. Dieses aber ist ewig, und hat keine Ge„stalt; die Materie aber ist auch ein ewiges Wesen, „welches aber eine Gestalt hat." Von dieser Beschaffenheit war derjenige Lehrbegrif, welchen sie allegorischer Weise dem Osiris und der Isis vorstelleten, welche beyden den Orus oder die Welt gezeuget haben sollen: denn diese Verbindung stelleten sie sich, als ein würkendes und leidendes Urwesen zugleich vor. Die ganz besondere und geheime Theologie aber erfuhr niemand, als die Priester und eine kleine Anzahl auserlesener Personen. Sie hatten aber noch eine andere vor das Volk, welche aber in lauter abgeschmackten abergläubigen Meynungen bestund; die sie aus der Ursache in ihre Tempel auf und annehmen mußten, weil alle möglichen Götter der Ausländer bey ihnen eben diese Ehre hatten; wenn sie sich anders nur nach der Landesart kleiden liessen. Daher kommen die vielen Gottheiten, mit welchen Egypten angefüllet ist, wie auch der ausschweifende Dienst, den man ihnen erwieß. Eben dieses ist auch die Ursache der Verweigerung der Tolleranz, woraus so vieles Blutvergiessen erfolget

ist, wenn die Frage entschieden werden sollte, welcher von beyden Gottheiten der Vorzug gebührte, dem Crocodillgotte oder dem Kranichgotte, dem Katzengotte oder Zwiebelngotte. Man stritte, schlug sich, führte Krieg, und der Egyptier mußte darüber das Leben einbüssen, wenn er die Sache der eigennützigen, betrüglichen und stolzen Priester vertheidigte, und dieses so lange, als sie glaubten, vor ihre Altäre, die Ehre ihrer Schutzgötter, die Sicherheit ihrer Gesetze und der Regierung zu streiten.

Siebentes Hauptstück.

Von den Priestern.

Unter allen Ständen des Königreichs, kann sich der Stand der egyptischen Priester rühmen, daß er der älteste sey: denn es ist wahrscheinlich, daß sich sein Ursprung bis auf die Zeiten des Hermes Trismegistus erstrecket. Diese Leute wurden in wenig Jahren reich, mächtig, zahlreich und furchtbahr. Sie schrieben den Königen Regeln vor, und setzten sich zuweilen auf ihren Thron. Sie machten Gesetze und herrschten über das Volk mit unumschränkter Gewalt sehr strenge. Der gemeine Mann zitterte vor ihnen: denn sie hatten ihm die gefährlichsten Irrthümer beygebracht, so, daß er sich aus seinen Aberglauben fast nicht entwickeln konnte. Nach und nach verschlang der priesterliche Stand alle übrigen Stände des Staats. Der Sohn eines Priesters war auch zugleich ein gebohrner Priester und gehalten, seinem Vater im Amte zu folgen; jedoch ohne, daß es hierdurch andern Bürgern verwehrt

wehrt war, sich in den geistlichen Stand zu begeben und sich als Priester einkleiden zu lassen: wodurch denn der geistliche Stand immer nach und nach dem Staat seine Glieder entzog, ohne ihn jemals eins wieder zu ersetzen.

Uebrigens flösset alles in Egypten eine Achtung gegen diesen Stand ein: denn der Aberglaube, welcher aus natürlichen Begebenheiten entstehet, die Verwunderung erregen, wenn sie ein plumpes und unwissentliches Volk nicht erklären kann; die wundersame Austretung des Nilflusses und dessen nachmaliges Fallen, wodurch das Land fruchtbar gemacht wird. Die Zeit, welche die Einwohner in der Einsamkeit und allerhand Betrachtungen zubringen müssen, so lange die Ueberschwemmung dauert; welchen wir auch noch, welches vielleicht noch eine wichtigere Ursache ist, die Eitelkeit beyfügen können; daß man von sich glaubt, man könne die göttlichen Aussprüche erklären und den Willen des Himmels bekannt machen; die unumschränkte und harte Regierung, welche unter diesen Deckmantel ganz ungestraft ausgeübet werden konnte; das Vertrauen, welches man bey andern erregte, und vermöge welches man hinter alle Geheimnisse des Staats und einzelner Familien kam; endlich auch die Achtung, grosses Ansehen, Faulheit, Reichthum, Sicherheit, vornehmlich aber die Unsträflichkeit aller begangenen Laster, waren schon Ursachen genug, den priesterlichen Stand in Achtung zu bringen, und sich demselbigen zu wiedmen.

Ueberdieses sprengten die egyptischen Priester aus, daß ihre Götter auch so gar von den ausländischen wilden Völkern angebetet würden, und sie

waren

waren auch würklich in Chaldäa und Asien bekannt, wo man ihnen Ehre erwieß: wovon noch heut zu Tage einige Spuren in Indien übrig sind. Ueberdieses wiederholten sie unaufhörlich, daß diese göttlichen Wesen zu dem Ende den Himmel verlassen, und eine menschliche Gestalt angenommen hätten, damit sie die Menschen unterrichten, ihnen Gesetze geben, Künste und Wissenschaften beybringen, und hierdurch ihre Glückseligkeit befördern möchten. Endlich sagten sie: "wir sind die unmittelbaren Nachkommen dieser Gottheiten, und diejenigen, welche „eure Glückseligkeit befördern." Diese Pfaffen waren in verschiedene Classen eingetheilet, und keiner unter ihnen, durfte sich mit weltlichen Geschäften abgeben. Eine äusserliche Ernsthaftigkeit, angenommenes Wesen, strengscheinende Lebensart, waren die Merkmahle, woran man sie kennen konnte. Ihre Reden an das Volk hatten keinen andern Zweck, als daß sie denselben eine unverbrüchliche Achtung gegen den Götzendienst und die angenommene Landesgebräuche, einprägten. In der Nacht beobachteten sie den Lauf der Gestirne, und den Tag brachten sie mit allerhand Reinigungen zu; des Morgens, Mittags, Nachmittags und Abends aber sungen sie einige Lobgesänge. Die Wissenschaften, worauf sie sich legten, waren die Rechenkunst, Geometrie und Experimentalphysic. Ihre Kleidung war von Leinewand: überdieses mußten sie sich beschneiden, und am ganzen Leibe beschoren seyn. Ihre Lebensmittel waren sehr mäßig: denn sie durften nur sehr wenigen Wein trinken, währender Zeit der Reinigungen kein Brod essen, überdieß weder Fisch noch Oel, auch keine Bohnen säen.

Die

Die ganze Gelehrsamkeit der egyptischen Priester war in zwey und vierzig Büchern enthalten, und die Aufsicht darüber den ältesten unter ihnen anvertrauet. Zwey Bücher enthielten die Gesänge der Götter und die Grundsätze der Könige; die Sänger mußten sie auswendig können. Vier andere Bücher enthielten die Bewegungen der Gestirne, die Kenntniß von ihrem Lichte, die Ursachen ihres Auf- und Untergangs, und die Zusammenkunft oder den Gegenschein des Mondes und der Sonne: Alles zum Gebrauch dererjenigen, welche in der Sterndeuterey bewandert waren.

Die heiligen Bücher studirten diejenigen, welchen die Erklärung der hieroglyphischen Schriften, der Astronomie, Geographie, Lauf des Mondes, der Sonne und anderer Gestirne, Erdbeschreibung von Egypten und heiligen Oertern, ferner die Aufsicht über das Maaß und anderer dergleichen Dinge oblagen, welche sowohl zu der Policey, als der Religion gehörten.

Die Opferpriester oder Stoliten legten sich auf die genaue Erkenntniß derjenigen Bücher, welche von der Wahl der Opferthiere, Kirchenordnungen, götzendienstlichen Gebräuchen, Opfern, Erstlingen, Lobgesängen, Gebetern, Festen, öffentlichen Feyerlichkeiten, kurz, von allen dem handelten, was den Götzendienst betraf.

Die Propheten hatten 10 Bücher in Verwahrung, in welchen von der Natur der Götter und dem Verstande der Gesetze gehandelt wurde. Uebrigens mußten sie dahin sehen, daß die Abgaben der Unterthanen gehörig vertheilt wurden.

Endlich

Endlich hatten sie auch 10 Bücher, die den Pastophoren, wie sie die Griechen, von den langen Mänteln, die sie trugen, zu nennen pflegen, anvertrauet waren. Diese Pastophoren waren die Aerzte der Egyptier, und mußten schwören, daß sie während der Cur eines Patienten, sich in allem nach den Vorschriften desjenigen heiligen Buchs richten wollten, welches man ihnen überlieferte. Thaten sie nun dieses, und der Kranke starb, so maaß man ihnen die Schuld nicht bey, hatten sie aber den gedachten Befehlen nicht nachgelebet, so wurden sie als Mörder gestraft, wenn der Kranke nicht davon kam. Das Gesetz war deutlich: die Pastophoren aber wurden ja von der priesterlichen Versammlung oder ihren Amtsgenossen gerichtet; mithin konnten sie ja leicht für unschuldig erkläret werden. Diejenigen Bücher aber, nach welchem diese Aerzte ihre Heilart anstellen mußten, handelten, wie Clemens Alexandrinus berichtet, von dem Baue des menschlichen Cörpers, den Krankheiten überhaupt, den nöthigen Instrumenten, Medicamenten, Augenkrankheiten und Krankheiten der Weiber.

Die egyptischen Priester aber unterrichteten niemanden in den Geheimnissen ihrer Religion, als ihre würklichen Landesleute: waren ihnen aber einige Ausländer nachdrücklich angepriesen, und sie sahen sich hierzu gezwungen, so mußten die Neulinge lange und schwere Proben ausstehen, so, daß sie des Priesterthums entweder gar überdrüßig oder doch nachdrücklich genug bewogen wurden, die genaueste Verschwiegenheit zu beobachten. Anfänglich unterrichtete man sie im Briefschreiben, da sie denn die gewöhnlichen

chen Zeichen kennen lernen mußten; nachher brachte man ihnen die Erkenntniß der heiligen Schrift bey; und zuletzt, die hieroglyphische oder diejenige Schreibart, die man beobachtete, wenn Nachrichten in Stein gegraben werden sollten, welches so zu sagen mit redenden, sinnbildlichen, nachahmungsfähigen und anspielenden Zeichen geschahe.

Achtes Hauptstück.

Von dem Osiris und Isis.

Die egyptische Fabellehre war ziemlich einfach, denn man nahm 2 Urwesen an, ein gutes und ein böses: von dem guten Urwesen kam die Erzeugung, von dem bösen aber der Untergang der Geschöpfe her. Das gute Urwesen war zwar mächtiger als das böse; doch erstreckte sich des erstern seine Gewalt nicht so weit, daß es das letztere entweder vernichten oder seine Würkungen verhindern könnte. In dem guten Urwesen unterschieden die Priester 3 Dinge, deren eins die Güte betraf und die Pflichten eines Vaters, das zweyte die Pflichten einer Mutter und das dritte die Pflichten eines Sohnes ausmachten. Der Vater war Osiris, die Mutter Isis und der Sohn Horus. Das böse Urwesen nannten sie Typhon. Aus diesem Lehrbegriffe sind alle abscheuliche Vorstellungen der abergläubischen Völker entstanden. Wir wollen dasjenige mit wenigem berühren, was uns die egyptischen Priester von dem Osiris und Isis erzehlen. Ihre Obern waren Saturnus und Rhea. Die Sonne hatte diese beyden

Verliebten

Verliebten einsmals in einem zärtlichen Umgange angetroffen, und wollte nicht gestatten, daß Rhea währenden Laufes eines Monates oder Jahres wiederkäme. Mercur aber, welcher jederzeit bereit war, den Göttinnen seinen Dienst zu erweisen, verschafte ihr die Bequemlichkeit, sich von ihrer Leibesfrucht zu erledigen, folgender massen: er spielte vor die Göttinnen mit dem Monde, gewann ihm den 72sten Theil eines Tages ab, und that diesen zu dem Jahre hinzu, welches bis dahin nur 360 Tage gehabt hatte. Denn ersten Tag wurde Osiris unter einer grossen Menge erstaunender Wunder gebohren; und eine Stimme vom Himmel zeigte den Menschen an, daß der höchste Herr aller Dinge gegenwärtig käme und dem Lichte die Augen öfnete. Den zweyten Tag kam Horus auf die Welt; und den dritten zerriß Typhon die Seite seiner Mutter, um gleichfalls gebohren zu werden. An dem vierten kam Isis und am fünften Nephtha oder Venus zur Welt. Nephtha heyrathete den Typhon, Isis aber den Osiris. Von diesen beyden letzten Eheleuten ist der Horus schon damals gebohren, als beyde noch in dem Leibe der Rhea waren.

Osiris wurde König in Egypten; er fieng an, seine Unterthanen in gute bürgerliche Verfassung zu setzen, gab ihnen Gesetze, brachte ihnen die Furcht vor die Götter bey, und bauete seinen Vater Jupiter verschiedene Tempel. Denn einige wollen nicht, daß er von dem Saturn und der Rhea gebohren sey, sondern vielmehr ein Sohn des Jupiters und der Juno. Es mag aber mit einer von diesen beyden Fabeln für eine Bewandniß haben, welche es wolle, so

überließ

überließ Osiris, nachdem er die Glückseligkeit seiner Unterthanen auf einen dauerhaften Fuß gesetzet hatte, die Regierung des Reichs seiner Gemahlin Isis und dem weisen Hermes; er aber reiste die Welt durch, nicht in der Absicht, sich dieselbe zu unterwerfen; sondern deren Einwohner vielmehr glücklich zu machen. Apollo sein Bruder begleitete ihn auf dieser nützlichen Reise, und dieser Gott hatte unter seinem Gefolge 9 Jungfrauen, welche durch ihren annehmlichen Gesang und Stimme verschiedener musicalischer Instrumenten, die Herzen der allerwildesten Völker zu lenken wusten. Anubis und Macedo folgten ihrem Vater Osiris, der eine war mit einer Hunds-, der andere aber mit einer Wolfshaut bekleidet. Zu ihnen gesellete sich Pan, wie auch Macedo und Triptolemus. Der erstere belehrete die Menschen, wie sie den Wein bauen, und der andere, wie sie Korn säen und ernden müsten. Osiris und seine Gefährten durchwanderten also Ethiopien, Arabien, Indien, und den grössesten Theil von Asien; ferner auch den Hellespont, und kamen bis nach Thracien; breiteten allerwärts wo sie durchreiseten, nützliche Kenntnisse aus, mehr oder weniger, nachdem es ihnen beliebte. Macedo ließ sich in demjenigen Lande nieder, welches seit der Zeit Macedonien geheissen hat; Triptolemus aber in Africa, und die Egyptier baueten eine Stadt, die sie Chemnis nennten, welches eben so viel heisset, als Pan; zu Ehren dieses Helden nehmlich, welchem in den folgenden Zeiten alle Völker Ehrensäulen und Altäre errichtet haben.

Nachdem sich nun Osiris auf diese Weise als den Wohlthäter des menschlichen Geschlechts bewiesen hatte, so kam er wieder nach Egypten zurück; wo er aber von seinem Bruder Typho ermordet wurde, der seinen Leichnam in 22 Theile zerstückte, und einem jedweden von denen zwey und zwanzigen, die an seinem Tode Antheil hatten, und ihm bey dieser abscheulichen That behülflich gewesen waren, einen Theil davon gab. Die traurigen Ueberbleibsel dieses Helden that man in einen Kasten und warf sie ins Meer, welches sie aber einige Zeit nachher wieder auswarf, und zwar auf eine Fläche neben der Stadt Biblus. Hier war die Isis so glücklich, sie wieder zu finden; indem sie aber die Vorkehrung machte, sie prächtig zu begraben, so wurden sie ihr von dem gottlosen Typhon abermal weggenommen, welcher sie nunmehr in 22 verschiedene Oerter zerstreuete, weswegen denn die unglückselige Isis unsägliche Mühe hatte, diese zerstreueten Glieder ihres geliebten Gemahls wieder zusammen zu suchen. Endlich war sie so glücklich, sie wieder zu finden, ein einziges ausgenommen, welches in den Nil geworfen und von vier Raubfischen gefressen war, deren Namen die Egyptier nachher ohne Unwillen niemals haben aussprechen können. Zum Andenken dieses unersetzlichen Verlustes hat die Isis denjenigen abscheulichen Götzendienst angeordnet, welchen nachgehends der allergröste Theil der alten Völker angenommen haben. Die damaligen Priester ermangelten indessen nicht, den Osiris unter die Götter zu setzen, die Isis aber nach ihrem Tode unter die Reihe der Unsterblichen. Während ihren Witwenjahren

war

war sie öfters von ihrem geliebten Gemahle besuchet worden, welcher blos aus der Hölle zurück gekehret war, ihr sein Mitleiden über ihren Schmerz zu bezeugen, und ihr deutliche Proben von seiner Zärtlichkeit zu geben. Aus diesem ausserordentlichen Umgange und Liebe ist der Harpocrates entstanden. Typhon aber wurde in einer Wüste, wo er zu dem Ende hingeflüchtet war, der verdienten Strafe zu entgehen, von dem Blitze erschlagen.

Die Dunkelheit, in welche dieses ganze Mährgen eingehüllet ist, hat die Einbildungskraft der Fabellehrer ungemein gereizet, welche allenthalben die Ausschweifungen der egyptischen Priester noch immer vergrössert haben: wodurch denn unsre Critiker in solche Verwirrung gerathen sind, daß sie unter allen heidnischen Göttinnen, die Isis der Egyptier zu sehen, geglaubet haben.

Ausser dem täglichen Dienste, welcher der Isis erwiesen, und den verschiedenen Festen, die ihr zum Andenken ihrer Wohlthaten gefeyert wurden, die sie den Egyptiern erzeiget hatte, war eins von einer besondern Art, an dem man dasjenige Schiff ehrete, auf welchen diese Göttin gefahren war, als sie die zerstreueten Stücken des Osiris gesucht hatte. Gedachtes Fest wurde gemeiniglich zu Anfange des Frühlings gefeyert, und es bestund in einer Verehrung der Isis, als der Königin des Meeres, zu dem Ende, damit sie zu der angehenden Schiffarth Glück und Segen geben möchte. "Meine Priester", sagte die Göttin zu dem Apulejus, welcher sich stellet, als ob die Isis zu ihm redete, "sollen mir morgen die "Erstlinge der Schiffarth auf die Weise bringen, daß

„ist mir ein ganz neu Schiff weyhen, welches noch „niemals gebraucht ist. Es ist auch gegenwärtig „die Zeit bequem, weil die Stürme, die den Win„ter über zu seyn pflegen, nicht mehr zu besorgen „sind, auch die Wellen ruhig geworden, und man „sich ohne Gefahr auf die See begeben kann". Man reinigte dieses geweyhete Schiff mit einer brennenden Fackel, Eyern und Schwefel. Auf dem Seegel, welches weiß war, las man mit grossen Buchstaben diejenigen Wünsche, die man jährlich für eine glückliche Schiffarth erneuerte. Die Priester und das Volk trugen mit vielen Feierlichkeiten Gefässe in das Schiff, die mit allerley Räucherwerke und andern Dingen, welche zum Opfer gehörten, angefüllet waren: worauf man denn die Trankopfer als Milch, Wein und andere flüssige Wesen, in das Meer goß: so wie nun die Anker gelichtet wurden, so stellete man sich, als ob man Schiff den Wind und Wellen überlassen wollte.

Dieses Fest kam aus Egypten zu den Griechen und Römern, bey welchen der Dienst der Isis gleichfalls angenommen wurde: wie solches aus einer grossen Menge von griechischen und römischen Münzen leicht zu beweisen ist, auf welchen man das Bildniß und die Eigenschaften dieser Göttin bemerkt. Der geheime Dienst der Isis aber fand sehr viele Schwürigkeiten, in Rom eingeführet zu werden; weil verschiedene Consuln sich diesen Feierlichkeiten standhaft widersetzten. Der Käiser Commodus aber war für diese götzendienstlichen Handlungen so eingenommen, daß er, zur Ehre gedachter vorgegebenen Gottheit, sich ungemein erniedrigte, und ganz

und gar bescheren ließ, damit er nur das Bildniß des Anubis, in einem feierlichen Umgange, auf seinen Achseln selbst herumtragen konnte.

Die Schwaben, Deutschen und Gallier errichteten alle der Isis Tempel. Einer derselben war zu Issy nicht weit von Paris, welcher dieser grossen Göttin der Egyptier geweyhet war. Es war aber auch ein solcher Tempel zu Sais in Egypten von einer ganz ausserordentlichen Pracht; auf dessen Fußboden man die Worte las: "ich bin alles das, was „gewesen ist, gegenwärtig ist, und seyn wird: und „kein Sterblicher hat bisher meinen Schleier aufgehoben."

Die Priester dieser Göttin hiessen Isiaquen und trugen lange Röcke von Leinwand: die in Rom, giengen mit einem Bettelsacke, einer Glocke, und einem Zweige von Meerwermuth in der Hand. Bey dem Anbruche des Tages oder wenn die Sonne aufgieng, öffneten sie die Thüren des Tempels, in welchem sie dieneten, und nachdem sie sich vor dem Götzenbilde niedergeworfen und es angebetet hatten, so giengen sie in die Stadt, und bettelten. Hierauf kamen sie wieder zurück, warfen sich abermal vor dem Götzenbild nieder, bedeckten es mit einem Schleier und schlossen den Tempel wieder zu. Sie lebten sehr strenge, salzten ihr Fleisch niemals, um desto keuscher zu leben; assen weder Schweine- noch Hammelfleisch, und trunken nur sehr wenigen Wein; wenn es anders wahr ist, was uns Plutarchus von ihnen berichtet. Die römische Geschichte aber erzählt, daß diese heuchlerischen Bettler sehr gern die allerliederlichsten Liebesstreiche verübt hätten:

ten: und einem jeden ist ja die Begebenheit der Paulina bekannt, welche von dem Mundus in einem Tempel der Isis genothzüchtiget worden ist. Ovidius (de arte Amandi I. 77.) drückt sich hierüber auf folgende Art einigermassen aus: "Ihr dürfet euch für „dem Tempel der jungen Egyptischen Kuh, (das „ist der Isis) nicht so sehr fürchten; denn diese „Göttin lehrt die Weiber eben das, was sie für den „Jupiter gethan hat".

Ob nun gleich in der egyptischen Fabellehre Osiris und Isis, wenn sie für die Sonne und den Mond genommen werden, zwo mit einander sehr verbundene Gottheiten sind, so wurde jenen doch von dem Volke lange nicht gleiche Ehre erwiesen. Sondern die Göttin empfieng fast alle Wünsche der Anbeter, da hingegen Osiris weiter nichts erhielt, als einige Körner Räucherwerk, womit er zufrieden seyn muste. Nur ein einziges mal im Jahr genoß er seine Ehre ganz vollkommen. An diesem Festtage nahm man seine göttlichen Kleider, welche von einer ganz lichthellen Farbe waren, und setzte sie der allgemeinen Anbetung aus.

Der Ochse war ein Bild des Osiris: Man findet ihn zuweilen mit einem Sperberkopf und menschlichen Leibe: zuweilen scheint es, als ob er auf eben diese Art eingewickelt sey, wie die Mumien, trägt auf dem Kopfe einen Hut von ganz besonderer Art, an dessen unterm Theile 2 Spitzen wie ein paar Hörner heruntergehen; in der einen Hand hat er eine Geissel, in der andern aber einen gekrümmeten Augur- oder Bischofsstab. Die Isis wird gemeiniglich mit einem Schiffe in der Hand gebildet; um dadurch entweder

anzuzeigen, daß die Menschen die Schiffarth von ihr gelernet haben, oder wenigstens die Kunst, wie sie bey derselbigen die Seegel regieren müssen.

Neuntes Hauptstück.

Von dem Anubis, Serapis, Ochsen Apis, Canope und andern egyptischen Götzen.

Anubis.

Dieser Anubis, welcher ein Sohn des Gottes Osiris war, theilte mit seiner Mutter Isis, vornehmlich die göttliche Ehre. Man bildete ihn gemeiniglich mit einem Hundskopfe, in der einen Hand eine Cyther und in der andern einen Heroldstab haltend: woher denn einige Schriftsteller nicht ohne Wahrscheinlichkeit vermuthet haben, daß der Mercur der Griechen und Anubis der Egyptier eine und eben dieselbe Gottheit wären. Dem sey aber wie ihm wolle, so ist doch so viel gewiß, daß die Stadt Cynopolis ihm zu Ehren gebauet, und in derselben die so genannten heiligen Hunde ernähret worden sind; weil Anubis zu seiner Zeit ein grosser Jäger gewesen seyn soll. Dieser Gott, auf dessen Rechnung sich Christen und Heiden viel zu gute thun, ist in Rom eine sehr lange Zeit geehret worden; die Begebenheit mit dem Mundus aber, die wir im vorhergehenden Hauptstücke beygebracht haben, wie auch der Dienst einer göttlichen Mutter, haben ihm vielen Nachtheil zu Wege gebracht. Denn seine Priester wurden ge-

creuziget, sein Tempel zerstöhret, uud die Bildsäulen der Mutter und des Sohnes in die Tyber geworfen.

Serapis.

Die Egyptier ehreten den Serapis höher, als alle übrigen Gottheiten, und dieser Gott ist ohnstreitig in Egypten noch vor der Regierung des Ptoleмäus angebetet worden. Er war nicht nur der Schutzgott des ganzen Reichs, sondern auch der vornehmsten Städte insbesondere, vornehmlich der Stadt Alexandrien, welche ihm zu allen Zeiten ausnehmende Ehre erwiesen hat. Tacitus redet von ihm als einer Art der allgemeinen Gottheit, welche zugleich den Aesculap, Osiris, Jupiter und Pluto vorgestellet habe. Man nahm ihn auch zuweilen für den Jupiter Hammon, die Sonne und den Neptun. Wenigstens geben die Eigenschaften dieses Gottes, wenn man sie von verschiedenen Münzen zusammen nahm, zu solcher Vermuthung Anlaß. Aus dieser Vorstellung von einem einzigen Gotte, haben die Heyden auf eine unanständige Art ausgesprenget, daß die Christen und Juden, welche einen einzigen Gott glaubten, den Serapis anbeteten.

Uebrigens war dieser Gott Serapis keine egyptische Gottheit, oder wenn er ja aus Egypten seinen Ursprung hat, so besassen doch die Einwohner seine Bildsäule nicht, welche denen von Sinope einer sehr weit von Alexandrien gelegnen Stadt, gehörte; was aber die Ursache gewesen ist, daß man ihm einen göttlichen Dienst veranstaltet hat, bestehet darinnen.

Ptolemäus Soter, des Lagus Sohn, wollte diese Stadt Alexandrien, nachdem er sie zu seiner Residenz erwählet hatte, auch mit prächtigen Gebäuden auszieren, und unter andern auch mit einem Tempel, welcher alle übrigen, von den vorhergehenden Königen in Egypten erbaueten, an Pracht überträfe. Weil nun dieser prächtige Tempel unter so vielen Gottheiten errichtet wurde, die alle von Menschen verehret wurden; so wuste er nicht, welcher er den Vorzug geben sollte. In dieser Ungewißheit erschien ihm ein Geist von Himmel, in einer viel grössern als menschlichen Gestalt, im Traume, und gab ihm den Rath, er sollte die Bildsäule des Jupiter von Sinope kommen lassen. Als er nun erwachte, so erzählte er dieses Gesicht dem Timotheus einen gelehrten Athenienser, aus dem Geschlecht der Eumolpiden; auf dessen Anrathen er also Gesanden an den König von Sinope mit grossen Geschenken schickte, nebst der Bitte, daß er ihm seinen Gott überlassen möchte. Sydrothemis, denn so hieß dieser König, besann sich 3 ganzer Jahre; zuletzt aber, wurde er wider seinen Willen genöthiget, dem Ptolemäus seine Bitte zu gewähren; denn der Gott begab sich von selbsten in das Schif der Gesandten, welches denn sogleich, als man die Segel gespannet, durch ein unerhörtes Wunder, und nach einem Verlaufe von 3 Tagen, sich in den Hafen von Alexandrien befand.

Bey der Ankunft dieses Gottes, entstund in der Stadt eine allgemeine Freude. Ptolemäus ließ ihn mit ungemeinen Gepränge in den Tempel führen, den er ihm gewidmet hatte, und erkannte

nicht nur, daß dieses dasjenige Bild sey, welches er im Traume gesehen hatte, sondern auch das Bildniß des Jupiter Serapis, welchen die Egyptier für den Gott Pluto anbeteten. Als Vespasianus nach Alexandrien kam, so ließ er das Oracul des Serapis um Rath fragen, und die heydnischen Priester sprengeten, vermöge ihrer gewöhnlichen Klugheit, aus, daß dieser Gott ihm das künftige Glück der Regierung der Monarchie offenbahret hätte.

Der Dienst des Serapis kam von den Egyptiern auf die Griechen und Römer, welche letztern dieser Gottheit einen Tempel auf dem flaminischen Platze errichten liessen, wo eine unglaubliche Menge von Kranken zusammen kam, die ihn um die Wiedererlangung ihrer Gesundheit baten, wie auch eine Menge von jungen Leuten, welche ihn baten, ihnen in ihren Liebeshändeln Glück zu verleihen. Weil nun die Kaiser wusten, wie viel grosses Unheil aus diesen abergläubischen Dienste entstund, so schaften sie den Götzendienst des Serapis ab, und Theodosius ließ seinen Tempel zu Alexandrien zerstöhren.

Dieses Gebäude welches Serapeon hieß, lag ausserhalb der Ringmauer der Stadt, weil es nach den egyptischen Gesetzen verboten ist, zwischen den Ringmauern der Städte Opferblut zu vergiessen, damit sie durch das Blut dieser Schlachtopfer nicht entweyhet würden. Uebrigens bestand die Bildsäule dieser Gottheit aus allen möglichen Arten, so wohl von Metall als Holzen, und berührte mit ihren zwo Händen die beyden Seiten des Tempels. Gegen Morgen hatte man in dem Tempel ein ganz kleines Fenster, so geschickt angebracht, daß an einem gewissen

gewissen Tage, einige Sonnenstrahlen durch dessen Oefnung und genau auf den Mund des Serapis fielen, welches denn der gemeine Mann, als eine Schmeicheley auslegte, welche dieses Gestirn der Gottheit erwiese. Strabo schildert uns die lustigen Walfahrten welche nach dem Tempel des Serapis geschehen sind, folgendermassen: „gegen die Zeit ge„wisser Feste", sagt dieser Schriftsteller, „fährt eine „unglaubliche Menge Menschen, auf einem Canale „von Alexandrien nach Canope, wo der Tempel ist. „Tag und Nacht befinden sich auf demselben Fahr„zeuge voller Männer und Weiber, welche mit aller „ersinnlichen Freiheit nichts thun, als daß sie singen „und tanzen. Zu Canope sind neben dem Canale „eine Menge Gasthöfe gebauet, in welchen die Rei„senden einkehren und sich lustig machen können". Nachdem dieser berühmte Tempel zerstöhret worden, so hat man erst eine grosse Menge derjenigen Betrügereyen erfahren, mit welchen die Pfaffen desselben, das Volk hintergangen haben. Man hat unter demselben eine grosse Menge von heimlichen Gängen entdecket, durch welche sie in den Tempel kommen, und gewisse Maschinen haben bewegen können, welche, in den Augen eines unwissenden und abergläubigen Volkes, das Ansehen gehabt, als ob sie Wunder thun könnten.

Serapis ist eben wie der Jupiter, der den Himmel und die Erde beherrschet, wie auch als der Pluto abgebildet worden, der die Hölle und unterirdischen Oerter regieret, vornehmlich die Bergwerke, mithin der Gott der Reichthümer, und bald als ein Adler, bald als ein Höllenhund gemalet: öfters aber erblicket man ihn

mit

mit einem Scheffel oder Brodkorbe auf dem Kopfe. Durch welches Bild nicht nur angedeutet werden soll, daß Reichthum und Ueberfluß von den Göttern herkommen, sondern auch, daß sie selbige den Menschen nach ihren Belieben austheilen.

Canope.

Suidas meldet uns den Ursprung dieser besondern Gottheit. Unter den Chaldäern, Egyptiern, und andern Völkern, sagt er, entstund ein grosser Streit über den Vorzug und der Macht ihrer Götter. Endlich wurde beschlossen, daß die Zwistigkeiten, welche endlich gar in einen öffentlichen Krieg hätten ausarten können, durch Vernunftgründe beygeleget werden sollten; so, daß man die Gottheiten einander entgegen stellen, und derjenigen die Oberherrschaft zugestehen wollte, welche über die andern den Sieg davon tragen würde. Nun beteten aber die Chaldäer das Feuer an, und dieses vergötterte Element vernichtete gar bald alle Götter, welche von Gold, Silber, Steinen und Holz waren; mithin wollte man jene für die höheste Gottheit erklären. Ein gewisser Priester von Canope aber, welche eine Stadt in Egypten ist, nahm einen irdenen Krug, welcher gebraucht wurde, das Wasser des Nil zu reinigen, verstopfte die Löcher in demselben mit Wachse, füllete ihn mit Wasser an, und setzte ihn auf den Kopf des Gottes Canope, welcher nunmehr ebenfalls wider das Feuer streiten sollte. So bald man nun das Götzenbild auf das Kohlfeuer brachte, so zerschmolz das Wachs von dem Feuer, das Wasser lief heraus, und das Feuer wurde verlöschet, mithin der Canope für die höchste Gottheit erkläret; welche

Ehre

Ehre er der Betrügerey seines Priesters zu verdanken hatte.

Man erzählet die Sache auch noch auf eine etwas andere Art. Der Gott Canope sey nichts anders als nur ein schlechter Krug gewesen, mit sehr vielen unmerklichen Löchern, an dessen Oefnung aber, ein Manns-Weibes-Hunds-Bocks- oder Sperbers-kopf angebracht wäre. Der Pfaffe aber habe alle diese Löcher mit Wachs verstrichen; und diese Gottheit habe ihre Ehre des Sieges über ihre Concurrenten, blos dessen Verschlagenheit zu verdanken.

Der Ochse Apis.

Die Egyptier gaben vor, daß die Seele ihres Gottes Osiris sich nach dessen Tode in den Cörper eines Ochsen begeben hätte, und zwar aus der besondern Ursache und Neigung, weil der Ochse ein Bild des Ackerbaues sey, dessen Vollkommenheit dieser Gottheit so sehr am Herzen lag. Mithin hat dieses Volk nicht lediglich den Ochsen angebetet, sondern vielmehr den Osiris unter der Gestalt desselben.

Wenn die egyptischen Priester zu der Erfindung eines solchen Ochsen Apis nicht behülflich gewesen wären, so hätte man vielleicht sehr schwer oder niemals einen Nachfolger desselben gefunden. Denn ein solcher Ochse mußte auf der Stirne einen viereckigten weisen Fleck haben, auf dem Rücken die Gestalt eines Adlers, unter der Zunge einen Knoten, in der Gestalt eines Käfers, an dem Schwanze doppelte Haare, und in der rechten Seite einen halben Mond. Die Kuh aber, welche ihn geworfen hatte,

muste

muste von einem Donnerschlage trächtig geworden seyn, welches alles solche Merkmale waren, die entweder schwehr, oder ohnmöglich an einem und eben demselben Thiere gefunden werden konnten. Die Kunst der Priester aber, überwand alle diese Schwürigkeiten. Denn sie druckten die verlangten Flecken bey Zeiten, als der Ochse noch ein Kalb war, mit aller Sorgfalt auf dessen Haut, welches um desto leichter war, weil sie diese Gottheit dem Volke, nur sehr selten zeigten. Ohnstreitig ist die Ursache hievon gewesen, weil sie mit ihren künstlichen Verfahren noch nicht zu Ende gewesen sind.

So bald man indessen den Ochsen Apis öffentlich sehen ließ, so verbreitete sich durch das ganze Reich eine ausnehmende Freude; man gieng mit grosser Feierlichkeit hin, ihn zu besehen, und er wurde mit vieler Pracht in die Stadt des Nil geführet; daselbst 70 Tage prächtig gefüttert zu werden. Die liebenswürdigsten Frauenzimmer in ihrem reitzendesten Anzuge hatten allein die Erlaubniß, sich dieser Ochsengottheit zu nahen, und sie zu bedienen, welche, nachdem sie sich von ihrer Müdigkeit erholet hatte, in ein prächtig vergoldetes Fahrzeug stieg, und auf dem Nil bis nach Memphis herunter fuhr: in welcher Stadt sie alsdenn die Vorzüge der Gottheit vollkommen genoß. Alle Priester in ihren priesterlichen Kleidungen, der König nebst seiner Hofstadt und unstreitig das ganze Volk dieser königlichen Residenz, kamen dieser Gottheit entgegen, und bewillkommneten sie, wenn sie ausstieg. Man führete sie darauf in Procession in den Tempel des Osiris, wo ihr zween prächtige Ställe gebauet waren; und

dieses

diejenigen Kinder, welche auf diesen Zug so glücklich waren, von denselben angehaucht zu werden, erhielten dadurch so gleich die Gabe der Prophezeyhung. Es war sehr etwas seltenes, daß der Ochse Apis öffentlich erschien, nachdem er einmal seinen Einzug in seine Wohnung gehalten hatte; und dieses geschahe nicht anders, als unter gewissen ausserordentlichen Feierlichkeiten. Indessen lies man ihn doch frische Luft schöpfen, und er erschien zuweilen auf einer Wiese, wo die Fremden denn die Freyheit hatten, ihn zu sehen und anzubeten.

Es ist wahrscheinlich, daß es der Seele des Osiris verdrießlich gewesen seyn müsse, in einer Wohnung gar zu lange zu bleiben: denn die heiligen Schriften der Egyptier bestimmten das Leben des Ochsen Apis nur auf eine gewisse Zeit. War nun diese verflossen, so führten ihn die Priester zu dem Ufer des Nil, und ersäuften ihn in demselben mit grosser Andacht und Feierlichkeit. Nachher wurde er balsamiret, und ihm ein so prächtiges und kostbares Leichenbegängniß gehalten, daß sich diejenigen, welche die Kosten darzu hergeben musten, fast jederzeit zu Grunde richteten. Derjenige Ochse, dessen Leichenbegängniß man zur Zeit des Ptolemäus Lagus begieng, kostete dem Volk mehr als 50 Talente. Nach dem Tode des Apis, bis zu der Erfindung und Bestallung seines Nachfolgers, muste das Volk in beständiger Betrübniß und Trauer seyn; so bald aber die Priester den Anfang der Regierung einer neuen Gottheit angekündiget hatten, so war alle Traurigkeit verschwunden, man that sich was zu gute, und feierte ein Fest von sieben Tagen.

Unter der Regierung des Cambyses wiederfuhr den Priestern des Apis ein grosses Unglück. Denn als dieser Herr aus dem unglücklichen Feldzuge nach Ethiopien wieder zurück kam, und die Einwohner von Memphis in vollen Freuden über die glückliche Geburt des Ochsengottes antraf; so glaubte er, daß sie sich über sein Unglück freueten. Er erstach also den heiligen Ochsen mit dem Degen, daß er zu seinen Füssen fiel, und nöthigte dadurch ohne Zweifel die Seele des Osiris so lange umher zu irren, bis man ihr eine neue Wohnung zubereitet hatte. Die Priester wurden geprügelt, und alle diejenigen, welche dieses prächtige Fest feierten, entweder verstümmelt oder niedergemacht.

Zuweilen kam man auch zu dem Gott Apis, und fragte ihn als ein Orakel um Rath. Der, welcher die Antwort verlangte, muste seinen Mund an dessen Ohr, seine Ohren aber mit den Händen zu halten. In dieser Stellung fragte er ihn, und in derselben muste er mit eiligen Schritten und ohne seine Stellung zu verändern, aus der Ringmauer des Tempels heraus gehen; die ersten Worte nun, welche er hörete, wenn er die Hände wieder herunter that, hielt er für die göttliche. Man glaubte, es sey entweder eine glückliche, oder unglückliche Anzeige, nachdem er dasjenige Futter, welches man ihm reichte, gerne oder ungerne fraß. So wie er auch in dem einen Stall lieber war als in dem andern, so prophezeyhete dieses den Egyptiern ebenfalls entweder Glück oder Unglück.

Der Nil.

Man darf sich eben nicht wundern, wenn die Egyptier, die alles vergötterten, auch einem Flusse göttliche Ehre erwiesen haben, der ihnen so sehr vielen Nutzen schafte. Mithin war der Nil nicht nur eine sehr grosse Gottheit bey ihnen, sondern auch zugleich die mächtigste unter allen; und viele Schriftsteller stehen in den Gedanken, daß sie ihn unter dem Nahmen des Osiris verehret hätten. Man feierte sein Fest gegen die Mitte des Sommers, welches diejenige Zeit ist, da der Nil zu wachsen und diejenigen Gegenden unter Wasser zu setzen beginnet, die er fruchtbar machen soll. Um diese Zeit begab man sich an seine Ufer, sein Lob zu besingen, und ihm schon in voraus für diejenigen Wohlthaten zu danken, die er dem Lande erweisen würde. Alsdenn warf man in das Wasser desselben Roggen, Waitzen und andere Früchte zu einem Opfer. Gegenwärtig wird eben diese Zeit in dem ganzen Egypten mit lauter Ergötzlichkeiten zugebracht; das vorerwehnte Opfer aber hat man eingestellet.

Die Egyptier begiengen auch das Fest der Minerva mit Erleuchtungen; und diese Göttin wurde vornehmlich in der Stadt Sais angebetet. Wenn das Fest der Isis gefeiert wurde, so zergeisselten sich ihre eifrigsten Anbeter, ganz nackend und ohne einige Schaam, mit einer Geisel alle Glieder des Leibes, und zwar so, daß sie ganz zerfleischt waren. Die Weiber liesen sichs auch nicht weniger angelegen seyn, dem Volke ihre ausnehmenden

Kasteyungen sehen zu lassen, welche nach dem Opfer angiengen, welches in einem Ochsen bestund, der der Gemahlin eines Osiris sehr ähnlich sahe: denn es wäre ein Verbrechen gewesen, wenn man demselben eine Kuh hätte opfern wollen. Die Ziege war dem Jupiter geweyhet, und man opferte ihm einen Widder. Dem Pan und Bacchus wurden Ziegen und Schaafe geschlachtet, der Mond aber muste mit einem Schweine vorlieb nehmen, von welchem man den Schwanz, die Milz und das Fett in dem heiligen Feuer verbrante. Während dem Bacchusfeste giengen die egyptischen Weiber öffentlich über die Gassen und trugen das unverschämte Bild des Priapus. Das Fest der Diana aber war nichts anders, als eine abscheuliche Menge von Ausschweifungen und Thorheiten.

Der Nutzen, welchen der Crocodill einigen egyptischen Gränzörtern leistete, indem er die Einfälle der Araber und Lybier durch diejenige Furcht verhinderte, welche diese Völker für denselben hatten, von ihm gefressen zu werden, war auch ein Bewegungsgrund, daß man diesem Thiere göttliche Ehre erwiese. In andern Gegender, war eben diese Furcht für das gedachte abscheuliche Thier, die Ursache, daß man seinem Feinde, welches gemeiniglich die pharaonische Ratte genennet wird, göttliche Ehre anthat. Von dieser glaubte man, daß sie sich mit vieler Geschicklichkeit in den Leib des Crocodills schliche, und dessen Eingeweide verzehrte. Wenn man sich aber wollte angelegen seyn lassen, dem egyptischen Alterthume alle diejenigen Fabeln zu nehmen, die man hineingebracht hat, so würde vielleicht

leicht nicht ohne Verwunderung erhellen, daß die Empfindung der Dankbarkeit der einzige Beweggungsgrund zu dem Aberglauben dieses Volks gewesen ist; welches über dieses noch mit der Lehre von der Seelenwanderung angestecket war, vermöge welcher die menschlichen Seelen in die Leiber der Thiere wandern sollten.

Obgleich das Zeugniß des Herodotus (B. 2.) von einigen Gewicht ist, so ist es doch unmöglich die Egyptier davon frey zu sprechen, daß sie ihren falschen Gottheiten Menschenopfer gebracht haben. Plutarch, Diodor und eine grosse Anzahl nach ihnen, berichten uns, daß man zu Thebaida der Juno Lucina Menschen geopfert, und auf einem Altare, zum Abscheu des Typhon, welcher den Osiris ermordet hat, alle diejenigen Fremden geopfert habe, die rothe Haare gehabt hätten; und zwar deswegen, weil ein solches Opfer ungleich angenehmer gewesen wäre, als ein Opfer ihrer eigenen Landsleute.

Uebrigens muß man merken, daß der Götzendienst in allen Gegenden von Egypten nicht von einerley Art gewesen ist, sondern eine jedwede Provinz, ja jede Stadt und Dorf, sich Götter nach ihren Gutdünken gewählet und gemacht habe. Daher kommt die erstaunende Menge von ausschweifenden Gottheiten, deren Priester sich angelegen seyn liessen, das Volk in der Unterthänigkeit zu erhalten, und die es oft darzu brauchten, entweder dem priesterlichen Stande oder der Rache seiner einzelnen Glieder, zu Dienste zu seyn. Die demüthigen Verehrer des Crocodills haben daher sehr oft die An-

beter des Ichneumon, als dessen schrecklichen Feindes, auf das grausamste verfolgt: und diejenigen, welche ihre Knie vor den Zwiebeln beugten, trugen kein Bedenken, ihre Hände mit dem Blute derjenigen zu beflecken, welche der Ibis opferten. Die ausnehmende Toleranz oder Gelindigkeit der Regierung, war also die Ursache, daß die Unterthanen von gar keiner Toleranz wissen wollten, sondern sich auf das grausamste verfolgten: wovon gemeiniglich die Priester die Ursache waren, und ihre Rolle nach Belieben zu spielen wusten.

Zehntes Hauptstück.

Von der Regierungsform, den Gesetzen, Sitten und Gebräuchen der alten Egyptier.

Das ganze egyptische Volk war ehedem in fünf Classen eingetheilet; nehmlich in die Priester, Soldaten, Bauren, Hirten und Künstler. Die Priester, als Werkzeuge der Götter, und fast jederzeit die Minister der Könige, hatten nächst diesen den obersten Rang, grosse Vorrechte und starke Einkünfte. Die Soldaten waren mit derjenigen Ehre zufrieden, die man ihnen reichlich angedeyhen ließ, und ihr Ehrgeitz erstreckte sich nicht über die nothwendigen Bedürfnisse des Lebens, welche ihnen der Staat reichlich darreichte; und eben sowohl den übrigen dreyen Classen, die mit ihrem mittelmäßigen Stande und der Hochachtung, die man ihren Gaben angedeyhen lies, zufrieden waren. Mithin

lebten

lebten diese gleichfalls ohne Unruhe und Eifersucht. In dieser glückseligen Kindheit der Welt, so zu sagen, erinnerte man sich, daß der niedrigste unter allen Bürgern, wenn er von eben dem Vater gebohren wäre, vermöge seiner Geburth demjenigen gleich sey, welcher auf der ersten Stuffe des Thrones stund. Man lies auch denen keinen vorzüglichen Unterschied angedeyhen, welche das eitle Glück hatten, von einem ungeschickten Vater gezeugt zu seyn, wenn derselbe gleich noch so viele Titel gehabt hätte, vor dem, welcher einen nützlichen Bauer zum Vater hatte. Wer in Betracht kommen wollte, muste sich mit keinen groben Lastern befleckt haben, gegen die Gesetze Gehorsam beweisen, und seinem Vaterlande in demjenigen Stande und Gewerbe rechtschaffen dienen, in welchem ihn das Schicksal hatte gebohren werden lassen. Mithin war Egypten gleichsam nur eine einzige Familie; der König der Vater, und die Unterthanen seine Kinder.

Der von Natur ernsthafte und scharfsinnige Egyptier begrif am ersten, daß die Vollkommenheit einer guten Regierung darinnen bestünde, daß das Leben bequem und die Völker glückseelig gemacht würden. Diejenigen Gesetze, welche die ersten Könige der Egyptier würklich bekannt machten, hatten auch alle diesen Zweck.

Das Königreich Egypten war erblich; wenn es aber an einem Nachfolger fehlte, so erwählte man denselben entweder aus der Classe der Priester oder der Kriegsleute. Gelangte ein Kriegsmann zur Crone, so unterrichtete man ihn in allen Geheimnissen des Priesterthums; weil die Priester nicht

nur die Werkzeuge der Götter waren, sondern auch die Verwahrer und Ausleger der Gesetze des Reichs, von welchem der König hauptsächlich unterrichtet seyn muste.

Die Könige in Egypten, sagt Diodor, waren bloß von den vornehmsten Personen umgeben, die so wohl von hoher Geburth als vielen Tugenden und Verdiensten waren: und wie diese Vornehmen die Freiheit hatten, sich ihnen zu allen Zeiten zu nahen, so erlaubte man solches andern geringern nicht. Kein Leibeigener, kein Fremder wurde also zu des Königes Dienste gelassen: denn die letztern hätten vielleicht den Saamen der edlen und freygebigen Gesinnung verfälscht, von welchem andere, durch ihren vielen Fleiß, so viele herrliche Früchte zu erndten hoften. Denn, fügt eben dieser Schriftsteller hinzu, die Monarchen ergeben sich nicht anders groben Lastern, als wenn sie durch nichtswürdige und niederträchtige Schmeichler darzu verführet werden, und solche schändliche Ministers antreffen, die geneigt sind, ihren schändlichen Leidenschaften zu schmeicheln.

Auf die Gewohnheiten und das Herkommen, welches von den ersten Einwohnern Egyptens angenommen war, folgten Gesetze, welche von einem ihrer Könige sehr wohl überlegt waren, und einen Theil derjenigen Bücher ausmachten, welche man die heilige Schrift nennete. In dieser vortreflichen Sammlung sollten die Unterthanen dasjenige studieren, wie sie sich gegen ihren König verhalten sollten, die Könige aber ihre Obliegenheiten gegen ihre Unterthanen.

Die

Die alten Schriftsteller haben uns eine merkwürdige Schilderung von dem Leben der egyptischen Könige hinterlassen, wenn dieselben nicht in ihren Regierungsgeschäften waren, welche wir in diesem Werke nothwendig beybringen müssen. Sie stunden so gleich bey dem Anbruche des Tages auf, um mit desto mehrerer Heiterkeit die allerwichtigsten Sachen des Reichs zu betreiben. So bald sie angekleidet waren, giengen sie in den Tempel, daselbst zu opfern. So wie sie nun von ihrem Hofstaat umgeben waren, so wohnten sie dem Gebete bey, welches der oberste Priester mit lauter Stimme vortrug, und worinnen er die Götter um die Erhaltung des Monarchen, ihre beständige Gnade gegen ihn und den Ueberfluß alles Guten mit lauter Stimme bat; weil alle seine Handlungen dahin zielten, daß er sein Volk glücklich machen möchte, indem er selbiges gerecht und den Landesgesetzen gemäß, regierete. Niemals waren in diesen Vortrag harte Verweise, oder empfindliche Anzüglichkeiten gemischet, welche die Gemüther öfters mehr aufbringen, als sie bessern. Sondern indem man dasjenige erhob, was der König löbliches gethan hatte; so glaubte man, ihn eben dadurch zu bewegen, daß er mehrere löbliche Handlungen verrichten möchte. Nachdem das Gebet und Opfer vollendet war, so wurde die heilige Schrift aufgeschlagen, und aus derselben einige Begebenheiten des Lebens hoher und tugendhafter Personen vorgelesen, die sich um ihr Vaterland wohl verdient gemacht, und deren Grundsätze und Rathschläge man sorgfältig gesammelt und aufgeschrieben hatte.

Kurz, die egyptische Nation, war sehr vorsichtig, mäßig, klug, und deren Oberhaupt ebenfalls. Ihr Tisch war von dem Könige geordnet, so wohl nach der Anzahl der Gerichte, als deren Beschaffenheit. Der Geschmack aber, kam, bey ihrer vorgeschriebenen Nahrung, in keinen Betracht; sondern es war genug, wenn nur der natürlichen Dürftigkeit ein Genüge geschahe.

Die vornehmste und wesentlichste Pflicht eines Regenten ist, wenn er seinen Unterthanen Recht und Gerechtigkeit angedeyhen lässet; und diese ist diejenige, welche sich die egyptischen Könige vor allen Monarchen zu erfüllen, bemühet haben. Man hat sie öfters gesehen, wie sie das Schwerdt der Themis, zur Vertheidigung der furchtsamen und unterdrückten Unschuld wider den Kühnen und Sträflichen ergriffen haben, der sie vernichten wollte. Dreißig Richter, die aus den ehrwürdigsten Bürgern der vornehmsten Städte gewählet waren, machten in der Hauptstadt denjenigen hohen Rath aus, von welchem das ganze Reich regieret wurde. Die allgemeine Achtung, welche jederzeit scharfe Augen hat, ernannte den Präsidenten dieser hohen Gesellschaft, und niemals ein blinder Beifall. Der Staat reichte diesen Richtern ihren nöthigen Unterhalt reichlich, damit sie von allen Sorgen befreiet, lediglich ihren Geschäften obliegen, und diejenige Gerechtigkeit mit einer vollkommenen Aufrichtigkeit ausüben möchten, welche man nur selten von solchen Männern erwarten kan, die fast beständig von neuen Arten der Dürftigkeit gedrücket werden.

Der Dürftige und Reiche, der Schwache und Mächtige, Einfältige und Gelehrte, fanden alle bey diesem Gerichte einen leichten Zutritt, und konnten von dessen Billigkeit die Entscheidung ihrer Sachen erwarten: vor welchem niemals eine bezaubernde Beredsamkeit einer ungerechten oder wenigstens zweifelhaften Sache, den Sieg erworben hat. Die Klagen wurden schriftlich angebracht, und nachdem der Streit sattsam ins Licht gesetzet war, so stund der Präsident auf, sammelte die Stimmen seiner Beysitzer, wendete sich zu denjenigen, welcher Recht hatte und ließ ihn das Bild der blinden Wahrheit, welches er an seinen güldenen Halsbande trug, berühren.

Niemals hat ein Volk mehrere Hochachtung gegen seine alten Gesetze geheget, und bessere Maaßregeln gebraucht, sie in ihrer völligen Aechtigkeit zu erhalten, als die Egyptier. Ja so gar die gleichgültigsten Gewohnheiten wurden in Egypten von Zeit zu Zeit mit einer Strenge beybehalten, die sich bis zu den Eigensinne erstreckte: eine neue aber würde man in der That für ein Wunder gehalten haben.

Der freywillige Todtschläger, von was für einem Stande er auch immer seyn mochte, wurde niemals begnadiget. Der Meineid wurde mit dem Todte bestraft. Weil er die Götter beleidiget, indem er ihren Nahmen gemißbrauchet, und das stärkste Band der menschlichen Gesellschaft dadurch zerrissen, daß er Treu und Glauben verläugnet hatte; mithin muste er beyde Verbrechen mit seinem Blute büssen. Die Strafe aber, welche dem Ver-

läumder gesetzt war, bestund darinnen, daß dieser eben so gezüchtiget wurde, als es der Beklagte würde haben ausstehen müssen, wenn die Anklage gegen ihn wahr gewesen wäre. Wer einen Bürger vom Tode erretten konnte, und es nicht that, wurde als ein Mörder angesehen, und eben so bestraft, als wenn er einen Todtschlag begangen hätte; konnte man aber einen Menschen nicht erhalten, so muste man wenigstens denjenigen anzeigen, der ihm Gewalt gethan hatte, und zwar bey Strafe einer harten Züchtigung.

In einem öffentlichen Register waren alle Namen der Bürger verzeichnet, und ein jedweder muste sein erlaubtes Gewerbe angeben, wovon er sich nährete. Konnte er dieses nicht, oder er gab dasselbe falsch an; so wurde er am Leben gestraft.

Niemals hat man in Egypten ein Beyspiel gesehen, daß ein unmenschlicher Gläubiger seinen dürftigen Schuldner den elenden Rest seines fast verschwundenen Vermögens, oder gar seine Freiheit, geraubet hätte. Es war auch gar nicht erlaubt, auf ein andres Pfand Geld zu borgen, als daß man einem Gläubiger den verstorbenen Leichnam seines Vaters versetzte. Weil nun derjenige sich die allergrösseste Schande zugezogen, wenn er dieses kostbahre Pfand nicht so bald als möglich wieder eingelöset hätte; so wurden die auf diese Art gemachten Schulden, auch wieder auf das allerpünktlichste abgetragen.

Die Vielweiberey war bey den Egyptiern erlaubt; nur durften die Priester nicht mehr als eine Ehegattin nehmen. Alle Kinder, welche aus diesen Ehen herstammten, entweder mit bürgerlichen, oder

Sklavens

Sklavenweibern, wurden für frey und rechtmäßig gehalten. Wir haben bereits angemerkt, daß seit der falschen Gottheiten des Osiris und der Isis, die Ehen zwischen Brüdern und Schwestern nicht nur für erlaubt gehalten, sondern so gar angepriesen wurden.

Die Hochachtung, gegen alte Leute, war eine der vornehmsten Verbindlichkeit, und erhielt die Verbindung aller Bürger ohne Unterscheid sehr genau. Man stund vor ihnen auf, überließ ihnen allenthalben die oberste Stelle; und diese anständige Gewohnheit kam aus Egypten nach Lacedämon, die Chineser aber haben dieselbe zu der allerdauerhaftesten Stütze ihrer Regierung gemacht.

Niemals hat auch ein Volk die Empfindung der Dankbarkeit höher getrieben, als die Egyptier: und der Undank war bey ihnen ein unverzeihliches und abscheuliches Laster. Was hat man, sagten sie, von einem Bürger zu gewarten, welcher vergangene Wohlthaten vergißt. Er kann nichts anders, als ein unbilliger Richter, verzagter Soldat und schlechter Bürger seyn. Wird aber diese sträfliche Geburt nicht bald erstickt, so verräth sie so gar ihr Vaterland, ob dasselbe gleich ihre Mutter ist.

Wir haben bereits im vorhergehenden gesagt, daß, nach den Pfaffen, die Vertheidiger des Staats den ersten Rang in Egypten gehabt haben. Denen Soldaten waren nehmlich 12 Aruren (welches so viel beträgt als 6 Morgen Landes) angewiesen und gegeben, von welchen gar keine Abgaben entrichtet werden durften. Ausser diesem Vermögen, welches sie nutzen konnten, erhielt jeder Soldat täglich 5 Pfund Brod, 2 Pfund Fleisch, und 1 Nösel Wein. Die

Armen

Armee bestund aus mehr als 400000 streitbaren Männern, unter welchen sich ein ansehnliches Corps Reuterey befand, welche für die allerbeste in der Welt gehalten wurden. Diese Truppen, deren Erziehung sehr strenge und ernsthaft war, wurden beständig im Lauffen zu Fusse und zu Pferde geübt, und wie sie ihre Streitwagen regieren sollten. Weil nun der Sohn nach den Gesetzen verbunden war, das Gewerbe seines Vaters zu ergreiffen, so hatte er auch keinen andern Lehrmeister in seinen Uebungen, als diesen, und die Furcht vor der Unehre, welche die einzige Strafe war, die verzagte Soldaten und diejenigen zu gewarten hatten, die in der Schlacht die Flucht ergriffen hatten, erhielt alle in der Beobachtung ihrer Pflicht. Hieraus aber darf man nicht die Folge ziehen, als ob die Egyptier ein streitbahres Volk gewesen wären; sondern weil sie ein fruchtbahres Land in Besitz hatten, welches alles hervor brachte, was sie brauchten; so waren sie auch von Natur friedfertig, und kaltblütig, fanden ihr Vergnügen an den Wissenschaften, suchten diese Künste auszubessern, welche fast alle unter ihnen gebohren waren. Mithin wollten sie lieber die benachbarten Völker zu ihren Schülern als Sklaven haben, und wenn ja einige unter ihren Königen Sieger und Eroberer gewesen sind, so war doch dieses nie eine solche ansteckende Seuche, welche den ganzen Cörper des Volks ergriffen hätte.

Wir haben den Egyptiern über dieses einen grossen Theil nützlicher Erfindungen zu verdanken. Denn die Sorgfalt, welche die Regierung trug, die Erfinder so wohl in ihren Leben als nach ihren Tode, zu belohnen, vermehrete alle nützliche Erkenntniß, und

brachte

brachte neue hervor. Zuerst beobachteten die Gelehrten den Lauf der Sterne, erfunden und verbesserten die Arzeneykunst, nächst diesem sammelten sie auch Bibliotheken und nenneten sie einen Schatz von Arzeneymitteln für die Seele. Diejenigen Denkmäler welche man auch noch gegenwärtig in Egypten antrift, zeigen, wie hoch bey ihnen die Baukunst, Malerey und Bildhauerkunst gestiegen ist.

Auf die Priester und Soldaten, folgten die Bauren, Hirten und Künstler, deren Gewerbe allerseits in besonderer Achtung waren, vornehmlich der beyden erstern ihre, welche so nützlich und nöthig waren, daß die übrigen Classen der Bürger nicht ohne sie bestehen konnten. Sie theilten auch mit einer gewissen Art der Gleichheit die Geschenke der Natur, welche sie von dieser, in reichen Aerndten, für ihre Arbeiten erhalten hatten.

Eilftes Hauptstück.

Von dem Balsamiren der Körper und Begräbnissen der Egyptier.

Weil die Egyptier ihre Häuser nur als eine kurze Herberge ansahen, so hielten sie ihre Gräber für Wohnungen ihrer Leichnamme, welche diese viele Jahrhunderte bewohnen sollten. Dieses war die Ursache, daß sie solche prächtige Pyramiden baueten, die sich noch bis auf diesen Tag der Vergänglichkeit entzogen haben.

Wenn jemand unter ihnen im Hause gestorben war, so erhoben seine Anverwanden ein langes

und

und sehr betrübtes Wehklagen, und zerschlugen verschiedene Theile ihres Leibes dergestalt, daß das Blut darnach gieng. Sie zogen ihre schlechtesten Kleider an, trunken keinen Wein, und rührten auch kein schmackhaftes Gericht an. So wie uns Herodotus berichtet, so nennete man diejenigen Balsamirer, welche drey verschiedene auf Holz gemahlte Vorstellungen der Todten vorzeigten, die alle drey einen verschiedenen Preis hatten, und die sich sogleich an ihre Arbeit machten, als man sich eine von diesen dreyen Arten zu balsamieren, ausgesucht hatte.

Hatte nun jemand die vorzüglichste Art der Balsamirung erwählet, so zog der Balsamierer mit einen gebogenen Eisen zuerst das Gehirne durch die Nasenlöcher zum Theil heraus, den Rest aber durch gewisse Arzeneyen, die er in den Kopf hinein brachte. Nachher machte er einen Schnitt in die Seite mit einem ethiopischen scharfen Steine. Durch diese Oefnung nahm er das Eingeweide heraus, reinigte es, legte es in Palmsect, nachher in gestossene Gewürze, und füllete alsdenn den Bauch wieder mit blossen Myrrhen, die er zerstossen hatte, Zimmet und andern Gewächsen, aus, ehe er ihn wieder zunähete. Nachdem dieses geschehen war, so wurde der Leichnam auf die Art eingesalzen, daß man ihn mit Salpeter überschüttete, und in diesen Zustand 70 Tage stehen lies. Nachdem er so lange gestanden hatte, so wusch man ihn ab, und wickelte ihn in Binden von Leinwand, die in einen gewissen Gummi eingeweicht und damit überzogen waren. In diesem Zustande schickte man ihn den Seinigen

wieder,

wieder, die ihn alsdenn in ein hölzernes Gehäuse legten, welches eine menschliche Gestalt hatte.

Die zwote Art, die Körper zu balsamiren, bestund darinnen, daß man mit Sprützen eine gewisse klebrichte aus den Cedernbaume erhaltene Materie in den Bauch des Todten hineinsprützte, ohne in denselben eine Oefnung zu machen, und das Eingeweide herauszunehmen. Dieses flüssige Wesen hatte die Kraft, daß es den Magen nebst den Eingeweiden verzehrte. Hierauf salzte man die Leiche, wie vorher, 70 Tage mit Salpeter ein, und schickte sie nachher den Ihrigen wieder zu.

Vermöge der dritten Art sprützte man nur einige flüssige Materien in den Mastdarm und ließ die Leiche 70 Tage in Salpetersalz liegen. Die Balsamirer, welche diese Operationen verrichteten, waren bey den Egyptiern in grossem Ansehen; den aber konnte man nicht ohne Abscheu betrachten, welcher den Einschnitt machte. Man sagt, daß diese Leute ihre traurige Kunst mit solcher Geschicklichkeit verrichtet hätten, daß sie nicht nur die vollkommene Leibesgestalt, sondern so gar die Gesichtszüge, bis auf die Augenbraunen und Augenlieder beybehalten hätten.

Diese sind diejenigen balsamirten oder getrockneten Leichen, die wir in Europa Mumien nennen, und das Holz, welches man zu den Särgen gebrauchte, in die sie gelegt wurden, war von den egyptischen Feigenbaume, welches, wie man sagt, länger gesund bleibt und nicht verfault, wenn es auch gleich 3000 Jahr alt ist. Man findet dergleichen Mumien in den sandigten Wüsten von Lybien ziemlich häufig, und dieses sind diejenigen Gerippe von todten Körpern,

welche

welche in gedachten Wüsten zu dem Ende begraben sind, damit man sie ganz behalten könne, ohne sie zu balsamiren. Man trifft auch andere in den Gräbern nicht weit von Cairo an, wo die Egyptier ihre Leichen hinlegten, nachdem sie sie hatten balsamiren lassen: und dieses sind diejenigen, welche man sorgfältiger aufsucht.

Aus dieser Erzählung wird man sehen, wie viele Sorgfalt die Egyptier für ihre Leichen getragen haben. Weil man ihren traurigen Ueberrest, in einem besondern Orte, als eine solche Kostbarkeit, verwahrete; so gewöhnten sie auch die Kinder an, indem sie die Leichname ihrer Vorfahren sahen, eben diejenigen Tugenden an ihnen zu lieben, von welchen das gemeine Wesen schon überzeugt worden war. Denn bevor man noch die Ehre eines ehrlichen Begräbnisses erhielt, so muste man dessen würdig zu seyn, durch glaubwürdige Zeugnisse erkläret werden, und von diesen Gesetzen waren die Könige nicht einmal ausgenommen. Zu dem Ende versammelten sich also die Richter jenseits eines Sees, über welchen sie auf einem Kahne fuhren, und zwar unter der Begleitung des Schiffers Caron: welches denn den Griechen zu einer gewissen Fabel Anlaß gegeben hat. Der öffentliche Ankläger stellete sich vor diesen strengen Richterstuhl, und wenn er bewies, daß das Betragen des Verstorbenen sehr sträflich gewesen war, so war sein Andenken beschmitzt, und es wurde ihm die Ehre des Leichenbegängnisses nicht gestattet; konnte aber der Ankläger nichts wider ihn vorbringen, so stellte man ein stattliches Leichenbegängniß an, machte ihm eine Lobrede, und pries seine Tugenden öffentlich. Von

seiner

seiner Geburt aber erwehnte man nichts, weil diese von dem blossen Schicksale herrühret, und kaum vermögend ist, die vorzüglichen guten Eigenschaften jemandes einen auch nur etwas höhern Glanz zu geben. Sehr viele egyptische Könige, die man zwar in ihren Leben gefürchtet und ihnen gehorchet, die sich aber eben deswegen abscheulich gemacht hatten, haben kein Begräbniß erhalten: denn sie wurden nach ihrem Tode von eben diesem Gerichte strenge verurtheilet, welchen bisher die Verehrung der Könige ein langes Stillschweigen auferlegt hatte.

Herodotus berichtet uns, daß die Trauer in Egypten 40 oder auf 70 Tage gedauert habe.

Zwölftes Hauptstück.

Von den Sitten und Gebräuchen der heutigen Egyptier.

Egypten, welches gegenwärtig unter der Herrschaft der Türken ist, wird von einem Bassa regieret, der seinen Sitz zu Cairo hat. Es stehen unter seinem Befehle 24 Beys oder demselben Untergeordnete, welche in 24 verschiedenen Distrikten zu befehlen haben. Diese Bedienungen, deren keine erblich ist, sind sehr schwer beyzubehalten: denn man gelangt darzu, wenn man sie dem Bassa nur bezahlen kan. Er giebt sie auch ziemlich oft denenjenigen, welche so verwegen sind, sich zu denenselben durch einen Mord den Weg zu bereiten. Welches denn macht, daß der Hof dieser kleinen Tyrannen, ein wahrer Aufenthalt von Meuchelmördern

ist, die beständig geneigt sind, die Erlaubniß, ein grobes Verbrechen zu begehen, für Geld zu erkaufen: welches Verfahren aber fast jederzeit durch ein eben solches Verbrechen gerächet wird. Diese wechselsweisen Schandthaten sind die vornehmste Quelle, welche den Schatz des Bassa zu Cairo anfüllen.

Eine gewisse ziemlich beträchtliche Anzahl von Truppen, unter welchen die Janitscharen die vornehmsten sind, vertheidigen das Land so wohl wider die Einfälle der Araber als anderer auswärtigen und einheimischen Feinde. Ein Cadi oder Gerichtsschuldheiß, untersucht oder schlichtet diejenigen Streitigkeiten in einer jedweden Stadt, welche unter den Einwohnern vorfallen. Der Mufti oder Minister des Gesetzes, nebst einigen Lehrern desselbigen, die ihm als Beisitzer zugeordnet sind, sprechen über alles das, was die Religion betrift; und weil die Schranken, welche das geistliche und weltliche unterscheiden, nicht so genau bestimmet sind; so dehnen sie ihre Herrschaft so weit aus, als es nur möglich ist, ja gar bis zum Widersprechen.

Es giebt auch einige arabische Prinzen, welche einen Theil von Oberegypten inne haben, und sich, nach der Eroberung dieses Landes durch den Selim, noch immer in ihrer Unabhängigkeit erhalten haben. Auch hat man andere, welche dem Großsultan tributbar sind; diesen Tribut aber erlegen sie nur ein einzigesmal, und wenn der Sohn seinem Vater in der Regierung folgt.

Ausser den Egyptiern, Arabern und Türken, trift man in diesem Reiche auch viele Christen an, von welchen wir in einem besondern Artickel handeln wer-

werden: ferner auch viele Juden, welche einen blauen Bund und violetten Rock tragen müssen, damit man sie von andern Einwohnern unterscheiden kan.

Die alten Egyptier waren munter, arbeitsam und fleißig, den Gesetzen gehorsam und hielten über ihre Gebräuche sehr pünktlich. Die heutigen aber sind niederträchtig, betrüglich und fast eben so abergläubig, als ihre Vorfahren. Die erstern legten sich auf die Magie, diese aber hängen alle dem an, was nur Zauberartig oder von gewissen zauberischen Charakteren ist. Ein Kind zu loben in Gegenwart seiner Eltern, oder ihm keinen Segen geben, ist bey ihnen eben so viel, als der Beweis von einer bösen Neigung, vor welcher man sich nicht besser bewahren kan, als wenn man eine Hand voll Salz ins Feuer wirft. Die alten egyptischen Zauberer waren wegen ihrer Kunst sehr furchtbar; denn vor ihnen zitterte zuweilen so wohl der König, als das Volk; die heutigen aber sind nichts anders, als elende Windbeutel, welche das unwissende Volk betrügen, und welches sich fürchten würde, wenn es seine Augen und Ohren für ihren Verführungen ganz und gar verschliessen wollte.

Es ist etwas besonderes, daß die Kleidung der Egyptier sich seit vielen Jahrhunderten so wenig verändert hat. Denn sie tragen noch gegenwärtig einen langen Rock, oder Hemde, mit weiten Ermeln, welches um den Leib mit einen Gürtel befestiget ist: der Zeug darzu ist gemeiniglich ein blaues Tuch. Der gemeine Mann trägt darüber noch einen andern Rock von brauner Wolle, und die vornehmern eine lange Schleppe ebenfalls von

blauen Tuche. Das Feyerkleid ist sehr simpel, und bestehet nur in einem weissen Hemde, mit einem Aufschlage.

Die Kleidung der Weiber bestehet ebenfalls in einen langen Hemde von durchsichtigen Zeuge, über welches sie ihre Röcke ziehen, die eben so wie der Männer ihre gemacht, aber kürzer sind; die Ermeln aber länger, und hängen weiter herunter. Sie tragen ihre Haare in die Runde aufgebunden unter einer weissen wollenen Mütze, über welcher sie ein besetztes Schnupftuch befestigen. Die ehrsamen Weibspersonen müssen sich wenigstens, wenn sie ausgehen, den Mund und ein Auge bedecken; die unzüchtigen aber, gehen mit ganz aufgedeckten Gesichte. Ueber dieses kan man sie an den Ringen, an welchen kleine gläserne Knöpfgen sitzen, und die sie an ihre Nasen hängen, leicht erkennen; auch noch besser an ihren Gesange, tanzen und seltsamen Music, die sie mit gewissen Instrumenten machen.

Die egyptischen Weiber geniessen nicht viel Freyheit, sondern eine der vornehmsten bestehet darinnen, daß sie einander einige wechselsweise Besuche abstatten, welche damit zugebracht werden, daß sie sich auf mancherley Art umkleiden und auf diese Art verstellen. Die öffentlichen Bäder, wo sie sich wöchentlich zu mehrernmalen einfinden, gewähren ihnen indessen Gelegenheit genug, auch ihre sorgfältigsten Beobachter öfters zu hintergehen. Bey dieser Gelegenheit können sie ohne zu reden, zu schreyen, und auch so gar ohne eine Bewegung zu machen, bloß mit einem Schnupftuche, in welchen sie gewisse Sachen wickeln, ihre Liebeserklärungen

bekannt machen, Verweise geben und Zusammenkünfte bestimmen, nachdem es nehmlich die Umstände erfordern. Uebrigens sind in Egypten die verehlichten Weiber mehr der Galanterie ergeben, als die unverehlichten: denn diese wagen sehr viel, wenn sie sich nicht vorsichtig betragen; weil, wenn ihre Liebesstreiche bekannt werden, sie alle Hofnung verlieren, jemahls an einen Mann zu kommen. Gerathen sie aber ja an einen, so sind sie in Lebensgefahr, wenn sie nicht die überzeugendesten Proben von ihrer Keuschheit liefern.

Dreyzehntes Hauptstück.

Von den Cophten.

Wir wollen eben die Frage nicht untersuchen, ob die Cophten ihren Nahmen von der alten Stadt Copte haben, welche ehedem die Hauptstadt in Thebaide war, von welcher Plutarch redet; oder ob dieser Nahme Copte ein alter Nahme von Egypten ist: welchen man noch beifügen muß, daß Egypten in dem Talmud Gophti genennet wird. Sondern es ist genug, wenn wir nur wissen, daß alle diejenigen Christen Cophten genennet werden, welche seit verschiedenen Jahrhunderten durch ganz Egypten vertheilt gewesen sind. Der Glaube dieser morgenländischen Christen unterscheidet sich in keinem Stücke von dem Glauben der christlichen Jacobiten, und jene sind so wohl Monophysiten, als diese. Die römischen Päbste haben sich umsonst sehr viel Mühe gegeben, diese Cophten mit der rö-

mischen Kirche zu vereinigen; allein der Jesuit Roderich berichtet uns: (Sacchini in histor. societ.) daß sie es niemals haben dahin bringen können. Eben dieser Verfasser merkt auch unter den Irthümern dieser Sectirer an, daß sie sich von ihren Weibern scheiden, und an deren Stelle andere heyratheten; die Kinder vor der Taufe beschneiden; und 7 Sacramente glauben: daß sie aber ausser der Taufe die Firmelung, das heilige Abendmahl und die Priesterweyhe, unter ihren Glaubenslehren, das Fasten und das Gebet mit begriffen; andere Dinge zu geschweigen. Auch, fügt er hinzu, sie glaubten nicht, daß der heilige Geist vom Sohne ausgehe, und nähmen überhaupt nur 3 Kirchenversammlungen an, nehmlich zu Ephesus, Constantinopel und Nicäa. Kircher tadelt auch noch an ihnen, daß sie glaubten, die menschlichen Seelen kämen vor den jüngsten Tage, weder in den Himmel noch in die Hölle; wie auch, daß sie vorgäben, ihre Kirch, wie auch die armenische und abyssinische, wären nur die einzigen wahren Kirchen.

Wir wollen aus dem Vansleben (P. Vanslébe, rel. dell' Egitto.) dasjenige beybringen, was blos die Kirchengebräuche betrifft, die unter den Cophten üblich sind. Wenn der Priester bey ihnen die Communion hält, so bricht er das Brodt creuzweise und taucht es in den Wein. Hierauf reicht er dasselbe demjenigen, der die Messe mit ihm verrichtet. Sie halten das heilige Sacrament nicht nach der Messe, und segnen nur blos in der Kirche. Was aber die Segnung betrifft, so bedienen sie sich blos des gesäuerten Brodtes, welchem sie nach dem Segnen den

Nahmen

Nahmen Baraca geben; welches so viel heisset als Segen, Corban aber so viel als Communion oder heilige Abendmahl oder auch Hostie, nach dem nehmlich das Brodt gesegnet ist.

Uebrigens muß man merken, daß das Corban aus solchem Mehle gebacken sey, daß man für Geld aus der Kirchencasse gekauft hat, oder auch von einem rechtschaffenen Mann gegeben seyn muß, dessen Gewerbe niemals von einer schlechten Art gewesen ist. Dieses Corban muß am Tage gebacken seyn; wo nicht, und es ist an einem Abend bereitet, so taugt es zu dem Gebrauche bey dem heiligen Abendmahle nicht. Die Weiber dürfen es so wenig zubereiten, als es einmal anrühren: Und derjenige Diener, der die Zubereitung verrichtet, muß während derselben die sieben Bußpsalmen herbeten. Auch zu demselben Sauerteig gebraucht werden, ausser an den Tage, da es thauet, welcher Thau eben die Würkung hat. (Dieser Thau aber ist eben derjenige, welcher den 12. Junii nach den coptischen, oder den 17ten nach unserm Calender, fällt; sie nennen ihn den Segen des Himmels und glauben, daß Gott den Erzengel Michael schickte, welcher den Nilfluß vermittelst dieses Thaues in eine Gährung brächte.) Der Ofen, in welchen das Corban gebacken wird, muß innerhalb der Ringmauer der Kirche liegen; und auf jedwedes Brodt müssen 12 Creuze gedrückt werden, die in eben so viele Vierecke eingeschlossen sind.

In derjenigen Nacht, die vor der Messe hergeht, backen sie eine grosse Menge kleiner Brode, welche ohngefähr die Grösse eines Piasters haben, und diese theilen sie nach gehaltener Messe unter

die Umstehenden aus. Unter dieses Brod aber kömmt auch Salz.

Den Wein dürfen sie aus keiner Schenke nehmen, weil sie diesen für zu weltlich achten; wenn sie aber keinen zur Einsegnung haben, so ist es ihnen erlaubt, Rosinen in Wasser einzuweichen, und den hierdurch erhaltenen Saft, statt des Weins zu brauchen. Sie beichten und communiciren nicht anders, als in der grossen Fasten oder Fastnacht. Die Laien empfangen das heilige Abendmahl unter beyderley Gestalt, und man giebt es auch den kleinen Kindern so bald sie getauft sind.

Die Cophten lesen die heilige Schrift in der arabischen Sprache, welche in dieser Gegend sehr gewöhnlich ist. Sie feyern sowohl den Sonnabend als Sonntag und des Jahres hindurch 32 Feste der Jungfrau Mariä zu Ehren. Die Feierlichkeiten bey der Taufe sind sehr langweilig. Nach Mitternacht muß eine Messe gelesen werden. Nachdem einige Lobgesänge gesungen sind, so tragen die Diaconi alle zu taufenden Kinder zum Altare und derjenige Priester, welcher die heilige Handlung verrichtet, salbet sie deswegen mit Chrisam, damit sie zu geistlichen Menschen werden. Nachdem dieses geschehen ist, so wird abermal gesungen, und die Salbung wiederholet, so lange bis sieben und dreißigmal das Kreutz gemacht, welches denn anstatt des Exorcismus ist. Alsdenn begiebt sich die Geistlichkeit zu dem Taufsteine; der Priester, welcher das Amt verrichtet, segnet das Wasser, indem er Kreutzweise Chrisam hinein streuet; alsdenn fasset er das Kind an, mit der einen Hand seinen linken Arm und

das

das rechte Bein, mit der andern aber das linke Bein und den rechten Arm; so, daß er mit dessen Körper eine Art des Kreutzes macht; und haucht ihm dreymal in das Gesicht, damit es durch diesen Hauch den heiligen Geist empfangen möge. Nachdem es nun auf diese Weise getauft ist, so reicht ihm der, welcher es getauft hat, auf die Weise das heilige Abendmahl, indem er seine Finger in den Kelch taugt, und ihme hernach denselben in den Mund steckt. Hierauf werden Fackeln angesteckt und ein Umgang um die Kirche gehalten.

Diese sektirischen Christen halten vier grosse Fasten das Jahr hindurch. Die erste währet 24 Tage, und endiget sich an dem Feste der Geburth Christi. Ihre Fastnachtszeit hat 60 Tage. Das dritte Fasten, welches sie die Fasten der Jünger Christi nennen, nimmt an den dritten Pfingstfesttage seinen Anfang, und dauert 31 Tage; das vierte endlich deren 14, und ist das Fasten unserer lieben Frauen im August.

Für die Bilder haben sie eine ausnehmende Achtung: sie beugen ihre Knie vor ihnen, küssen sie, und reiben sich mit dem Oele aus den Lampen, die beständig ihnen zu Ehren brennen, auf das andächtigste, wenn sie krank sind; in der Hofnung, hierdurch wieder gesund zu werden.

Der Patriarch der Cophten hat seinen Sitz zu Cairo. Er führt den Titel eines Patriarchen von Alexandrien und Jerusalem, und giebt sich für einem Nachfolger des heiligen Marcus aus. Seine Gerichtsbarkeit erstreckt sich über Ober- und Niederegypten, Nubien und Abyssinien. Er hat 11 Bi-

schöffe unter sich; auf diese aber folgen die Oberspriester, Priester, Diaconi, Leser und Sänger.

Den Sonnabend Abend begiebt sich die cophtische Geistlichkeit, wenn die Sonne untergehet, in die Kirche, und singet daselbst ihre Vesper, welche ohngefähr eine Stunde dauert. Nachher bleibt jedermann in der Kirche; einige schlafen, andere rauchen Tabak oder schwatzen von ihren Geschäften; des Morgens früh um 2 Uhr aber wird der Morgengesang gesungen, und nach demselben Messe gehalten.

Nachdem nun Brod und Wein zubereitet ist, welches auf einen kleinen Tisch neben dem Altare geschiehet, wie der Pater Brun (H. 2.) sagt, und die Priester nebst ihren Dienern die geistlichen Kleider angelegt haben; so werden Fackeln angesteckt, und der, welcher das Amt verrichtet, saget das Vorbereitungsgebet her, worauf ein Danksagungsgebet folget. Nachdem nun das Brod auf die Schüssel hingelegt, und unter den Wein Wasser gemischet ist, so setzt man beydes auf den Altar und dem lieben Gotte als ein Opfer unter einem Gebete vor. Die Ausdrücke dieses Gebets zeigen übrigens ausdrücklich, daß die Verwandlung des Brodes und Weins in den Leib und Blut Christi, nicht durch die Ausdrücke dieser Wörter des Vorbereitungsgebetes bewürket werde. Nachdem nun dasselbe verrichtet ist, so decket der Priester über die Schüssel mit dem Brode ein Tuch, und über den Kelch ein anderes, über beyde zusammen aber endlich noch ein drittes, das grösser ist. Alsdenn küsset er den Altar, steiget von der heiligen Stätte

herun-

herunter, das Absolutionsgebet über seine Diener zu sprechen. Ist der Patriarch gegenwärtig, so verrichtet er dieses Gebet. Hierauf tritt derjenige wieder vor den Altar, welcher das Amt verrichtet, räuchert und hält ein Gebet, in welchem er Gott bittet, daß er ihn in den Stand setzen wolle, das heilige Amt zu verrichten. u. s. f. Hierauf geht er um den Altar, räuchert und küsset ihn; auch räuchert er die Versammlung. So wie er nun wieder an die heilige Stätte tritt, so wirft er sich nieder, und bittet für das Volk. Hierauf wird alsdenn etwas in der cophtischen und hernach in der arabischen Sprache vorgelesen, und der Priester nebst seinen Diaconus gehen um den Altar, um den Fortgang des Evangelii anzuzeigen, welches von dem letztern getragen wird.

Bevor nun noch das Evangelium gelesen wird, so legt es der Priester aufgeschlagen auf den Altar, um dadurch anzuzeigen, daß die Worte, welche darinnen gelesen werden sollen, aus dem Munde des Heilandes der Welt sind. Er hält es also seinen Collegen vor, und lässet sie dasselbe küssen; wenn es aber dem Volke zu eben den Ende vorgehalten wird, so ist das Buch nicht nur zugemacht, sondern auch mit einem Schleyer bedecket. Nachdem der Glaube abgesungen ist, so räuchert der Priester den Altar an der Morgenseite dreymal, wäscht sich die Hände, sagt das Gebet des Friedenskusses her, und ertheilet allen Umstehenden den Seegen, welche alsdenn einander umarmen und sich küssen.

Bey dem Opfer, welches die Cophten Anaphora nennen, bricht der Priester die Hostie in drey Stücken, hält sie alle drey! so wieder zusammen, daß

es

es scheint, als ob sie nicht getrennet wären, und verrichtet einige Gebeter. Die wahre Brechung aber hat nicht anders statt, als nach der Anruffung des heiligen Geistes um die Gaben und Erinnerung der heiligen und verstorbenen Gläubigen. Bey der Erhebung desselben, halten die Diaconi die Fackeln und das Kreutz in die Höhe, das Volk aber fällt zur Erde. Wird nun die Messe an einem Sonntage gehalten, so muß jederman mit blossem und gebücktem Haupte stehen; an einem andern Tage aber, neigt man sich mit dem Gesichte auf die Erde.

Die Cophten weihen oft die Kinder zu Unterpriestern, so bald sie getauft sind. Alsdenn aber legen die Aeltern, anstatt ihrer Kinder, so lange das Gelübde ab, bis diese 15 Jahr alt sind. Dieses Gelübde aber bestehet in der Beobachtung der Keuschheit, in dem Fasten jeglicher Mittwoche und Freytage, und der genauen Beobachtung der vier Fasten.

Die cophtischen Mönche sind bey den Egyptiern in keiner sonderlichen Achtung, die von dem Berge Sinai ausgenommen, welche, wie man sagt, durch den Mahomet selbst von allen Tribute frey gesprochen sind; und zwar zur Erkenntlichkeit für die gute Begegnung, die ihm die damaligen Mönche erwiesen haben, als er noch in seinem Stande der Erniedrigung lebte und ihre Kameele hütete. Nur sind sie gehalten, jährlich unter die Araber einige Almosen auszutheilen, welches so viel heißt: sie müssen diesen herumstreifenden Volke denjenigen Tribut erlegen, welchen es mit vielem Ungestüme fordert. Die Mönche dürfen nicht nur nicht heyrathen, sondern müssen auch der allergeringsten natürlichen bösen Neigung

entsa-

entsagen, auch nicht zu ihren Anverwandten kommen, und überhaupt gar kein Vermögen haben. Weil sie nun im beständigem Gebete begriffen sind, so denken sie auch an weiter nichts, als an Gott, und wie sie fasten und unaufhörlich arbeiten mögen. Ihre Kleidung bestehet aus wollenem Zeuge, welche mit einem ledernen Gürtel fest gemacht ist. Wein trinken sie niemals, ihr Lager ist auf einer bloßen Matte, die sie auf die Erde breiten, und vermöge ihrer Regel, müssen sie sich jeden Abend 150mal mit dem Gesichte und Leibe gegen die Erde neigen, und die Arme kreutzweise und die Hände geschlossen zusammen halten.

Die Kirchen der Cophten haben zwo Hauptabtheilungen, eine für das allerheiligste, welches sie Krikel nennen (welches eben so viel ist als das Hechal in der Synagoge der Juden), vor dessen Eingange beständig ein Vorhang hänget; die andere für das Heilige, welches das innere Chor ausmacht, und jederzeit gegen Morgen liegt. In diesen Krikel wird die Messe gehalten, und man gehet in dasselbe niemals eher hinein, als vorher sich die Füsse gewaschen zu haben; übrigens wird niemanden der Eingang in dasselbe verstattet, wo er nicht wenigstens ein Diaconus ist. Diese Kirchen haben 3 Thüren, in die eine gehen die Männer, in die andere die Weiber, und in die dritte werden die Geschenke und Opfer gebracht. Gegen den Priester über ist beständig eine brennende Lampe, die zwischen zwey Straußeyern hänget, wodurch er, wie Vanslebe sagt, erinnert werden soll, aufmerksam und munter in seinem Dienste zu seyn; welches sich denn auf die gemeine Sage gründet, daß der Strauß seine Eyer durch das bloße Ansehen ausbrüte.

An

An dem Feste der Erscheinung hält der cophtische Patriarch die Messe auf einem Altar, welcher gemeiniglich ziemlich nahe an dem grossen Wassergefässe ist. Nachdem er das Amt verrichtet hat, so segnet er das Wasser feierlich; und weil man ein grosses Verdienst darein setzet, wenn man von dem heiligen Patriarchen in das Wasser eingetaucht wird, und er auch diese Gunst nur denen dreyen angedeyhen läßt, die sich zuerst darstellen; so geräth das Volk gemeiniglich über diesen Vorzug in einen heftigen Streit. Man kan sich auch leicht eine Vorstellung von der ausnehmenden Unanständigkeit machen, welche mit diesen abergläubigen Gebrauche verbunden ist. Das Fest der Erscheinung der Heiligen stellet uns in der That etwas ziemlich besonderes vor. Denn die Cophten glauben, daß sie während drey Tagen, in einer gewissen Kirche so glücklich sind, das Angesicht desjenigen Heiligen zu sehen, den sie am meisten ehren. Daher gehen sie um diese Zeit Hauffenweise in die gedachte Kirche, und erblicken auch in derselben alles das, was sie sehen wollen. Denn die Gegenstände, welche vermittelst des Lichts in eine von diesen Capellen hineingeworfen werden, (Vanslebe berichtet indessen nicht, durch was für eine Kunst) geben der erhitzten Einbildungskraft des Volks schon Gelegenheit, daß gar bald glaubt, an der Wand den Geist eines Ritters zu Pferde zu erblicken; da es denn gar nicht zweifelt, daß dieses der heilige Ritter Georg sey, welcher sich die Mühe genommen habe, sich ihnen zu dem Ende zu zeigen, um sie in ihren Betrübnissen zu trösten, oder ihnen in ihren Unternehmungen Glück zu geben. Von dem Feste, welches dem

Nil

Nil zu Ehren gefeiert wird, wollen wir in dem folgenden Hauptstücke reden.

Gemeiniglich geschehen die Hochzeitfeierlichkeiten der Cophten nach Mitternacht, das ist, nachdem sie ihre Frühmette verrichtet haben. Der Bräutigam und die Braut werden mit einander, unter einem zahlreichen Gefolge, in die Kirche geführet, und von einer Menge Bedienten begleitet, welche brennende Fackeln tragen. Der Bräutigam gehet in das innere Chor, die Braut aber führet man in den Verschlag der Weiber: bald nachher aber setzt man sie auf eine Bank vor die Thüre des äussern Chores. Hierauf werden einige Gebeter gebetet und etliche Lieder gesungen, während welcher Zeit der Priester dem auf der Erde sitzenden Bräutigam seinen Segen ertheilet. Hierauf zieht man ihm ein Chorhemde an, das bis auf die Ferse reichet, umgürtet ihn mit einem Gürtel, und wirft ihm einem weissen Schleyer über den Kopf. In diesem Anzuge führet man ihn zu seiner Braut, welcher er einen Theil von diesen Schleyer mittheilet. Der Priester, welcher die Trauung verrichtet, salbet sie darauf an der Stirne und den Händen, und die Feierlichkeit wird damit beschlossen, daß sie einander die Hände geben.

Vierzehentes Hauptstück.

Von dem Nil.

Der Ursprung dieses grossen Flusses in Africa, ist eine lange Zeit unbekannt gewesen, und man hat sich nicht eher rühmen können, denselben entdeckt

zu

zu haben, als in der Mitte des letzt verwichenen Jahrhunderts. Der Nil entspringet, wie uns der Pater Telles (Hist. de la haute Ethiopie, edit. de 1661.) versichert, an zween Oertern, oben auf einem Berge der Provinz Salaba, welche in dem Königreiche Goyau liegt. Hierauf fliest er durch Abyssinien, die Königreiche Sennaar, Dangola, ganz Nubien und Egypten, in welchem letzten er das Land durch seine regelmäßigen Ergiesungen fruchtbar macht. Der ganze Lauf dieses Flusses beträgt ohngefähr eine Strecke von 1500 Meilen, fast jederzeit von Mittag gegen Mitternacht. Unterhalb Cairo theilt er sich in zween Arme, wovon der eine gegen Westen, der andere aber Ostwärts fließt; beyde aber ergiesen sich in das mittelländische Meer, ohngefähr 100 Meilen von einander.

Nachdem sich viele kleinere Flüsse aus Ethiopien in denselben ergossen haben, so gelanget er zu verschiedenen Abfällen, wo er sich wie ein Tuch ausbreitet, von einer grossen Höhe herunter fällt, und ein ungemein starkes Geräusche verursachet. Indessen fehlt es an kühnen Leuten nicht, welche sich in ganz kleinen Kähnen der ganzen Gewalt dieses Strohmes überlassen, welcher, ob er sie gleich den Augenblick verschlingen könnte, sie mit einer unglaublichen Geschwindigkeit in die Mitte seines Wassers stöst, wo dasselbe ganz ruhig ist.

Die Ursachen der so ordentlichen Ergiessungen des Nilstromes, sind heut zu Tage kein Geheimniß mehr; sondern alle neue Schriftsteller, versichern uns einhellig, daß sie von den häufigen Regen, welcher zwischen dem Aequator und Wende-

cir-

cirkel, vor und nach dem Sonnenstillestande, fällt, herrühren. Die Ueberschwemmung in Egypten nimmt ihren Anfang gegen das Ende des Junius, und nimmt so lange zu, bis zu Ende des Septembers. Beynahe um diese Zeit ist sie am höchsten, und fällt nachher immer nach und nach in den beyden Monaten October und November; so, daß alsdenn der Fluß wieder in seine Ufer tritt, und seinen gewöhnlichen Lauf bekommt.

Plinius (B. 5. H. 9.) versichert, daß zu seiner Zeit die rechte Höhe des ausgetretenen Nilflusses 16 Ellen (oder 24 Fuß) betragen habe, wenn er aber nicht höher als 12 oder 13 Ellen ausgetreten sey, so hätte man theure Zeit befürchtet. Wäre aber die Ueberschwemmung höher gewesen, als 16 Ellen, so hätte sie schon die Häuser weggetrieben, die Viehheerden verschlungen, und sehr grosse Verwüstungen angerichtet. Die alten Egyptier hatten mit einer ausnehmenden Sorgfalt alle besondere Umstände und den verschiedenen Zuwachs dieses ihres Flusses gleichsam ausstudieret, weil hiervon so wohl ihr Lebensunterhalt, als ganzes Vermögen abhieng. Sie machten gewisse sichere Beobachtungen, und aus welchen sie auch zuverläßig schliessen konnten, von was für einer Beschaffenheit die Aernde des folgenden Jahres seyn würde.

Das Steigen aber des Wassers genau zu wissen, bediente man sich anfänglich einer Säule, die zu Memphis an den Ufer des Flusses war errichtet worden. Auf dieses ungewisse Maas aber folgte ein anderes, vermittelst eines Brunnens, welcher neben der Stadt Syenna war gegraben wor-

den. Endlich aber ließ man einen viereckigten Waſſerhälter machen, in welchem, weil das Waſſer aus dem Nil in ihn treten konnte, man das Steigen und Fallen deſſelben beobachtete; ſo, daß das Waſſer, welches in denſelben hineingetreten war, niemals höher oder niedriger ſtund, als das in dem Fluſſe. Es iſt auch noch gegenwärtig zu Cairo ein Brunnen, welcher zu dieſem Gebrauche dienet, und den man in Egypten Mekkias nennet. Das Waſſer wird aus dem Nil in denſelben durch vier Schwiebbögen geleitet, die immer einer über den andern gebauet, alle aber in den Brunnen geleitet ſind. An einer Säule aber, welche 34 Fuß und einige Zolle hoch iſt, kan man an einigen Merkmalen genau den Grad bemerken, wie weit das Waſſer geſtiegen iſt.

Ehedem zeigten die hieroglyphiſchen Bilder, welche man an diejenigen Oerter der Stadt geſetzet hatte, wo die meiſten Leute hinkommen, den Einwohnern den Anfang und Fortgang der Ueberſchwemmung an. Heut zu Tage aber hat man öffentliche Ausruffer, welche ausſchreyen müſſen, um wie viel der Fluß in jedweder vorhergehenden Nacht angewachſen iſt; und die Steuern, welche man dem Großſultan von den Ländereyen entrichten muß, werden nach der höhern oder niedrigern Ueberſchwemmung, oder ſo wie dieſelbe mehr oder weniger vortheilhaft iſt, reguliret. An dem Tage, da ſie in einer jedweden Gegend, auf den nöthigen Grad geſtiegen iſt, welcher zu einer bevorſtehenden guten Ernde erfordert wird, ſtellet man allerley öffentliche Luſtbarkeiten an, und das Volk überläſſet ſich ſeinem voll-

vollkommenen Vergnügen. Als die Egyptier noch in der heidnischen Blindheit waren, opferten sie jährlich einen Knaben und ein Mädchen, welches abscheuliche Opfer dem vergötterten Nil zur Erkenntlichkeit seiner Freygebigkeit gebracht wurde. Die muselmännischen Bedienten aber lassen es heut zu Tage dabey bewenden, daß sie mit einigen Feyerlichkeiten gegenwärtig sind, wenn die grosse Schleusse geöfnet wird.

Die abergläubigen Cophten aber haben in Betracht dieses, noch einige Gebräuche beybehalten, die sie bisher noch nicht haben ablegen wollen. Denn an dem Tage des Fests der Creutzerhöhung, weihet der Patriarch, oder einige von den vornehmsten Geistlichen, mit vielen Feyerlichkeiten ein Creutz, und wirft dasselbe zu dem Ende in den Nil, damit derselbe wieder abnehmen möge, oder vielmehr, ihm davor zu danken, daß er bisher immer gestiegen ist. Weil nun diese Christen überzeugt sind, daß die grausame Gewohnheit der Menschenopfer in Egypten so lange gedauert hat, bis die Türken hinein gekommen sind; so haben ihre Vorfahren durch eine mündliche Tradition angezeiget, daß die Abschaffung dieses Opfers nicht ohne ein Wunder geschehen, sondern ein Oelzweig auf dem ersten Altare, der um diese Zeit errichtet worden, eingewurzelt sey. Sie haben auch zween Brunnen in zween ihrer Kirchen, vermittelst welcher sie vorher sagen, wie hoch der Nil steigen müsse. In der ersten Nacht des Monat Junii lässet man einen Strick von Matten bis auf die Oberfläche des Wassers in einen dieser Brunnen herunter: alsdenn verschließt man ihn und feyert

die Messe. So bald diese vollendet ist, so öfnet derjenige Priester, welcher das Amt verrichtet, den Brunnen wieder. Wenn nun der Strick, den er wieder heraus ziehet, bis auf 16 Zolle z. E. naß geworden ist, so zeigt dieses an, daß der Nil auf eben so viele Ellen steigen werde. Paul Lucas aber, von welchen wir diese besondere Nachricht entlehnen, merkt an, daß das, was die Cophten für ein Wunder halten, weiter nichts, als die Würkung einer ganz natürlichen Filtration sey. Uebrigens glaubt das unwissende Volk steif und fest, daß man diese Prophezeyhung derjenigen Kraft zu verdanken habe, welche die heilige Jungfrau dem Wasser dieser Brunnen damals verliehen hätte, als sie die Windeln JEsu Christi in demselben gewaschen hätte.

Vanslebe, den wir im vorhergehenden schon angeführet haben, berichtet, daß die erste Nacht des Thaues, oder da der Nil gestiegen, welches beydes einerley ist, ein Cadi oder Gerichtschultheiß und Aeltester des Dorfes, mit einer kleinen Schnur von Baumwolle in die Kirche kämen, an welcher sie 8 Knoten gemacht hätten, die immer einer von dem andern einen Zoll entfernt wären, und an deren Ende man ein kleines Gewicht von Bley hienge. Alsdenn liesse man, in Gegenwart des ganzen Volks, die Schnur in den Brunnen, und zwar so weit, daß sie die Oberfläche des Wassers berührte; machte alsdenn den Brunnen zu, versiegelte ihn so gar, und bliebe in der Kirche bis den folgenden Tag, um bey Anbruch des Tages zu untersuchen, wie hoch das Wasser die Nacht hindurch gestiegen sey. Da denn die Anzahl der naß gewordenen Knoten, zugleich die

Anzahl

Anzahl der Klafter anzeigte, um wie viel der Nil dieses Jahr höher steigen würde als 16.

So grosse Vortheile aber der Nil durch seine Ueberschwemmungen Egypten immer gewähren mag, so würde derselbe doch ohne das sorgfältige Zuthun seiner Einwohner, nichts anders, als eine höchst verderbliche Landplage seyn. Denn weil es nicht möglich ist, daß der Fluß alle Felder überschwemmen kan, so muste man nothwendig eine sehr grosse Menge Canäle graben, um dasselbe durch alle Gegenden des Landes gleichförmig zu vertheilen. Alle Dörfer also, welche an dem Nil liegen, haben Canäle, die man, wenn es Zeit ist, öfnen kan, das Wasser auf das platte Land zu leiten: und auf diese Weise wird es beständig aus einem Canale in den andern und endlich bis an die Grenzen des Reichs geleitet. Die Gräben aber darf man nur nach und nach durchstechen, und zwar nach einem genauen Ueberschlag, da man die Abmessungen jederzeit genau bemerket. Oberegypten wird also zuerst unter Wasser gesetzet, und nachdem es so viel Wasser hat, als ihm nöthig ist, so darf man erst die Canäle in Niederegypten öfnen. Das Wasser aber auf die Anhöhen zu bringen, zu welchen man keine Canäle machen kan, hat man Wasserschrauben erfunden, die von Ochsen gedrehet werden, damit das Wasser erstlich in Röhren fällt, durch welche es nachher auf das Land geleitet wird.

Was aber den Boden in Egypten so fett und fruchtbar macht, ist nichts anders, als derjenige Schlamm, welchen der Nil mit sich führet. Und ob man gleich aus richtigen Erfahrungen weis, daß der

Nil 19 mal weniger Schlamm mit sich führet, als die Seine in Frankreich; so ist doch eben so gewiß, daß er die einzige Ursache von der Fruchtbarkeit des Landes sey; und ohne ihn das Wasser, welches jährlich so lange über dem Erdboden stehet, denselben aushungern, und alle Säfte desselben an sich ziehen würde. Das ehemalige Egypten war die vornehmste Kornkammer von Rom: das heutige versiehet auch die Stadt Constantinopel noch gegenwärtig mit Getraide, des betrübten Zustandes ohngeachtet, in welchen sich der obere Theil dieses Reichs befindet; welcher wegen des Verfalles seiner Canäle und Mangels der Bauern, die ihren Acker fleißig bauen, weiter nichts als eine trockene Wüste ist.

An den Oertern, durch welche der Nil fliest, wenn er wieder in sein Ufer getreten ist, braucht der Bauer den Acker nur ganz flach zu pflügen, und ein wenig Sand unter das Erdreich zu mischen, ihm dadurch die gar zu grosse Stärke oder Festigkeit zu benehmen. Alsdenn besäet er sein Feld ohne viele fernere Mühe im October und November, welches eben so gut ist, als wenn es im März oder April geschiehet. Eben der Boden kan jährlich viererley verschiedene Früchte tragen. Zuerst säet man Gurken, nachher Sallat drauf, alsdenn Korn und zuletzt solche Hülsenfrüchte, dergleichen das Land trägt. Ueber nichts aber erstaunt man mehr, oder hat einen angenehmern Anblick, als den Nil in Egypten, wenn er das Land unter Wasser gesetzet hat. Denn wenn man gegen den Julius und August auf einen hohen Berg oder eine grosse Pyramide neben Cairo steigt, so erblickt man gleichsam ein sehr grosses Meer, aus welchen

chen eine ungeheure Menge von Städten und Dörfern, zwischen welchen lauter Dämme und Gebüsche liegen, deren letztere aus Fruchtbäumen bestehen, von welchen man nur Gipfel siehet, hervorragen. Betrachtet man aber dasselbe im Jenner und Februar, so gleicht es einer einzigen Wiese, die mit lauter Blumen gleichsam besäet ist, und allenthalben die vortreflichsten Wohnungen hat. Auf diesen Wiesen wird also das Vieh in gar kurzer Zeit fett; da es hingegen, zur Zeit der Ueberschwemmung, nur bloß mit Heu, gehackten Stroh, Gerste und Bohnen vorlieb nehmen muß.

Auf diese Weise hat die Vorsicht den dürren und sandigten Erdboden von Egypten, zu einer fetten und fruchtbaren Gegend gemacht, und zwar durch denjenigen Regen, den sie beständig zu einer gewissen Zeit in Ethyopien fallen läßt. Damit aber auch das Wasser des Nil zurück gehalten werde, damit es nicht zu geschwind verläuft; so wehet, von dem Monat Juni bis zu Ende des Octobers ein beständiger Nordostwind.

Funfzehentes Hauptstück.

Von den Thieren, Vögeln, der Handlung und Früchten in Egypten.

Unter den ganz besondern Thieren, die man in Africa und vornehmlich an den Ufern des Nil findet, ist das Wasserpferd. Dieses furchtbare Thier, wird, wie man sagt, in Ethyopien hervorgebracht; so bald es sich aber stark genug zu seyn

merkt, dieses Land zu verlassen, so kommt es nach Oberegypten, und verwüstet daselbst das Land. Es frißt vornehmlich das türkische Korn und verwüstet es, gehet auch auf die Menschen loß; diese wirft es zu seinen Füssen, tritt selbige todt und saugt ihnen alsdenn das Blut aus.

Es ist ein vierfüßiges Thier, welches so wohl in dem Wasser als auf dem Lande leben kan, stammet von dem wilden Ochsen und Bären her, ist aber grösser. Sein Kopf gleicht einem Pferdekopfe so ziemlich; der Schwanz aber ist ohngefehr einen Fuß lang gespalten; seine Nasenlöcher sind weit und groß, in dem Kienbacken aber hat es Zähne, die ungemein feste sind. Wenn es am grössesten ist, so beträgt seine Länge ohngefähr von dem Kopfe bis zu dem Schwanze 13 bis 14 Fuß, und der Umfang seines Bauches eben so viel. Seine Augen sind klein, die Ohren kurz und dünne. Aus den Nasenlöchern sind ihm dicke Haarzöpfe herausgewachsen, welches die einzigen Haare sind, die es am ganzen Leibe hat, und an dem untern Kienbacken hat es 2 Arten von Gewehre, eben wie das wilde Schwein. Seine Beine sind dick und kurz, und den Beinen der Bären ziemlich ähnlich; sein Huf ist in zween Theile gespalten und hat 4 Zehe; woraus denn erhellet, daß es nicht so wohl zum schwimmen als laufen auf der Erde und in den Flüssen gemacht ist. Sein Schwanz ist nicht länger als etwan 6 bis 8 Zolle. An seinen Anfange ist er sehr dicke und gehet an das Ende immer spitziger zu; seine Haut aber ist hart, dick und hat eine castanienbraune Farbe. Dieses Thier ist sehr schwer zu tödten: denn

es

es hat nur einen kleinen Fleck auf der Stirne, wo man es verwunden kan; durch den übrigen Theil seiner Haut aber gehet keine Kugel. Man sagt, es habe eine erschreckliche Stimme, und die Erde zitterte, wenn es anfienge, zu brüllen. Ferner ist es noch unbekannt, ob man jemals eins lebendig gefangen hat; und man findet auch sehr selten deren zwey bey einander.

In dem Nil giebt es übrigens eine grosse Menge von Crocodillen, welche Thiere gleichfalls so wohl auf dem Lande als in dem Wasser leben können, die den Eydexen ähnlich, aber ungemein viel grösser sind. Gegen das Ende des letzt verwichenen Jahrhunderts hat man in Frankreich ein solches Thier lebendig gesehen. Es war 3 Fuß 9 ein halben Zoll lang; der Schwanz aber hatte eben die Länge, wie der ganze Leib. Sein Bauch aber war an dem breitesten Orte 5 ein halben Zoll. Die Vorderbeine von dem Leibe an, bis an die Klauen oder Krallen, hatten 6 ein halben Zoll in der Länge; seine Hinterbeine aber einen Zoll mehr. Es hatte einen ganz platten Kopf, der obere Theil seines Leibes war lichtbraun, dunkelgrün, und an verschiedenen Oertern von einer andern dunkelgrünen Farbe; die Zähne waren weiß, der untere Theil seines Leibes von einer weissen und dunkelgelben Farbe. Auf dem Leibe hatte es 3 verschiedene Arten von Schuppen, die an den Vorderbeinen, den Hinterbeinen, in den Seiten und an den mehresten Stellen seines Halses waren rund, und sassen ohne Ordnung; die auf dem Rücken mitten an dem Halse und auf dem Schwanze waren stärker und sassen vermittelst eines erhabenen

Kammes an einander; die endlich, welche es auf dem Bauche und unter dem Schwanze hatte, waren dünne, biegsam, viereckigt und mit keinem Kamme zusammen gefugt. Dieser Crocodill hatte eine spitzige Schnautze und Nasenlöcher in Form eines halben Mondes, um die Augen herum statt der Augenlieder, eine ausgezackte Einfassung, und Augenbraunen von eben der Art. Die Oefnung seiner Ohren saß unter den Augen. Uebrigens hatte es 68 Zähne, die immer nach und nach länger, aber hohl, spitzig und gegen die Kehle zu, gekrümmet waren. Die vordern Füsse hatten 5 Zehe, die hintern aber nur 4 deren; zwischen den Zehen aber hatte es eine Membrane, und auf dieser Membrane Schuppen. Seine Klauen waren schwärzlich, krumm und spitzig.

Dieses Thier muß sehr jung gewesen seyn, denn alle Reisende bezeugen, daß es welche giebt, welche bis 10 halbe Ruthen lang sind. Seine Eyer sind ohngefähr so groß, als die Gänseeyer, und es legt deren gemeiniglich 60, wenn seine Zeit ist, und zwar einen Fuß tief in den Sand, wo sie die Sonne ausbrütet. So bald nun die Jungen aus der Schaale sind, so gehen sie fort, und werfen sich in den Fluß. Wenn der Crocodill auf dem Lande ist, so sind seine Augen beständig nach dem Strohme gerichtet, in welchen er so gleich wieder hineingehet, wenn er nur die geringste Gefahr besorget; jedoch sehr langsam, ob man gleich versichert, daß er sehr geschwind laufen könne. Wenn man ihn erlegen will, so ahmt man das Geschrey eines Thieres nach, worauf er denn alsbald hinzu läuft. Alsdenn aber schießt man

ihm

ihm einen Pfeil mit einem Haken in den Leib, woran eine Schnur befestiget ist, und läßt ihn immer, so lange fortgehen, bis er sich ganz verblutet hat; da man ihn denn ohne Gefahr aus dem Wasser ziehen kan. Zuweilen erschießt man dergleichen Thiere mit einer Flinte; es muß aber dahin gesehen werden, daß er entweder unter dem Bauche oder in die Augen getroffen wird, weil die Kugel auf dem Rücken abgleitet, und nicht durchgehet. Es ist kein Zweifel, daß der Crocodill so starke Kienbacken habe, daß er ein Menschenbein abbeissen kan. Indessen zweifelt man doch daran, daß er einen Menschen verschlingen könne, wenn er eben im Schwimmen begriffen ist; eine andere Bewandniß aber hat es, wenn er ihn aufrecht an dem Ufer stehend antrift; weil er alsdenn auf ihn losgehet, ihn mit seinen Vorderpfoten packet und sich bemühet, mit einem Schlage seines Schwanzes über den Haufen zu werfen. Ferner sagt man von ihm, daß er ein sehr scharfes Gesicht habe, und so gar durch eine Höhlung, welche von hinten gegen seine Augen zu gehe, hinter sich sehen könne. Wenn er einen Ochsen oder Kuhe antrift, so geht er auf das Thier loß, packt es bey der Schnautze, schlept es ins Wasser, es zu ersäufen, und nachher zu fressen. Der Sakfak, der Trochylus der Alten und Faunkönig der Neuern, ist das einzige Thier, für welchem der Crocodill Achtung zu haben scheint: und die Naturkündiger geben davon zur Ursache an, daß, weil der Crocodill beständig mit aufgesperrten Rachen schläft, der Sakfak alsdenn hineinkröche und ihm die Blutygels abnähme, die sich an seinem Gaumen angesetzt hätten,

ten, und welche er so gerne frißt. Indessen ist dieses nur sehr unwahrscheinlich zu glauben.

Die egyptische oder pharaonische Ratte ist ein kleines Thier, ohngefähr in der Grösse einer Katze, welches einen Rüssel wie ein Schwein und einen Schwanz wie ein Fuchs hat. Man glaubt in Egypten von ihm, daß, nachdem es sich in dem Kothe herumgewälzet, es dem Crocodill in den Leib kröche, ihm die Eingeweide zerfresse, und sich hernach eine Oefnung auf eben die Art durch den Bauch desselben mache, aus welchem es wieder herauskäme. Wäre es aber nicht besser, wenn man es bey der Sage bewenden liesse, daß diese Ratte nur dem Crocodille die Eyer zerbräche? Der Dienst würde in Beziehung auf die Einwohner nicht weniger wichtig seyn; freylich aber würde das Besondere der Beobachtung weyfallen.

Der Ibis ist ein Vogel, welcher dem Storche ähnlich siehet, nur nicht so groß. Er hat dunkelrothe ins helle fallende Federn mit purpurrothen Flecken, und eine rothe Fleischfarbe; die grössen Federn seiner Flügel aber sind schwarz. Der Schnabel ist oben anderthalb Zolle breit und am Ende einen halben. Seine Farbe hellegelb und gegen das Ende zu ein wenig orangefärbig. Die beyden Theile desselben aber ganz und gar gekrümmet. Der untere Theil seiner Beine und der ganze Fuß, von dem Gelenke an, bis an die Zehe, haben eine greise Farbe: die Seiten der vier Zehe aber eine Membrane; die innere Seite der beyden äusern Zehe ausgenommen, welche dergleichen nicht haben. Seine Krallen sind gerade, spitzig und schwärzlich, und seine äusern Zehe haben eben diese

Farbe.

Farbe. Dieser Vogel nähret sich von Schlangen, Fröschen und Eydexen, vornehmlich aber von einer gewissen Art geflügelter Schlangen, die durch einen Mittagswind aus der Wüste Lybien kommen, auf die egyptischen Felder fallen und die Früchte auf denselben verzehren. Der Ibis versammelt sich gemeiniglich Haufenweise an den Gränzen des Landes, erwartet, bis diese Schlangen ankommen, und es sind derer nur wenige, welche der Aufmerksamkeit und Freßbegierde dieser Vögel entwischen. Verschiedene egyptische Städte haben daher geglaubt, daß sie einen so wichtigen Dienst, der ihnen jährlich erwiesen würde, nicht besser vergelten könnten, als wenn sie vor den Ibis Räuchwerk verbrenneten, und denjenigen am Leben straften, welcher so gottloß wäre, einen solchen Vogel zu tödten. Gegenwärtig heissen ihn die Einwohner Belsory.

Ein gewisser grosser Falke, von einer braunen Farbe und ungemein hellen Augen, war ebenfalls ein von den Egyptiern hochgehaltener Vogel. Sie beteten ihn an, als den Sonnenvogel, weil seine Augen der Sonne ähnlich glänzten, und hatten ihm auch prächtige Tempel erbauet, unter andern einen auf der Insel Phile, die heut zu Tage Girziret heisset. Die Türken tödten diese Vögel niemals, wegen der besondern Achtung, die sie gegen sie hegen.

Die egyptischen Katzen sind von den unsrigen nicht unterschieden, man weiß sich aber in diesem Lande nicht zu erinnern, daß man ihnen jemals göttliche Ehre erwiesen hätte; sonsten aber hat man viele Achtung und Vertrauen gegen sie. Denn ein Soldat würde lieber seinen Sack mit den Lebensmitteln zu-

rücklassen, als seine Katze, Geier, oder Sperber. Man hat auch Hospitäler, wo man diese Thiere sehr sorgfältig ernähret, gegen die armen Hunde aber erweiset man so viele Sorgfalt nicht; sondern die Egyptier achten ihre Freundlichkeit und Treue für nichts. Sie dürfen auch nicht einmal in die Häuser kommen, sondern müssen des Nachts auf den Strassen in den Städten bleiben; mithin verlassen sie diejenigen Oerter niemals, wo sie gebohren sind. Ein Unglück aber würde es vor den seyn, welcher es wagte, aus einem Viertel in das andere zu kommen: denn wo er nicht gar mit den Zähnen zerrissen würde, so hätte er doch nichts anders zu gewarten, als über den ganzen Leib zerbissen zu werden; so, daß ihm die Lust zum reisen gar bald vergehen würde.

Die Alten schrieben anfänglich auf Palmblätter; in der Folge aber auf Baumrinden, woher denn das lateinische Wort *Liber* gekommen ist: nachher auf kleine mit Wachse überzogene Tafeln, und zuletzt auf Papier, welches aus der Rinde einer egyptischen Pflanze zubereitet wird, die Papyrus heißt, ehedem aber Byblus.

Der Papyrus, sagt Plinius, wächst in den egyptischen Sümpfen, oder denjenigen stehenden Wassern, die der Nil bey seiner Ueberschwemmung zurück gelassen hat, aber nicht über 2 Ellen tief sind. Sie treibt eine krumme Wurzel, die ohngefähr einer Faust dick, der Stengel aber ist dreyeckigt, und wächst nicht über 6 oder 7 Ellen über das Wasser hervor.

Die Egyptier brauchen die Wurzeln der Papierstaude statt des Holzes, und verbrennen sie nicht nur, sondern machen auch verschiedene Gefässe zu allerley

Ges

Gebrauche daraus. Aus den Stängeln derselben bereiteten sie ehedem auf die Art Fahrzeuge, daß sie sie dicht in einander flochten; aus der innern Rinde aber Seegel, allerley Kleidung, Ueberzüge über die Betten und Stricke. Das Gewebe dieser Fahrzeuge, welche grossen Körben nicht ungleich sahen, war sehr dicht, und auswendig ohnfehlbar mit einer Art Harze oder Peche überzogen. Diese schwachen Fahrzeuge brauchten sie, entweder über einen Fluß zu fahren, oder auch bey der Ueberschwemmung auf dem ausgetretenen Wasser. Man glaubt, daß das Kästgen, in welchen Moses ausgesetzt gewesen, von eben dieser Art gewesen ist. Indessen darf man eben nicht glauben, daß diese Fahrzeuge ganz und gar von diesem Papiere gewesen seyn; sondern daß man auch Holz vom Dornenstrauche darzu gebraucht, und hievon das erste Gehäuse gemacht habe. Die abergläubigen Egyptier aber hielten dafür, daß die Crocodille denen nichts zu Leid thäten, welche auf dergleichen Kähnen von Papier führen; und zwar aus Hochachtung gegen die Göttin Isis, die damals eben auf einem solchen von Rohr zusammengewebten Fahrzeuge gereiset wäre, als sie die Gebeine ihres Gemahls Osiris wieder zusammen gesucht hätte.

Dioscorides schreibt der Papierstaude verschiedene medicinische Kräfte zu, und Plinius berichtet uns, daß diese Pflanze von armen Leuten so wohl roh als gekocht genossen würde; aber nur der Saft daraus, das übrige würfen sie weg. Diejenigen aber, welche sie noch schmackhafter zubereiten wollten, liessen sie in einem Ofen backen.

Man weiß nicht, zu welcher Zeit man aus der Papierstaude zuerst das Papier gemacht hat. Varro setzt diese Entdeckung in die Siege Alexander des Grossen, als dieser König den Grund zu der Stadt Alexandrien in Egypten geleget hätte. Es ist aber diese Erfindung viel älter, als der erwehnte König; dieser aber hat sie nur gemeiner gemacht. Eumenes, König von Pergamo, brauchte statt des Papieres, Pergamen, aus Neid gegen den Ptolemäus, König in Egypten; vor welchem er darinnen einen Vorzug zu erlangen suchte, weil die Bücher in dieses seiner Bibliothek alle auf Papier geschrieben waren.

Plinius hat uns (B. 13. H. 11.) eine Nachricht hinterlassen, wie die Egyptier ihr Papier gemacht haben, welche nachfolgende ist; „man zertheilet, sagt er, mit einer Nadel den Stängel der „Papierstaude in lauter sehr dünne Blätter, die so „breit sind, als möglich, und hieraus macht man „die Blätter des Papieres. Die mittlern Streifen „des Stängels hält man für die besten, und so die „folgenden nach der Reihe, wie man sie von einander getheilet hat. Die besten von ihnen breitet „man auf einen Tisch aus, läßt sie so lang, als „man sie haben kan, und schneidet nur das an den „Seiten hervorragende ab. Ueber dieses erste dünne „Blatt, legt man in die Quere ein anderes in einer andern Lage, und braucht das Nilwasser statt „eines Kleisters, sie auf einander zu befestigen. Auch „gebraucht man zuweilen hierzu würklich einen zarten Leim. Die auf diese Art zusammen geleimten „Blätter legt man alsdenn zwischen eine Presse; nachdem

„dem sie aber zwischen derselben gepresset sind, an „die Sonne. Hierauf werden sie zusammengefugt, „die besten zuerst, und so dann immer nach und „nach diejenigen, so wie sie schlechter sind; die aller„schlechtesten aber zuletzt. In einem Stängel aber „hat man niemals mehr als 20 solcher Blätter.

Die Egyptier trieben mit diesem ihren Papiere ehedem einen sehr starken Handel durch die ganze Welt, welcher Handel vornehmlich damals, als es mit der römischen Republick auf die Neige kam, und unter der Regierung des Augusts, sich sehr erweiterte. Denn das Papier war so nothwendig und angenehm, daß damals, als es unter der Regierung des Tiberius in Rom fehlte, dieser Vorfall sehr viel Unruhe erregte, und sich der Rath genöthiget sahe, Commissarien zu ernennen, welche einem jedweden so viel Papier austheilten, als er nöthig hatte, und es der allgemeine Mangel verstattete. Diese starke Verbrauchung des Papieres in Rom, hat den Plutarch zu folgenden Ausdrücken veranlasset: „Wäre „es nicht besser, daß der Nil keine Papierstauden „hätte, als daß diese Leute aufhören, zu schreiben?

Dem sey aber wie ihm wolle, so ist doch so viel gewiß, daß unter allen Künsten, die zu Alexandrien getrieben wurden, das Papiermachen im grössesten Ansehen war, und ungemein viel Geld einbrachte. An den Seiten des Nilflusses wuchs die Papierstaude, wie auch dasjenige Rohr, mit welchen man darauf schrieb. Die römischen Kayser bedienten sich des egyptischen Papiers, wenn sie Briefe und Nachrichten schrieben. Gegen das dritte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, muste man

das, was man aus Egypten erhielt, sehr theuer bezahlen. Denn der heilige Hieronymus versichert uns, daß in dem fünften Jahrhunderte, in welchem er lebte, Egypten diese Handlung mit sehr gutem Erfolge fortgesetzet hätte; und es ist bekannt, daß bald nachher Theodorich, König in Italien, die auf das Papier gelegten Gaben zu dem Ende gemindert habe, damit jederman die Anschaffung einer so nützlichen Waare, erleichtert werden möchte. Wir haben auch noch Handschriften auf egyptischem Papier, die im vierten, fünften, sechsten und siebenden Jahrhunderte geschrieben sind; welches von dem Mabillon, der kritischen Einwendungen des Grafen Maffei ohngeachtet, hinreichend erwiesen zu seyn scheinet.

Unter allen Pflanzen in Egypten aber, war wohl keiner nützlicher zum Gebrauche, als der Flachs. Denn man spann daraus ungemein feines Garn, aus welchem nachher die allerfeinste Leinwand gemacht wurde, mit welcher sich so wohl die Priester als Vornehmsten des Reichs, kleideten. Ein grosser Theil des Volkes beschäftiget sich beständig damit, ihn zu bereiten, und das ganze Jahr hindurch zu bauen; nicht nur zum Gebrauche der Einwohner, sondern auch eine sehr starke Handlung und Verkauf an die Ausländer damit zu treiben. Mithin war es vor Egypten ein Unglück, wenn der Flachs nicht gerieth, und als Moses den Hagel über Egypten kommen lies, so richtete derselbe allen Flachs, als er schon Saamen zu setzen begunte, zu Grunde: und dieses geschahe im Monat März. Uebrigens müssen wir anmerken, daß man die Leichen, aus Achtung gegen sie, jederzeit in die feinste Leinwand gewickelt,

wickelt habe, und welche daher überaus kostbar war.

Man hatte aber auch noch eine andere Art Leinwand, welche Purpurroth gefärbet wurde, und mit welcher sich nur die reichen Leute kleiden konnten: man nennte sie Byssus, und dieses ist diejenige Leinwand, deren Art uns bisher unbekannt gewesen ist, es auch vielleicht noch eine sehr lange Zeit seyn wird, weil sich unsere Gelehrten so sehr darüber zanken.

David, sagt die heilige Schrift an verschiedenen Orten, trug ein Kleid von Byssus, und die Sänger und Leviten eben dergleichen. Was war dieses nun für ein Byssus? war es etwan, wie einige Naturkündiger vorgeben, die Seide der Meerschnecken oder der Perlenmutterschnecke, wenn sie arbeitet. Der gottlose Reiche (Luc. 10. v. 19.) war mit Purpur und Byssus gekleidet; Philo (*de somniis p. 597. edit. in fol.*) sagt; „daß Byssus die allerschönste, weisseste und stärkste Leinwand gewesen sey; „daß sie nicht etwan durch menschliche Kunst, sondern aus der Erde hervorgebracht sey, und beständig weisser und glänzender würde, wenn man sie nur „gehörig wüsche.„ In diesem Falle würde Byssus nicht anders als der Amiant oder eine unverbrennliche Leinwand seyn. Könnte man aber nicht mit mehrerer Wahrscheinlichkeit muthmassen, daß die Alten unter dem Namen Byssus eine seltene Materie haben verstehen wollen, welche aus dem Gewächs- oder gar Mineralreiche ist, und aus welcher man in verschiedenen Ländern reiche und kostbare Zeuge gemacht habe? denn Aristoteles nennet die Seide dieser Schnecken Byssus: und wir haben so wohl

Strümpfe als andere gewebte Waaren, die aus dieser Seide gemacht sind.

Das sonderlich in Niederegypten so bekannte Gewächs Lotus, und aus dessen Saamen man ehedem Brod backte, ist eine Art von Wasserlilien oder Nenuphar, deren Blätter auf der Oberfläche des Wassers liegen. Weil nun die Egyptier bemerkt hatten, daß sich die Blume der Lotus anfänglich auf dem Wasser zeigte, wenn die Sonne aufgieng, bey deren Untergange aber sich wieder unter dasselbe verbarg; so glaubten sie, es wäre ihre Schuldigkeit, wenn sie diese Blume der Sonne, als der ersten und grössesten unter allen ihren Gottheiten, widmeten. Daher kommt es, daß man dieselbe fast beständig auf dem Haupte des Osiris und der übrigen egyptischen Gottheiten bemerkt. Die Priester, welche bemühet waren, alle Ehrenbezeugungen mit ihren Götzenbildern zu theilen, gebrauchten die Lotus ebenfalls als eine Zierde auf ihren Köpfen. Die Könige machten sich Kronen daraus, und man siehet sie nebst ihren Stängeln, gleich einem königlichen Scepter, in der Hand einiger Gottheiten.

Auser dem Saamen dieser Pflanze, aus welchen bey den alten Egyptiern Brod gebacken wurde, assen sie auch ihre Wurzel, welche bey nahe die Gestalt eines Tannapfels hat, entweder gekocht, oder rohe. Es giebt übrigens in Africa noch eine andere Art Lotus, welches im französischen Micoculier genennet wird. Man muste Gewalt brauchen, als man diejenigen von des Ulysses seinen Reisegefährten wieder zu Schiffe haben wollte, welche von der Frucht dieses Baums gegessen hatten.

Die

Die Alcanna oder egyptische Troesne, oder auch Hundsbeerstaude, ist ein Strauch, dessen Blätter, wie die Blätter der Oelbäume zu seyn scheinen. Man macht eine gelbe Farbe aus ihnen, wenn man einige davon in Wasser einweicht, eine rothe aber, wenn man sie eine Weile in Weineßig, Citronensafte, oder Alaunwasser liegen lässet. Dieses ist das Kenna der Türken und Mauren. Die Egyptier brauchen sie zum räuchern in ihren Bädern, und die Weiber färben sich die Nägel damit.

Man sagt, es sey ehedem in Egypten ein Schmaragdbergwerk gewesen; es muß aber entweder erschöpft oder mit Fleiß an einen Ort verborgen worden seyn, wo niemand hinkommen kan. Wir wollen hier eine Nachricht beybringen, für welche Theophrast stehen mag, von dem wir sie entlehnen, und diese ist: daß ein gewisser König von Babylon, dem Könige in Egypten einen Schmaragd geschenket habe, der 4 Ellen lang und 3 deren breit gewesen sey; wie auch, daß man zu eben der Zeit in Egypten eine Spitzsäule gehabt habe, die nur aus 4 Schmaragden bestanden hätte, welche aber 40 Ellen hoch, an einigen Orten vier, an andern aber 2 deren breit gewesen sey. Die Beschreibung der bezaubernden Palläste, welche man in den wundersamen Werken der Romanenschreiber häufig findet, können wohl keine ausschweifenderen Nachrichten enthalten, als diese ist. Denn die wenigen Schmaragde, welche man noch heut zu Tage in diesem Laude findet, sind so klein, daß es fast nicht möglich ist, sie zu schneiden.

Eine alte egyptische Gewohnheit, welche von dem Plinius und Diodor bezeugt wird, war diese,

daß sie ihr Federvieh ausbrüteten, ohne die Eyer den Glucken unterzulegen. Man bedienet sich hierzu noch heut zu Tage gewisser Oefen, in welchen man einen eben solchen Grad der Wärme unterhält, als ihn ein Huhn z. E. zu haben pflegt, wenn es junge ausbrütet; damit die Küchlein, welche durch diese Kunst zum Vorschein kommen, eben so stark seyn, als die, welche von ihren Müttern ausgebrütet werden. Man legt nemlich die Eyer auf Matten, zuweilen deren an der Zahl 7 bis 8000; macht gemeiniglich 2 Reihen über einander, und an dem wärmsten Ort, selten drey. Worauf denn den 21 oder höchstens 22 Tag die Jungen heraus sind. Den ersten Tag fressen sie nicht; den 2 aber fangen sie an zu fressen, und sind den 8 vollkommen gesund.

Alles dieses beweiset, daß Egypten ehedem eins der allerfruchtbarsten Länder gewesen sey. Daher sagten die Israeliten (4 Mos. 11, 4. 5. und 2 Mos. 16, 3.) als sie in der Wüsten waren: „Wer wird „uns nun Fleisch zu essen geben? wir gedenken der „Fische, die wir in Egypten sonst assen, und der „Kürbis, Melonen, Lauch, Zwiebeln und Knob„lauch ; ; ; wollte GOtt wir wären in Egypten „gestorben durch des HErrn Hand, da wir bey den „Fleischtöpfen sassen und hatten die Fülle Brod „zu essen.„

Ende der Beschreibung von Egypten.

Von der Barbarey.

Erstes Hauptstück.

Geographische Beschreibung der Barbarey.

Dieses grosse Land von Africa erstrecket sich von Egypten bis an die Meerenge Gibraltar, an dem mittelländischen Meer herunter, und noch ein wenig weiter, bis an das abendländische Weltmeer. Es liegt also zwischen dem atlantischen, dem mittelländischen Meer, Egypten, Nigritien und Guinea. Die Länge von Morgen gegen Abend ist ansehnlich, seine Breite aber verschieden. Das Land an sich wird in zween grosse Haupttheile eingetheilet, die durch das Gebürge Atlas von einander geschieden sind. Der erstere, welcher im engern Verstande die Barbarey genennet wird, begreift das Land Barca und die freyen Staaten Tripolis, Tunis und Algier, welche unter türkischem Schutze stehen, wie auch das Königreich Marocco, von welchen das Königreich Fez abhänget. Der zweyte Theil, welcher dem Gebürge Atlas gegen Mittag lieget, heist Biledulgerid, und über dieses gehören noch viele Königreiche darzu, welche wir bald nahmhaft machen werden. Die Araber sind eigentlich diejenigen gewesen, welche diesem Theile von Africa den Namen Barbarey gegeben haben, der ehedem unter dem Namen Mauritanien bekannt war, als sie sich daselbst im siebenden Jahrhunderte niederliessen, die

Römer und nachher die Vandalen hiessen es Tripolitania.

Das Land Tripolis ist an der Nordseite von dem mittelländischen Meere umgeben, gegen Morgen von Egypten, gegen Mittag von dem Lande Breberes und gegen Abend zum Theil von dem Königreiche Tunis, zum Theil von Biledulgerid, oder dem Lande der Datten, und einem Theile des Landes Gadamis oder Gademis. Es wird in verschiedene Viertels eingetheilet, in welchen viele Gegenden wüste liegen.

Das Königreich Tunis wird an der Nord- und Ostseite von dem mittelländischen Meere eingeschlossen, gegen Mittag aber wohnen verschiedene arabische Völker, und gegen Abend ist das Königreich Algier und Land Essal. Ehedem begrif es die Provinzen Constantin, Buglien, Tunis, Tripolis und Essal, und erstreckte sich über 120 Meilen an dem Meere herunter; gegenwärtig aber gehöret Essal nicht mehr darzu: Tripolis macht ein besonder Königreich, und so wohl Buglien als Constantina sind dem Königreiche Algier einverleibet. Man theilet diesen Staat in 8 Landschaften, welche mehrentheils von den Arabern verheeret sind. Einige derselben liegen an den Küsten der See, andere in dem festen Lande.

Das Königreich Algier, welches ehedem unter dem Namen Numidien und dem cäsarischen Mauritanien bekannt war, hat gegen Morgen zu Gränzen das Königreich Tunis, gegen Norden das mittelländische Meer, gegen Abend die Königreiche Marocco und Taviled, gegen Mittag aber geht es

spitz

spitz zu. Dieser Staat wird in 3 Statthalterschaften getheilet, (die Stadt Algier nicht mit gerechnet) die von Beys regieret werden, welche eigentlich die Befehlshaber der Truppen sind: Der eine Bey hat seine Statthalterschaft gegen Morgen und den Sitz zu Constantina; der andere Bey gegen Abend, und residiret zu Tremecen, seitdem die Spanier Oran in Besitz haben; der dritte gegen Mittag, welcher aber seine Wohnung nur unter Zelten hat, weil in seiner Statthalterschaft gar keine Städte sind.

Das Königreich Marocco liegt zu Ende der Barbarey gegen Abend, und bestehet aus dem Königreiche Marocco, Fez, Tafilet, Sus und der Provinz Dara. Dieser ansehnliche Staat kan sich füglich auf 250 Meilen von Mitternacht gegen Mittag erstrecken und auf 104 deren von Morgen gegen Abend. Gegen Norden ist er von dem mittelländischen Meere, gegen Morgen und Abend von dem atlantischen und gegen Mittag von dem Flusse Dara eingeschlossen. Das Königreich Marocco an sich selbst hat zu Gränzen an der Nordseite den Fluß Omnirabi; gegen Morgen das Gebürge Atlas, den Strom Sus, und gegen Abend das atlantische Meer. Es erstreckt sich nach der Länge an den Küsten herunter, von dem Flusse Sus an, wo derselbe ins Meer fällt, und von den Alten ehedem Suriga genennet wurde, bis an die Stadt Azamor. Man theilet es in 7 grosse Provinzen, die aber sehr wenig bewohnt, und ziemlich unfruchtbar sind. Die, welche den Namen Marocco führet, liegt zwischen den andern inne, und hat eine dreyeckigte Gestalt. Man nennete sie ehedem Bocanoemero, und damals war

die Hauptstadt derselben die alte Stadt Agmet, wo die Allmoraviden herkamen, als sie sich des ganzen Landes bemächtigten, und aus demselben ein starkes Reich machten, indem sie noch den ganzen abendländischen Theil Mauritania Tangitana hinzufügten.

Fez, welches, wie wir bereits angemerket haben, gegenwärtig einen Theil von Marocco ausmacht, liegt zwischen dem Königreiche Algier gegen Morgen, Marocco gegen Mittag, ist an den übrigen beyden Seiten von dem Meere eingeschlossen, und macht einen Theil von dem alten Mauritania Tangitana aus. Man theilt es in 7 Provinzen, die so ziemlich bevölkert sind, einen Ueberfluß an Getraide, Vieh, Hülsenfrüchten, Obst und Wachs haben. Der Fluß Sebu fliest durch das Land, und ergiest sich durch Manemore in das atlantische Meer.

Zweytes Hauptstück.

Von Tripolis.

Der kleine Staat Tripolis, welcher zu der Barbarey gehöret, hieß ehedem zur Zeit der Römer Tripolitania, und hatte unter der Herrschaft der Vandalen auch noch keinen andern Namen. Unter der Regierung der Caliphen, machten sich die Araber durch ihre Generals Meister davon, welche sich der ganzen africanischen Küsten an dem mittelländischen Meere bemächtigten, und so gar auch meistentheils des Königreichs Spaniens. Tripolis machte in der Geschichte nicht eher ein Aufsehen, als gegen den Anfang des 16ten Jahrhunderts; denn

um diese Zeit fand Petrus von Navarra des Ferdinandus Catholicus General, Gelegenheit, bey den damaligen Unruhen in der Stadt, sich dieselbe unterwürfig und zugleich von den Mauren eine sehr grosse Beute zu machen. Als nun einige Jahre darauf die Johanniterritter aus der Insel Rhodis von den Türken waren verjagt worden; so gab ihnen Kayser Carl der fünfte im Jahre 1728. die Insel Maltha und auch Tripolis ein, welches gleichsam der Gränzort dieser Insel ist. Solimann aber schickte alsbald seinen Admiral Dragut mit einer starken Flotte hin, den Ort wieder einzunehmen. Dragut ängstigte die Stadt mit 40 grossen Canonen und zwang den Commendanten, ihm dieselbe zu übergeben. Hierauf ließ der türkische Kayser diese seine neue Eroberung von einem Bassa regieren, dessen Ansehen sich anfänglich sehr weit erstreckte, nach und nach immer abnahm, zuletzt ganz und gar verschwand, und zwar wegen der Kühnheit des Mamet-Bey, eines abtrünnigen Christen, welcher ein Grieche geworden, aus dem Hause Justiniani war, und sich gewissermassen für einen unumschränkten Herrn von Tripolis erkennen ließ. Von dieser Zeit an ist gedachter Staat als eine Republick regieret worden, und zwar unter dem Schutze des türkischen Kayserś, welchen er einen Tribut ertheilen muß. Das Oberhaupt oder der General zu Tripolis aber, welcher Bey heist, wird von den Soldaten gewehlet.

Man ist nicht einig, ob die alte Stadt Tripolis, von den Römern oder einigen phönicischen Völkern erbauet ist, die ihr den Namen einer Stadt Tripoli in Syrien gaben, von welcher (2 Maccab. 14, 1.)

geredet

gerebet ist. Diese Stadt ist von dem Meer verschlungen worden und man bemerkt noch viele Häuser unter dem Wasser. Sie war in einem sehr blühenden Zustande und trieb starke Handlung, die sie ihrer bequemen Lage zu verdanken hatte, welche alle Kaufleute von Maltha, Venedig und Sicilien nach ihrem Hafen zog. Ihre Gebäude waren prächtig, unter dieselbe zählte man kostbare Moscheen oder Tempel, eine grosse Anzahl Schulen und viele bequeme Hospitäler. Es fehlete ihr also zu den angenehmsten Wohnungen weiter nichts, als einige Brunnen oder Röhrwasser: denn die Einwohner konnten kein ander Wasser erlangen, als das Regenwasser, welches sie sorgfältig sammleten und nicht ohne Schwürigkeiten, in 2 grossen Cysternen aufbehielten.

Nachdem nun die alte Stadt zu Grunde gegangen war, so baueten die Einwohner eine neue, und nennten sie Tarabilis, die lateinischen Schriftsteller aber Tripolis. Diese liegt in einer sandigten Ebene, ist mit dicken und hohen Mauern umgeben, die aber nicht stark sind und unsern Canonen nicht lange widerstehen würden. Ueberdieses hat die Stadt weder ein festes Schloß, welches sie vertheidigen könnte, noch beträchtliche Hornwerke, ihren Hafen zu bedecken. Mithin würde es nicht viele Schwürigkeiten machen, sich ihrer zu bemächtigen, wenn nur eine Armee den Mangel der Lebensmittel und vornehmlich des Wassers, nicht zu besorgen hätte, welcher in diesem Lande fast niemals aufhöret. Zwo Meilen von Tripoli mitten in dem Sande, ist eine warme Quelle, welche einen kleinen Teich macht, den man den Teich der Aussätzigen nennet; weil dessen Wasser würklich ein

wenig

wenig salzig und schweflich ist, und die Kraft hat, den Aussatz zu heilen. Dieses Wasser wird in starken Canälen nach Tripoli geleitet; und wenn die Cysternen trocken sind, welches denn öfters geschiehet, so machen die Tripolitaner keine Schwürigkeit, es zu trinken, nachdem sie es 24 Stunden haben erkälten lassen.

Diejenigen Völker, welche ehedem in den Gegenden um Tripoli wohnten, hiessen Pacati. Procopius schildert sie uns als wilde, die weder einen König noch Gesetze gehabt hätten, die über diejenige Treue gespottet, die mand eidlich zugesagt, gegen diejenigen Fremden sehr grausam gewesen, welche in ihre Hände gefallen wären, gegen einander aber selbst solche Grausamkeiten ausgeübet, von welchen die Geschichte sehr wenige Beyspiele hat. Sie hätten weder für Götter noch Menschen Achtung gehabt, und das einzige Mittel, sie in den Schranken der Menschlichkeit zu erhalten, wäre die Furcht gewesen. Hunger, Durst und alle mögliche Ungemächlichkeiten geduldig zu ertragen, wären sie gewohnt gewesen; den ganzen Tag über hätten sie in elenden Hütten gelegen, in welchen sie kaum hätten Odem holen können; und die Nacht hindurch auf der blossen Erde, ohne sich zu beklagen und eine Erleichterung eines so elenden Lebens zu suchen, von welcher sie ohnstreitig nichts gewust, oder einmal vermuthet hätten, sie erlangen zu können. Vermöge ihrer Gewohnheiten hätte niemand seine Kleider unter ihnen ändern dürfen. Sie hätten einen langen Rock von groben Tuche getragen, und denselben nicht eher abgelegt, als bis er gar nichts mehr getaugt.

Weil sie nun weder von Brodte noch Weine etwas gewust, oder wenigstens unvermögend gewesen wären, dergleichen zu bereiten; so hätten sie den Roggen in seinem Kraute gefressen, wie das Vieh. Die Weiber wären mit den Männern zu Felde gegangen, wo sie Verschanzungen, oder die Pferde besorgen, und vor die Cameele das Futter anschaffen und dahin hätten sehen müssen, daß die Waffen in gutem Stande gewesen wären. So lange übrigens die Reuterey im Streite gewesen, wäre das Fußvolk mit ihren Schilden bey dem Viehe geblieben, und hätten von diesen ihren Posten, mit Pfeilen unaufhörlich auf den Feind geschossen. Sie hätten auch Weiber unter sich gehabt, die sie, wegen künftiger Dinge, um Rath gefragt; diese hätten auch nicht ermangelt, so fort zu prophezeyen: den Männern aber wäre diese Kunst zu ausschweifend und unanständig gewesen, als daß sie sich damit abgegeben hätten.

Die Pacati hatten ehedem ein Paar Völker zu ihren Nachbaren, die Auses und Mälyes genennet wurden, diese konnten ungemein geschwind laufen, und lebten bloß vom rauben, morden, stehlen, und wohnten in den Gegenden von Tritonide. Dieses räuberische Volk beteten den Triton, die Minerva, den Neptun an, und opferten diesen falschen Gottheiten. An dem Tage, da sie das Fest der Minerva feyerten, theilten sich die Jungfrauen der Nation in zween Haufen, und giengen in einer solchen Hartnäckigkeit und Wuth mit Stecken und Steinen auf einander loß, die nicht ihres gleichen hat. Blieben nun einige auf dem Schlachtfelde so gleich todt,

oder wurden von ihren Wunden ohnmächtig, und eine solche hatte sich in dem letztern Falle aus dem Gedränge gemacht, so urtheilte man von ihr, daß sie vorher eine gewisse schändliche That, zum Nachtheil ihrer Ehre, begangen hätte. Diejenige aber, welche beständig aushielt, ihrer empfangenen Wunden ohngeachtet, bekam, mit Genehmigung aller ihrer Gesellinnen, Waffen nach griechischer Art, ferner eine Krone, und wurde auf einem Triumphwagen mit grossem Gepränge nach dem Reiche Tritonide, wo man ein Thier schlachtete, von hier aber unter beständigen Besingen ihres Lobes, nach ihrer Behausung gefahren. Dieses Fest hieß Athinea.

Ob gleich die Einwohner von Tripoli heut zu Tage ein wenig geschliffener sind, als ihre Vorfahren, so haben sie doch noch einen Theil ihrer schlechten Gesinnungen beybehalten. Denn sie sind nichtswürdig, faul, diebisch und das Seeräuber Handwerk ist das einzige Gewerbe, das bey ihnen in Achtung ist: und wenn die Maltheserritter sie nicht im Zaume hielten, so wären sie vielleicht die gefährlichsten Seeräuber auf dem ganzen mittelländischen Meer. Die Weiber in Tripoli haben keine Aehnlichkeit mit den egyptischen, die ihre Nachbarinnen sind. Jene haben eine ziemlich starke Leibeslänge, und setzen in einen recht grossen Körper eine Schönheit. Sie machen sich, wie die arabischen Weiber, allerley Stiche in das Gesichte, vornehmlich aber in die Backen und den Kinn. Von den Türken haben sie ohnstreitig die Achtung gegen rothe Haare angenommen; weswegen sie denn Zinnober nehmen und den Kindern dieselben damit färben.

Die Tripolitaner treiben übrigens einen mäßigen Zeughandel; der Handel aber mit dem Safran ist beträchtlicher. Diesen erndten sie von dem Berge Garian, welcher der Stadt Tripoli gegen Mittag liegt: auf demselben wächst er in grosser Menge sehr vortreflich. Man findet in diesen Gegenden auch noch Spuren von der alten Stadt, wie z. E. die Trümmern von einem prächtigen Triumphbogen, welcher aber grösstentheils mit Sande bedecket ist. Das Gebäude ist ganz und gar von weissen Marmor; und man hat zu dessen Aufführung weder Mörtel noch Kalch gebraucht; sondern die Marmorsteine liegen auf bleyernen Platten, sind mit eisernen Klammern befestiget, und haben 5 bis 6 Fuß ins Gevierte. Die Ursache aber, weswegen dieser kostbare Ueberrest so lange gestanden, ist eine thörichte Tradition der Einwohner: daß, als einmals ein gewisser Prinz davon einige Steine habe wegnehmen und einen andern Gebrauch damit machen wollen, sogleich ein erschreckliches Erdbeben entstanden, auf dieses aber ein Sandregen gefolget sey, welcher alle Arbeitsleute mit Sand überschüttet habe.

In den Wüsten dieses Landes, trift man viele Bäume, Früchte, Thiere und so gar Menschen an, die ganz vollkommen versteinert sind. Und wir haben in Frankreich Zweige von Palm- und Oelbäumen, mit ihren Blättern und Früchten gesehen, die man uns aus diesen sandigten Ebenen überschickt hat, welche nicht nur vollkommen versteinert waren, sondern nicht einmal eine andere Farbe angenommen hatten.

Die Franciscaner Mönche haben zu Tripoli ein sehr bequemes Haus, und grosses Hospital, wo sie mit einer ungemeinen Menschenliebe diejenigen Sclaven auf- und annehmen, welche krank, oder mit der Pest behaftet werden; weil dieses letztere Uebel in diesen Gegenden oft grosse Verwüstungen anrichtet. Uebrigens sagt man, daß unter allen barbarischen Staaten, der von Tripolis, seine Friedensschlüsse am allergenauesten halte: wovon ohnstreitig seine Schwachheit und die Furcht vor die Maltheserritter die Ursache ist. Ehedem waren diese Seeräuber noch im leztverwichenen Jahrhunderte so furchtbar, daß sie Ludwig XIV. nicht anders zur Vernunft bringen konnte, als daß er ihre Hauptstadt von dem Viceadmiral und Marschall von Estrees bombardiren ließ.

Drittes Hauptstück.

Von Carthago.

Der Entwurf, den wir uns in diesem Werke auszuführen vorgesetzet haben, erfordert, daß, ehe wir noch eine kurze Nachricht von dem Königreiche Tunis beybringen, wir erst einiges Augenmerk auf die ehemals so berühmten Carthaginienser richten, vor welche die Römer so lange gezittert haben.

Carthago ist zwar nicht mehr, allein ihr Andenken wird noch in die spätesten Jahrhunderte bleiben.

Diese Stadt kan ohngefähr, ohne daß wir uns eben bemühen wollen, diejenigen Schriftsteller mit

einander zu vereinigen, die von ihrer Erbauung Nachricht gegeben haben, im Jahre der Welt 3158, das ist, um die Zeit gebauet seyn, als Joas, König in Juda, 98 Jahr vor der Erbauung der Stadt Rom, und 946 vor Christi Geburt, regierete. Sie hat ihre Erbauung der Elissa, einer syrischen Princessin zu verdanken, die uns unter dem Namen Dido bekannter ist, und deren Geschichte wir eben nicht hier ausführlich beybringen wollen. Sie langte in Utica an, welche Stadt von einer Colonie der Tyrier, 6 Meilen von dem Orte gebauet war, wo jetzo Tunis liegt; und nachdem sie ein Stück Land von den Einwohnern gekauft hatte, so ließ sie sich mit denen, die zugleich mit ihr geflüchtet waren, daselbst nieder. Dieses ist der geringe Ursprung der berühmten Stadt Carthago.

Ob nun gleich diese vornehmen Flüchtlinge ihr Vaterland verlassen, so hatten sie doch dessen Sitten, Gewohnheiten, Religion und Liebe zu denselben beybehalten, die sie ihm schuldig waren. Denn sie haben niemals die Waffen wider dasselbe ergriffen, vielmehr schickten sie ihm jährlich ein Schif mit Geschenken beladen, zu einer Erklärung ihrer schuldigen Verbindlichkeit, und achteten dieses Betragen für ihre Pflicht. Ueberdieses opferten sie den Schutzgöttern ihres Vaterlandes, welche sie auch für ihre Beschützer erkannten, und brachten dem Hercules in dem Tempel zu Cadix die Erstlinge ihrer Einkünfte, wie auch den Zehenten von dem Raube und Beute, die sie bey den Feinden gemacht hatten.

Wenn wir eine kleine Vorstellung von der Götterlehre der Carthaginienser beybringen wollen, so

dürfen

dürfen wir nur ein Stück von einem Friedensschlusse hier abschreiben, welcher zwischen diesem Volke und dem Philippus Könige in Macedonien und Sohne des Demetrius, ist geschlossen worden. Wir nehmen dasselbe aus dem Polybius (B. 7. p. 502.) Aus demselben ersiehet man die Hochachtung gegen die Götter, und Ueberzeugung, in welcher sie waren, daß dieselben den Himmel, die Erde, und eben so wohl die Eidschwüre und alle Handlungen der Menschen, regierten, in ihrem ganzen Umfange.

„Dieser Friede ist in Gegenwart des Jupiter, „der Juno und des Apollo geschlossen: ferner in Beyseyn des Halbgottes oder Genius der Carthaginienser, des Hercules und Jolaus; des Mars, Triton „und Neptun; derjenigen Götter, welche die Armee „der Carthaginienser begleiten, der Sonne, des „Mondes und der Erde; der Flüsse, Wiesen und „Wasser; und endlich in Gegenwart aller derjenigen „Gottheiten, welche Carthago in ihren Besitze hat.„

Celesta, welche auch Urania heist, und den Mond bedeutet, war zu Carthago die vornehmste Gottheit: man rief ihren Beystand in allen grossen Landplagen an, vornehmlich aber, wenn die Erde von den Sonnenstrahlen gar zu sehr ausgedürret war, und einen erfrischenden Regen nöthig hatte. Eben diese ist diejenige Celesta, welche Jeremias eine Königin des Himmels nennet, und welcher die abergläubigen Juden und Götzendiener Trank- und Speisopfer in Kuchen brachten.

Saturn hatte den zweyten Rang in den Tempeln zu Carthago, in der heiligen Schrift wird er Moloch genennet. Man brachte ihm Menschenopfer

wie zu Tyrus, wo die Könige, wenn der Staat einige Gefahr zu befürchten hatte, ihre eigenen Prinzen opferten, den Zorn der Götter zu besänftigen. Man glaubt, daß einer dieser barbarischen Prinzen, welchem nachher göttliche Ehre wäre erwiesen worden, den Namen Saturnus geführet hätte: woraus denn leicht die Fabel hat entstehen können, vermöge welcher Saturnus alle seine Kinder gefressen haben soll. Die Bürger opferten zuweilen, nach dem Beyspiele ihres Regenten, dieser abscheulichen Gottheit, ihre Kinder gleichfalls; hatten sie aber keine, so kauften sie welche von armen Leuten, in deren Gegenwart sie geopfert wurden, und denen man nicht einmal gestattete, die allergeringsten Merkmale eines empfindlichen Herzens zu äusern. Die Phönicier, Cananiter und Israeliten haben diese abscheuliche Thaten gleichfalls sehr lange getrieben. Diese lezten verbrannten zuweilen ihre Söhne in dem Thal Ennon dem Moloch zu Ehren, des ausdrücklich göttlichen Verbotes ohnerachtet. Während diesem abscheulichen Opfer liessen sich die Trommeln und Trompeten beständig hören, damit das Geschrey der geopferten Menschen nicht gehöret werden könnte. In den folgenden Zeiten ließ man es nur dabey bewenden, daß man die Kinder durch das Feuer gehen ließ.

Die Furcht, welche die Carthaginienser für den Darius *I.* König in Persien hatten, machte, daß sie diese abscheulichen Opfer einstelleten: und Gelo, ein syracusischer Tyrann, rückte mit in den Frieden, den er mit ihnen machte, nachdem er sie überwunden hatte, daß sie ins künftige keine Menschen

schen mehr opfern sollten: weil er gehöret hatte, daß sie, während der ganzen Schlacht, dem Saturn Menschen geopfert, und sich Hamilcar, ein Sohn des Hanno, General der Armee, zulezt ins Feuer gestürzt hätte, und zwar aus Verzweifelung, weil ihm der Sieg entrissen wäre. *Herod. 7. c. 167.*) Als Agathocles die Stadt Carthago belagern wollte, so opferte man dem Saturn, um dessen Zorn zu besänftigen, von welchem man glaubte, daß er darüber aufgebracht sey, daß man ihm, an statt der adelichen Jugend, welche von dem gemeinen Volke der Ausländer geopfert hätte; und der Rath gab den abscheulichen Befehl, daß ihm 200 Kinder aus den vornehmsten Häusern der Republick geopfert werden sollten; von den bürgerlichen aber erboten sich 300 Bürger freywillig zu eben einem solchen Opfer, weil sie an diesem vorgegebenen Verbrechen schuld gewesen wären.

Diejenigen Gesetze, auf welchen die Regierung zu Carthago beruhete, müssen weit billiger und vernünftiger gewesen seyn, weil während den 500 Jahren, da diese Republick als ein Staatscörper gedauert hat, niemals ein Aufruhr des Volks entstanden ist, welcher vermögend gewesen wäre, dessen Stützen zu erschüttern. Denn drey verschiedene Mächte, die einander immer die Wage hielten und sich beystunden, regierten diesen freyen Staat. Die beyden höchsten Obrigkeiten, welche Richrer genennet wurden; der untere Magistrat und das Volk; welchen man noch einen andern Rath von 100 Personen beyfügte. Das oberste Gericht hatte zu Carthago eben die Macht, wie die Consuls zu Rom, sie beriefen den Rath, in wel-

chen sie den Vorsitz hatten; trugen die Sachen vor, und sammleten die Stimmen. Sie waren bey allen Schlüssen gegenwärtig, die von einiger Wichtigkeit waren, und man vertraute ihnen zuweilen das Commando über die Armeen an. Ihre Würde führten sie nicht länger, als ein Jahr; nachher wurden sie Präctors, erhielten das Recht den Vorsitz in gewissen gerichtlichen Versammlungen zu haben, neue Gesetze vorzuschlagen, und sich von denen Rechnung ablegen zu lassen, welche die öffentlichen Cassen unter den Händen hatten.

In demjenigen Rathe, wo die Sachen von grosser Wichtigkeit behandelt, die Schriften der Generals vorgetragen, die Klagen der Unterthanen angenommen, den Gesandten Gehör gegeben, und übrigens so wohl Krieg als Friede geschlossen wurde, kann man die Anzahl der Glieder nicht eigentlich bestimmen. In den Fällen, da der Rath einerley Meynung war, hatte er die höchste Gewalt; waren aber die Stimmen getheilet, so wurde die Sache dem Volke vorgetragen, welches entschied.

Das Gericht, der so genannten Hundertmänner, bestund unterdessen aus 104 Personen, die ihre Würden auf Lebenszeit behielten. Man glaubt, daß diese grosse gerichtliche Versammlung zu dem Ende errichtet worden sey, damit die Macht der Grossen und des Senats, in einem Gleichgewichte bleiben, und der ausnehmenden Gewalt der Generale, welche vor diesen Richtern von ihrem Betragen nach jedwedem Feldzuge Rechenschaft geben musten, die gehörigen Schranken gesetzet würden. Uebrigens nahm man aus diesen 100 Rathsherrn fünfe, welche eine

höhere Gewalt hatten, als die übrigen, und welche einzig und allein diejenigen aussuchten, die sie zu diesen Würden am würdigsten erachteten, wenn unter ihnen Stellen erlediget waren.

Die Republick Carthago aber, hat ihre Stärke und grossen Reichthümer nicht so wohl ihrer Regierungsform zu verdanken, als ihrer ausnehmend weitläuftigen Handlung, welche sie auf den spanischen Küsten, in Mauritanien und Gallien bis jenseit der Meerenge von Gibraltar trieb. Denn weil die Carthaginienser Herren über das Meer waren, ja selbst ganze Völkerschaften errichtet hatten, so erhielten sie aus Egypten die feine Leinewand, das Papier, Getraide, Seegel und Taue zu ihren Schiffen; an den Küsten des rothen Meeres Specereyen, Gewürze, wohlriechende Salben, Gold, Perlen und Edelgesteine; von Tyrus und Phönicien aber Purpur und Scharlach, Räucherzeuge, kostbare Geräthe, Tapeten und verschiedene künstliche Sachen, die die Neugierde reizten. Alle dergleichen Sachen aber vertauschten sie nachher wieder an den abendländischen Küsten gegen Eisen, Zinn, Bley und Kupfer. Uebrigens handelte in Carthago die sämmtliche Bürgerschaft, und ob sie gleich reich genug war, so trieb sie doch diese ihre Handlung mit einer Unverdrossenheit, Geduld und Fleisse, welche nur erfordert werden, wenn man etwas gewinnen will.

Bis dahin aber waren sie nur blosse Kaufleute gewesen; nachdem sie aber auf den spanischen Küsten ebenfals einen Ort mit Namen Carthago hatten, so trachteten sie darauf, wie sie Länder erobern möchten; und die Gold- und Silberbergwerke, die sie in

diesen ihren neuen Vaterlande anlegten, setzten sie in den Stand, zahlreiche Armeen zu besolden. Man muß also Carthago auf zweyerley Art betrachten; erstlich als eine freye Republick, die Handlung treibt, und zweytens als eine, die kriegerisch ist und Eroberungen machen will: Handlung trieb sie wegen der Nothdurft, streitbar aber war sie, ihre Handlung aufrecht, sich aber gegen ihre neidischen Nachbarn zu erhalten, und ihre Schätze zu vermehren.

Dieser freye Staat hatte Könige zu seinen Bundesgenossen, und Völker, die sich ihr unterwarfen, Tribut zu erlegen: von beyden erhielt sie Truppen. Andere Nationen verkauften ihre Soldaten, die schon streitbahr waren, und das Kriegswesen verstunden; aus Numidien erhielt sie ihre leichten Truppen; aus den Balearischen Inseln geschickte Schleuderer; aus Spanien ein standhaft und fast unüberwindliches Fußvolk; aus den Küsten von Genua und Gallien unermüdete und herzhafte Streiter, und aus Griechenland endlich Trupppen, die geschickt waren, Belagerungen auszuhalten. Das Corps der Carthaginienser war eben nicht sonderlich zahlreich bey diesen Armeen; denn ohne das platte Land zu entvölkern, die Manufacturen liegen zu lassen, die Handlung zu schwächen, das Seewesen unwürksam zu machen, so stritten lauter in Sold genommene Truppen für ihre Ehre. Litte nun zuweilen die Republick im Kriege gleich etwas, so erkaufte sie für das Geld, das sie durch eine beständig blühende Handlung erwarb, wieder neue Vertheidiger.

Die ganze Erziehung, welche übrigens die Carthaginienser ihren Kindern angedeihen liessen, bestund darinnen, daß sie dieselben zum lesen, schreiben, rechnen

nen und Buchhalten, kurz zu allen dem anweisen lieſſen, wodurch sie zur Handlung geschickt wurden. Eine kleine Anzahl von Edelknaben war dazu bestimmet, unter den Haußtruppen zu dienen, die Kriegsübungen zu lernen, und aus der Zahl dieser jungen Kriegsleute wurden alle Officiers bey der Armee genommen. Ueberhaupt wußte man zu Carthago nichts von den schönen Wissenschaften, der Geschichte, Weltweißheit u. d. gl. sondern es wäre in derselben ein Geometra oder Astronome ein würklich Wunder gewesen. Auch machte man so gar ein Gesetz, in welchem den Bürgern verboten war, sich auf die griechische Sprache zu legen; weil man besorgte, es möchte vielleicht ein Verräther unter ihnen seyn, welcher nachher mit dem Feind einen unerlaubten Briefwechsel führete. Uebrigens war, nach dem Berichte des Cicero, der Hauptcharacter der Carthaginienser, eine Feinheit, Geschicklichkeit, Fleiß und Verschlagenheit; wenn man daher eine ziemliche Treuloßigkeit beschreiben wollte, so nannte man dieselbe *fides punica*, eine carthaginiensische Redlichkeit; wollte man aber einen Erzbetrüger recht schildern, so nennte man ihn ein *ingenium punicum*, einen carthaginiensischen Geist. Der schmutzige Geitz, und die Begierde zusammen zu scharren, es geschehe durch Mittel, durch was für welche es auch immer wolle, zeigten sich auch bey ihnen in allen Gelegenheiten. Ueberdieses waren sie sehr ernsthaft, wild, stolz, gebietrisch und jähzornig.

Diese berühmten Republicaner, deren Herrschaft ohngefähr 700 Jahr gedauert hat, haben in Africa, Sardinien, Spanien und Sicilien Eroberungen

rungen gemacht, mit den Römern schwere und kostbahre Kriege geführet; wurden aber endlich vertrieben, und Carthago von dem Scipio geschleift, welcher daher den Namen Africaner erhielt. Daher sagt die heilige Schrift: (Predig. Salom. 10, 8.) „ein Reich kommt von einem Volke auf das andere, „wegen der Ungerechtigkeit, Beleidigungen und Ge„walt, die darinnen verübt wird, unter mancherley „Art der Treuloßigkeit, welche die Herrschaft darin„nen hat."

Viertes Hauptstück.

Von Tunis.

Die Republick Tunis ist aus eben den Provinzen entstanden, welche ehedem die Republick Carthago ausmachten, ehe der Eroberungsgeist in alle Bürger desselben gefahren war. Man theilt sie in 8 Landschaften, deren jegliche den Namen von ihrer Hauptstadt führet. Tunis und Media, ehedem Africa, Suso oder Susa, Kainan, Hamamethu oder Mahometa, Biserte, Huletta, Birsa und Portofarina; die lampedusischen Inseln, Linosa, Gamelera und Querquenes gehören ihr ebenfalls. Alles dieses Land, welches eigentlich das africanische Consulat der Römer ausmachte, ist wechselsweise bald von den Carthaginiensern, Römern, Vandalen, Arabern und Mauren beherrscht worden, welche aus Spanien vertrieben waren; es wurde den Spaniern tributbar, welchen es Selim *II.* wegnahm; und seit der Zeit ist es unter

dem

dem Schutze des Großsultan geblieben, der es durch einen Stadthalter oder Dey regieren läßt.

Die Hauptstadt dieses Staats, welche von denenjenigen ersten Arabern erbauet ist, die nach Africa unter der Anführung ihres Königes Melea Ifriqui, aus dem glückseligen Arabien kamen, liegt derjenigen Gegend ziemlich nahe, wo ehedem Carthago und Utica gestanden haben, die durch den Selbstmord des Cato so berühmt geworden sind. Tunis liegt an dem See Gulette, in einer angenehmen Ebene. Wenn man die 3 Vorstädte mit dazu rechnet, so kann sie füglich 20000 Häuser haben. Mitten in der Stadt ist ein sehr grosser Platz, der mit lauter Buden umgeben ist, und unter andern auch mit solchen, wo man wohlriechende Waaren verkauft, und deswegen einen Theil der Nacht hindurch offen stehen, weil um diese Zeit die Weiber in das Bad gehen. Die Häuser sind entweder von Bruchsteinen oder gebrannten Steinen aufgeführet, die mit Kalch verbunden sind. Die Dächer aber aus der Ursache flach, damit das Wasser von denselben desto leichter in die Cisternen laufen könne; und vielleicht ist diese Bauart besser, als die, welche wir uns wegen des alten Herkommens noch nicht haben abgewöhnen können. Das innere der Zimmer ist ganz schlecht weg; übrigens findet man in denselben doch Decken, die entweder bemahlt oder ausgelegt sind, und ein ganz fein Ansehen geben. Weil diese Häuser gemeiniglich nur ein Stockwerk haben, so wohnt man nur in ihren Vorhofe, wo es frisch, bequem und reinlich ist.

Die Stadtmauern sind sehr hoch und mit kleinen Thürmen versehen; die Citadelle, welche sehr

weitläuftig

weitläuftig ist, liegt auf einer Anhöhe an der Abendseite. Dieses ist ein Werk Carl V. und seines natürlichen Sohnes Johann von Oesterreich. Die vornehmste Moschee ist sehenswerth, sehr groß, in einer erhabenen Lage, und von einer schönen Bauart. Sie hat einen hohen Thurm und auf denselben drey grosse Knöpfe, welche ohnstreitig von vergoldetem Kupfer sind, und ihr keine geringe Zierde geben. Auch hat man in der Stadt noch andere Moscheen, und einige Schulen, wo die türkische Theologie gelehret wird, die aber in Verfall gerathen, weil sie keine andere Einkünfte haben, als einige wenige Almosen. Da hingegen die Moscheen und deren Pfaffen sehr ansehnliche Einkünfte ziehen. Man siehet übrigens weder in der Stadt, noch in den umliegenden Gegenden, Brunnen, Quellen oder Bäche, sondern ist beständig das ganze Jahr hindurch genöthiget, nur dasjenige Wasser zu brauchen, was von dem Regen in die Cisternen läuft. Auch weiß man von keinen Wind- oder Wassermühlen; da hingegen findet man um Tunis her sehr vortrefliche Obstgärten, wo Pomeranzen, Citronen und andere herrliche Früchte wachsen, die mit Olivenbäumen besetzet sind, von welchen man so viel Oel erhält, als man nicht nur für die Einwohner braucht, sondern auch damit eine ziemlich starke Handlung treibt. Von dem Holze dieser Bäume werden Kohlen gebrannt, welche in einem Lande sehr nöthig sind, wo das Holz so selten ist.

Die Könige von Tunis haben ehemals die Insel Sicilien eine Weile besessen, nachher aber wurden sie den Normannen tributbar, hierauf aber den Königen

gen in Frankreich im Jahre 1276. Denn als der heilige Ludwig in der Belagerung vor Tunis gestorben war, so kam dessen Bruder Carl, König in Sicilien, den Christen zu Hülfe, und zwang den König von Tunis, Muley Motzarka, daß er ihm Tribut erlegen mußte.

Die erste Regierungsform hat Tunis den Abedferes zu verdanken, welcher dessen erster König gewesen ist. Dieser König führte bey seinen Hofe eben diese Bedienung und Gebräuche ein, so wie sie bey den Königen und obersten Priestern von Marocco angeordnet waren. Der Munafit war eine Art des Vicekönigs oder Premierministers, welcher unter dem Ansehen des Monarchen, dem er Rechenschaft geben mußte, alle Sachen unter Händen hatte, und auch bey der Armee und Civilwesen alle Würden vergab. Der Mezuar war der General der Truppen, und commandirte insbesondere die königliche Leibwache. Der dritte Bediente war der Oberhofmarschall, als Oberaufseher über die Gebäude des Schlosses, und hatte zugleich eine Justitz in bürgerlichen und peinlichen Sachen. Der vierte, welcher Sahab-Tunes genennet wurde, war der Präsident bey dem Justitzwesen und Oberbefehlshaber bey der Polizey. Er führte diejenigen Truppen an, welche hingeschickt wurden, den Einfällen der Araber Einhalt zu thun. Weil er übrigens auch jegliche Nächte mit mehr als 200 Häschern die Strassen der Stadt durchwandern mußte, so war er auch berechtiget, die Uebelthäter greifen, und bestrafen zu lassen.

Der fünfte Bediente war der Staatssecretär: der Oberstallmeister der sechste, welcher beständig

von

von einem Lieblinge des Königes in Würksamkeit gesetzt wurde; weil die Geschäfte dieser Stelle, ihn beständig in die Nothwendigkeit setzten, sich vor ihm zu stellen. Der Oberaufseher bey den Finanzwesen war der siebente bey diesem Hofe: er hob alle Einkünfte, und bezahlte auf einen königlichen Befehl, welcher entweder von den Munafit oder Mezuar unterschrieben war. Die Pflicht des achten Bedienten, welcher der Schatzmeister war, bestund darinnen, daß er alle diejenigen Gelder einnahm, welche von den Waaren entrichtet werden musten, die zu Lande kamen, und er hatte über dieses die oberste Aufsicht über alle Commissarien bey diesem Departemente. Der Oberzolleinnehmer aber, hob alle diejenigen Zölle von den Waaren, die zu Wasser in das Land kamen, oder heraus giengen. Der zehente Bediente war der Haushofmeister oder der oberste Commissarius über die Lebensmittel, und welcher für alles dasjenige sorgen muste, was die Tafel und Kleiderkammer des Königs und seiner Gemahlinnen, Verschnittenen und anderer Bedienten, auf den Schlosse, betraf. Das Geschäfte des eilften und letzten Bedienten, bestund endlich darinnen, daß er die Einkünfte von allen königlichen Gütern heben muste.

Die Leibwache des Königes in Tunis, war sehr ansehnlich. Sie bestand gemeiniglich aus 1500 Mann leichter Reuterey, die alle Christen gewesen waren, ohngefähr 150 maurischen Edelleuten, welche er in allen Kriegsangelegenheiten zu Rathe zog, 100 Armbrustschützen, die gleichfalls Christen gewesen waren, gleichsam seine Leibwache ausmachten

und

und einer eben so grossen Anzahl türkischer Bogenschützen, welche beständig vor ihm hermarschireten. Wenn der König ausritte, so gieng ihm derjenige von seinen Bedienten mit einer Lanze zur Seite, und hielt den Steigbiegel, welcher das Staffettenwesen unter Händen hatte; zur Linken aber ein anderer Bediente, der den runden Schild trug; ein dritter aber, kam hinter ihm her mit einem Handpferde und einer Armbrust.

Diese Regierungsform blieb bis auf den Sinan Bassa, welcher aus dem genuesischen Geschlechte der Cigallier war, und Tunis eroberte. Damit er sich nun in dem Besitze desselben recht fest setzen möchte, so sahe er wohl, daß er hierzu einen mächtigen Beschützer nöthig hätte, und richtete daher sein Augenmerk auf den Großsultan. Nachher errichtete er ein Corps, welches aus 5000 Mann Türken bestund, die aus 200 Compagnien oder Rotten, jegliche von 25 Mann, eingetheilet waren. Eine solche Compagnie hieß Oldack, und eine jedwede hatte einen Hauptmann der Oldack-Baschi genennet wurde. Diese Officiers musten aus den ältesten Soldaten der Compagnien gewählet werden. Sie legten nachher ihre Würden nieder und wurden Baschi-Odular, oder Beysitzer und Räthe in dem Divan, und endlich Balur-Baschis oder Aga, da man sie denn zu Befehlshabern der Truppen in den Städten machte.

Eben dieser Sinan Bassa errichtete auch den Divan, besetzte ihn mit Kriegsleuten, und gab ihm eine grosse Gewalt. Der Bassa war in demselben zugleich gegenwärtig, und zwar im Nahmen des

Großsultan

Großsultan, den er vorstellte. Der Bey aber war zu dieser Zeit noch nichts anders, als der Einnehmer der öffentlichen Gelder und desjenigen Tributs, welchen die Mauren dem Staate erlegen musten: seine Würde dauerte nur ein Jahr; das Geld aber, welches diese Herren zusammen zu scharren Gelegenheit hatten, und ihr über diejenigen Truppen erlangtes Ansehen, welche ihm zu dem Ende waren anvertrauet worden, von denen den Tribut zu erzwingen, die ihn erlegen musten, waren der Ursprung, ihrer nachherigen Gewalt, und daß dieselbe immer nach und nach zu-, die Gewalt des Divan und Dey aber immer nach und nach abnahm.

Ob nun gleich der Sinan unter dem Schutze des Großsultan stund, so war er doch nichts desto weniger ganz unumschränkt: sein Nachfolger Kilieali-Bassa aber machte sich verhaßt und verächtlich, nicht nur bey den Truppen, sondern dem Divan zugleich; und nachdem er gestorben war, so wurde seine Würde dem Aga bey dem Divan aufgetragen. Von dieser Zeit an sind die Bassen weiter nichts gewesen als blosse Bedienten des Großsultan, und ihre Meynung in Sachen, welche die Landesregierung betreffen, ist von sehr geringen Gewichte.

Das Schloß, wo der Dey seinen Sitz hat, ist 4 Meilen von Tunis, und man sagt, es soll eine Meile im Umfange haben, wenn man die Bäder und alle darzu gehörigen Gebäude mit rechnet.

Das Volk zu Tunis und auf dem Lande, ist sehr angenehm und umgänglich, und diese Annehmlichkeit, rühret vermuthlich gutentheils von dem Himmelsstriche und Beschaffenheit der Luft her, welche

man

man daselbst in sich ziehet, die sehr gesund und selten mit der Pest behaftet ist, welche in den andern Gegenden der Barbarey oft grosse Verwüstungen anrichtet. Das Land ist zwar fruchtbar, allein die Mauren sind von Natur faul; überdieses werden sie auch durch die harte Regierung der Türken von dem Ackerbaue abgehalten, die ihnen nicht gestatten das Feld zu bauen, ausser nur so viel, als sie zu ihrer Nothdurft gebrauchen. Weswegen sie denn bisher in dem Ackerbaue nur sehr wenig zugenommen haben.

Die reichen Leute, deren es in Tunis viele giebt, kleiden sich nach ihrer Art sehr prächtig. Diese können nur allein Brod essen, welches jederzeit sehr theuer ist, weil das Geträide sehr weit herkommt; dasjenige aber, was daselbst gegessen wird, ist ungemein weiß, und von dem schönsten Mehle, welches auf den Handmühlen gemahlen wird. Das Volk aber lebt vom Roggenmehle, welches mit Salz und Wasser zubereitet und gebacken, nachher aber ein wenig in Oel getaucht wird, welchem man noch ein wenig Pomeranzen- oder Citronensaft beyfüget.

Die Weiber in Tunis sind sehr munter und verliebt. Wenn man ihnen nur einige wenige Geschenke giebt, so lassen sie sich gar bald mit einem ein, und einen nicht länger als einen Tag schmachten. Ausser diesen giebt es auch viele öffentliche Weibsbilder in der Stadt.

Die Handlung in diesem Staate ist sehr ansehnlich, und es wird wenige Europäische Völker geben, die nicht mit den Tunesern handeln. Aus Frankreich gehen viele Schiffe dahin ab, welche Tü-

cher, Zinnober, Mennig, Zucker, Pfeffer, Gewürznelken, Wein, Brandtwein, Papier, Eisen, Stahl und verschiedene hieraus zubereitete Sachen hinbringen. Für diese erhält man wieder Korn, Oel, Bohnen, Linsen, Wachs, Wolle, Leder und Saffian. Ein jedwedes Handelsschiff, welches anlanget, muß vor dem Schlosse bey den Hafen mit 3 Canonenschüssen die Seegel streichen, wenn es die Flagge aufsticht. Diese Schüsse sind das Zeichen, daß man bereit ist, alle Sclaven wieder zu befreyen: Denn wenn einer von ihnen in das Schiff flüchtete, so wäre man nicht berechtiget, ihn wieder zu fordern.

Die Art, wie die Einwohner der Stadt Gademes mit den Negern handelt, ist merkwürdig, und verdienet, allhier beygebracht zu werden. Zu einer gewissen Jahreszeit begeben sich die Gademer und Negern auf einen hierzu bestimmten Berg in Nigritien; jene mit verschiedenen von ihren Waaren, und diese mit Goldstaube versehen; jeder von ihnen aber, bleibt an seiner Gränze. Die Gademer begeben sich also mitten auf den Berg, legen daselbst ihre Waaren in Haufen nieder, und gehen wieder zurück. Nachher kommen die Negern eben dahin, untersuchen die niedergelegten Waaren sorgfältig, legen neben einen jedweden Haufen derselben so viel Goldstaub, als sie dafür geben wollen, und gehen alsdenn wieder zurück an ihren Ort. Hierauf kommen die Gademer alsbald wieder, und wenn ihnen der gegebene Preiß nicht anständig ist, so gehen sie abermal an ihren Ort, ohne die Waaren anzurühren: da denn die Negern abermal hingehen und den kleinen Haufen des Goldstaubes

vermehren; welcher denn als die Bezahlung, von den Gademern aufgehoben wird, wenn sie dieselbe für ihre Waaren hinreichend genug erachten. Da denn die Negern diejenigen Waaren alsdenn erst zu sich nehmen, die sie durch diesen Tausch an sich gebracht haben. Alles dieses geschiehet übrigens ohne ein Wort zu reden, und mit einer Aufrichtigkeit, von welcher man in unserm Europa kein Beyspiel weiß. Indessen sind dieses immer wilde und rohe Völker in unsern Augen.

In dem Königreiche Tunis giebt es Türken, Mauren, Juden und Christen, ob die Türken gleich nur schwach, so haben sie doch die Oberherrschaft, und die Mauren sind ihnen unterthänig, welche theils in den Städten, theils nur unter Zelten wohnen. Die Juden haben ein besonderes Viertel in der Stadt inne, und sind wie allenthalben, Handelsleute, Wucherer, verschlagen, und führen eine schmuzige Lebensart: man zehlet deren bis 10000. Die gewesenen Christen, genüssen eben die Rechte wie die Türken, und gelangen öfters zu den wichtigsten Bedienungen, wenn sie Geschicklichkeit und Verdienste haben.

Fünftes Hauptstück.

Von Algier.

Wovon das Wort Algier, welchen dieses Königreich und seine Hauptstadt führet, herkommet, weiß man eigentlich nicht. Dieses Land,

welches mit Numidien und den beyden Mauritanien der Alten einerley ist, hat seinen besondern König gehabt, unter andern den Juba und Massiniss. Es wurde von den Römern, nachher von den Vandalen und endlich Arabern eingenommen, die es in 4 Theile theilten, die eben so vielen Regenten unterthänig waren; aber doch einige Jahrhunderte in sehr guten Vernehmen lebten, endlich aber mit einander Krieg führeten. Die schwächsten unter ihnen, riefen die Spanier zu Hülfe, und eben diese wurden, wie es denn gemeiniglich in solchen Fällen zu geschehen pflegt, gar bald Herren des Landes, nachdem sie die Araber bezwungen hatten. Die Algierer waren mit der spanischen harten Regierung nicht zufrieden, und wendeten sich daher an den berühmten Seeräuber Barbarossa; welcher ihnen zwar ihre Ketten der Knechtschaft abnahm, aber in keiner andern Absicht, als ihnen wieder desto schwerere anzulegen. Durch allerley Mordthaten und Treulosigkeiten, erlangte er also die höheste Gewalt, nahm den königlichen Titel an, und führte diejenige Regierungsform ein, welche die Algierer noch heut zu Tage haben. Dieser kühne Seeräuber erhielt sich einige Zeit gegen diejenige spanische Macht, welche Carl V. nach Africa schickte, dieses Königreich wieder zu erobern. Weil er aber in einem Treffen von allen Seiten sehr ins Gedränge kam, so rannte er gleich einem Wüthenden unter die Feinde und wurde ermordet. Scheredin, sein Bruder, welchen nach ihm die Soldaten auf den Thron setzten, konnte sich bey seinem neuen Ansehen nicht anders erhalten, als in dem er seine

Länder dem Schutze des Großsultan Selim unterwarf; welcher ihm denn 2000 Janitscharen schickte, und nur den Titel eines Viceköniges verstattete.

Lange Jahre nachher haben diejenigen Bassen, welche der türkische Kayser nach Algier schickte, sich eine fast unumschränkte Gewalt angemaßt, und beständig darauf gedacht, wie sie die Wahl der Deys entweder begünstigen oder verhindern möchten, so wie sie nemlich glaubten, daß sie ihren eigennützigen Absichten, entweder zuträglich seyn möchten oder nicht. Zuweilen setzten sie dieselben gar ab, und einige wurden auf ihren Befehl erdrosselt. Als aber endlich im Jahr 1710 Baba Ali zum Dey erwählet wurde, der Hindernisse ohngeachtet, welche ihm der damalige türkische Bassa zu machen suchte, so gieng dieser neue Dey zu Schiffe nach Constantinopel. Hier brauchte er die kluge Vorsicht, daß er zugleich eine Gesandschaft mit sehr reichen Geschenken abgehen ließ, welche den Gemahlinnen des Sultans, dem Großvezier und vornehmsten Bedienten bey der Pforte, ausgetheilet wurden. Die Gesandten berichteten alles dasjenige Unrecht, über welches sich die Nation wider den Bassa zu beschweren hatte, sie stelleten vor, daß dieser Minister sehr betrüglich und unehrlich handelte und längst den Todt verdienet hätte; aus Hochachtung gegen die Pforte aber, hätte man es dabey bewenden lassen, daß man ihn aus dem Lande verbannet, und in die Hände des Kayserś Majestät übergeben hätte, welche nach ihrer bekannten Billigkeit schon wissen würden, was er für eine Strafe verdienet hätte. Die getreuen Truppen zu Algier aber wären wider diesen Bassa so aufgebracht, daß sie sich

mit einander verschworen hätten, niemals wieder einen anzunehmen, sondern alle diejenigen ohne Mitleiden zu ermorden, welche man hinschicken würde, wenn sie eben so sträflich handelten, als der jetzige. Die Gesandten, welche nicht so wohl durch die Gerechtsame ihrer Sache, als die überreichten Geschenke unterstützt wurden, fügten noch hinzu; daß sie es für sehr gefährlich hielten, bey gegenwärtigen Unruhen, da die Gemüther so sehr aufgebracht wären, einen neuen Bassa zu ernennen. Weswegen es denn ungleich vorsichtiger sey, mit diesem vornehmen Titel den Dey zu beehren.

An einem Hofe nun, wo man alles für Geld erhalten kann, finden niemals, auch die seltsamste Vorschläge, Widersprüche. Die Sache wurde also in dem Divan überlegt, und von demselben einhellig beschlossen, dasjenige geschehen zu lassen, was die Gesandten verlangt hätten: denn die geitzigen Räthe vergassen bey dieser Gelegenheit nicht nur die Ehre, sondern wahren Vortheil ihres Herrn zugleich, blos, ihrem schmuzigen Geize ein Genüge zu leisten. Von dieser Zeit an muß der Dey als ein unumschränkter Herr und blosser Bundsgenosse des Großsultan, erwogen werden, welcher nicht ferner berechtiget ist, ihm Befehle nach Algier zu zuschicken, sondern von dessen Gesandten ihm gleich behandelt wird.

Die völlige Regierung zu Algier aber macht der Staatsrath aus, welcher aus lauter Officiren bey der Armee bestehet, die jegliche Woche vier Tage ihre Zusammenkünfte haben. Der Dey oder Bassa darf nicht eher in diesen Rath kommen, als bis ihn die Versammlung durch die Husaren darzu einladen läßt.

läßt. Der Aga der Janitscharen hat den Vorsitz dieser Versammlung, und trägt die Sachen vor, über welche man sich berathschlagen will. Ist der Bassa gegenwärtig, so sagt er seine Meynung zuerst; er hat auch nur eine einzige Stimme. Der Secretär hat in diesem Kriegsrathe den zweyten Rang, und sorgt dafür, daß alles zu Papier gebracht wird, was man beschlossen hat. Die 24 Aga Bassas, welche die ersten Officirs nach dem Aga sind, haben die dritte Stelle; die vierte aber die Buluc Bassas, und die fünfte die Oda Bassas. Wenn die Sachen von grosser Wichtigkeit sind, und z. E. Krieg angefangen oder Friede geschlossen werden soll; so kommen auch wohl die Mansud Agas mit in diesem Rath, welche diejenigen Agas sind, die ihre Bedienung bereits niedergelegt haben.

Wann der Divan vollzählig ist, so bestehet er aus mehr als 500 Gliedern: denn bey solchen vornehmen Gelegenheiten gehen alle diejenigen Officiers hinein, welche in Algier sind: gemeiniglich aber ist deren Anzahl lange nicht so stark. Denn die Buluc Bassas und Oda Bassas, welche den größten Theil dieses Raths ausmachen, halten sich nur in dem Schlosse auf, mit übereinandergeschlagenen und auf die Brust gelegten Händen, ohne sich zu regen, sie mögen auch noch so sehr von der Nothwendigkeit gedrungen werden: überdieses müssen sie unbewafnet gegenwärtig seyn, damit unangenehmen Folgen vorgebeuget werde. Diejenigen, welche Klagen vorzubringen haben, stellen sich an die Thüre dieses Hofes, in welchem alle Sachen, in türkischer Sprache abgehandelt werden.

Wenn die Stimmen gesammelt werden sollen, so überreicht der Aga seine Meynung auf die Art, daß er sich gegen den Bassa wendet, wenn dieser gegenwärtig ist, und nachher gegen die 24 Aga Bassas; hierauf wiederholen 4 Bediente, welche man Baschul Dala nennet, die Schlüsse des Aga mit lauter Stimme, aber ohne von ihren Stellen aufzustehen. Auf diese Art gelangen sie auch vor die allergeringsten Mitglieder, und nachdem der Aga die Stimmen gesammelt hat, so fället er sein Urtheil. Die Weiber, welche Klagen bey den Divan vorzubringen haben, müssen mit einem Schleyer bedeckt erscheinen, und an der Thür aus allen Kräften schreyen: Schar-allan, welches so viel heißt: als Gerechtigkeit um Gottes willen. Alle Prozesse werden übrigens summarisch abgethan: man ladet Zeugen vor, höret sie, und spricht sogleich das Urtheil. Wenn man Gutachten von gewissen Unternehmungen überreicht, so werden sie nicht von den Richtern versiegelt, sondern auf dieselben nur das Siegel entweder des Viceköniges oder Cadi aufgedrücket. Von den Schlüssen eines Cadi aber, ja des Bassa selbst, wie auch dessen Bedienten, kann man an den Aga der Janitscharen und Divan appelliren, weil dieses das höchste Gericht ist.

Wenn Weiber eines Ehebruchs überführet werden, so stürzt man sie ins Wasser und zieht sie nicht eher wieder heraus, bis sie ertrunken sind. Diejenigen Türken, welche eines Aufruhrs beschuldiget werden, erdrosselt man entweder, oder hängt sie bey den Rücken auf. Bey denen Vergehen aber, welche die Lebensstrafe nicht verdienen, behält man ihnen

die

die Besoldung inne, und macht sie wieder zu gemeinen Janitschaaren, wenn sie Officiers sind. Zuweilen giebt man ihnen auch 2 bis 300 Streiche auf den Bauch, den Rücken oder unter die Fußsohlen.

Die Juden, welche hier noch mehr verachtet sind, als bey uns in Europa, dienen den Bassen gleichsam zu Schwämmen, die sie im Falle der Noth sehr wohl auszudrücken wissen: auch ermangeln sie niemals, ihnen schwere Geldstrafen aufzuerlegen, wenn sie was begangen haben. Die Streitigkeiten, welche unter den freyen Christen vorfallen, werden von den Consuls geschlichtet; entstehen aber solche unter Christen, Mauren und Türken, so entscheidet der Consul gemeinschaftlich mit Zuziehung des Oberzolleinnehmers. Von den Sprüchen der französischen Canzeley kann man an das Parlement der Provence oder zu Paris appelliren.

In allen Provinzen oder Städten des Königreichs Algier, wird die Gerechtigkeit fast auf einerley Art gehandhabet, eben so auch auf den Schiffen der Seeräuber, welche gleichsam eben so viele besondere freye Staaten ausmachen. Diejenigen Zünfte auf dem Lande, welche eine herumirrende Lebensart führen, und deren verschiedene und zahlreiche Gesellschaften, Aduars genennet werden, regieren sich selbst, und die Gerechtigkeit wird unter ihnen auf gleiche Weise geübet.

Die Algierer bekennen sich zur mahometanischen Religion, und der Alcoran ist ihr Glaubensbuch; sie fügen aber dem mahometanischen Aberglauben noch viele andere lächerliche Puncte bey; wovon nachfol-

gende einige Beyspiele seyn mögen. So glauben sie z. E. "daß, wenn sie 7 oder 8 Monate nach einander „der fasten, sie ihrer Seligkeit vollkommen gewiß „seyn; daß ihre vornehmsten Priester oder Marabus „vom Teufel inspirirt seyn; daß Narren und Thoren „aber von Gott inspiriret wären; daß die widernatürlichen Sünden Tugenden seyn; die Weiber sich „eine Ehre daraus machen müßten, wenn sie von „dem Marabus genothzüchtiget würden, man seiner „Sünden quitt würde, wenn man Vieh ernährte, „und sich im Meer wüsche; es eine Sünde sey, wenn „man sein Wasser auf die Kleider fallen liesse, Papier „auf die Erde würfe, den Alcoran unter seinen Gürtel trüge, sich von einem geringen Menschen anrühren liesse; niesete, rülpste, aus einer Flasche mit „einem engen Halse trünke, so, daß es kluchste; in „der Nacht die Thüren verschlösse, bey dem Ballspiele „den Ball mit dem Fusse fortstiesse, mit einer Feder „schriebe und nicht mit einem Rohre; Schnecken äse, „weil sie selbige heilig hielten, gedruckte Bücher, „Bildsäulen oder auch Bilder von Menschen und „Thieren verwahrete; sich der Glocken bedienete, „Weiber und Christen in die Moscheen kommen liesse; „einen gefangenen Türken gegen einen gefangenen „Christen auswechselte; Gold anrührte, sich in Vertheidigungsstand setzte, oder sich eine Wunde abwüsche, bevor man das Gebet Sola verrichtet hätte. „Auch glauben sie, daß in der ersten Osternacht sich „alles Wasser in einer halben Stunde setzte oder stille „stünde, und diejenigen, welche um diese Zeit ans „Ufer eines Flusses giengen, vielen himmlischen Segen zu gewarten hätten. Ueberdieses behaupten

„sie,

„sie, daß, wenn man mit den Marabus reiste, man „ohne Bedenken den gefährlichsten Oertern trotzen „könnte; ehe man aber nicht einen Schöps geschlach„tet, dürfte man die Reise nicht antreten oder auch „in ein neues Haus ziehen.“

Die Stadt Algier liegt an dem Hange eines Berges, und erstreckt sich gegen den Hafen in der Gestalt eines halben Mondes. Sie ist mit einer Mauer umgeben, welche theils von Bruchsteinen, theils von gebackenen aufgeführet ist, auch hat sie einen breiten tiefen Graben. Ihre Gassen sind sehr enge, die Häuser aber, sind fast alle viereckicht und flach gedecket. Von dem innern derselben wollen wir keine Beschreibung beybringen, weil hier alles sehr simpel ist, und keiner sonderlichen Beschreibung bedarf.

Was die Kleidung anbetrift, so kleiden sich die Christen so, als sie es in ihren Staaten gewohnt sind; die Sclaven aber tragen einen Bund wie die Matrosen und einen greisen Rock. Die gemeinen Mauren über ihren Hemdern tuchene oder wollene Hosen, oder auch einen weissen wollenen Rock mit einer Kappe oder auch nur ein Kleid, welches ihnen bis auf die Knie reicht, gemeiniglich eine schwarze Farbe hat, und in welches sie sich wie in einen Mantel einwickeln. Im Sommer tragen sie zwey weite Hemder, und auf dem Kopfe einen Bund, welcher mit sehr feiner und durchsichtiger Leinwand umgeben ist. Die Türken, so wohl Männer als Weiber, kleiden sich ungleich prächtiger; ihre Röcke sind von Seide und geblumten Zeuge, ihre Bunde mit Edelgesteinen besetzt, und tragen eben solche halb Stiefeln,

als

als sie in Constantinopel üblich sind. Der vornehmste Schmuck der Weiber bestehet darinnen, wenn sie ihre Haare in Locken gelegt haben, viele Halsbänder, Armbänder, Ringe und Ohrenringe tragen, welche mit Edelsteinen besetzt sind.

Die Algierer, deren Lieblingslaster widernatürlich sind, haben gewöhnlich nicht mehr als zwo bis drey Weiber. Ihre Hochzeiten geschehen ohne viele Feyerlichkeiten, und ohne, daß Braut und Bräutigam einander vorher gesehen haben. Wenn man über den Brautschatz einig ist, den der junge Mann geben soll, und die beyden Aeltern gleichfalls mit einander einig sind; so erfordert es die Wohlanständigkeit, daß der angehende Ehemann seiner künftigen Gattin einige besondere Gerichte zuschicket, und seinen Freunden gleichfalls ein Essen giebt. Man führet an dem Tage, da die Hochzeit angesetzt ist, die Braut zu den Bräutigam in seine Wohnung; in welcher ein kleiner Schauplatz errichtet ist, auf welchen sie sich eben so oft sehen läßt, als sie sich umkleiden und zugleich ihre Kostbarkeiten verändern kann. Nachher nimmt sie der Bräutigam bey der Hand, und führet sie gleichsam im Triumph in dasjenige Zimmer, wo sie sich aufhalten soll. Hier bleiben beyde eine kurze Zeit miteinander allein; die Hochzeitsweiber aber warten vor der Thüre so lange, bis man ihnen die Proben der Jungfrauschaft der Braut herausschicket, damit sie dieselben durch die Stadt tragen können. Die nach der Hochzeit folgenden 7 Tage hindurch, dürfen sich die jungen Weiber nicht sehen lassen, den Tag darauf aber, gehet der Mann ins Bad. Auch muß die Mutter mit ihrem Kinde

gebadet

gebadet werden, 7 Tage nachher, wenn sie niedergekommen ist.

Wenn der Algierer im Begrif ist, zu sterben, so wendet man ihm den Kopf nach der Gegend von Mecca, und unterläßt nicht eher, den Mahomet anzuruffen, daß er ihm die Thüre des Paradieses öfnen wolle, bis er den Geist aufgegeben hat. So bald er nun tod ist, so waschet man seinen ganzen Leib mit warmen Wasser und Seife ab, und wenn man ihn eingewickelt, das ist, ein weisses Hemde und Hosen angezogen hat, so legt man ihn in den Sarg; und trägt ihn, mit Erlaubniß des Polizeybedienten, ausserhalb der Stadt in sein Begräbniß; stirbt er aber an einem Freytage, so wird er mit seiner sämtlichen Kleidung in das Grab gelegt. Die Trauer der Weiber bestehet in einem schwarzen Schleyer, womit sie sich das Gesicht bedecken; die Männer aber trauren auf die Art, daß sie drey Tage hindurch kein gekochtes Fleisch essen, und sich einen ganzen Monat den Bart nicht dürfen bescheeren lassen. Uebrigens ist gewöhnlich, einige Wochen armen Leuten, Brod und Feigen auszutheilen, die ersten drey Tage das Grab des Todten zu besuchen, und kleine Kieselsteine, mit Wiederhohlung der Worte Telem-ala, darauf zu werfen; welches so viel bedeutet, als das göttliche Licht. Die Leichenbegängnisse der Reichen sind von der Armen ihren nur darinnen unterschieden, daß man bey jenen die Lanze, den Säbel und andere Waffen des Verstorbenen zu dessen Grabe trägt. Die Gräber der erstern sind auch kostbahrer und mehr ausgezieret. Man zeigt noch gegenwärtig nicht weit von Algier das Grab der Cava, als der berühmten Tochter des

Grafen

Grafen Julian, welche den Mauren den Weg nach Spanien geöfnet, um, wie die Geschichte meldet, sich wegen der ihr von dem Könige Roderich angethanen Beschimpfung, zu rächen. Was für ein lehrreiches Beyspiel für alle Monarchen, wenn diese Begebenheit wahr ist! und wie viel Unglück kann nicht ein einziges Vergehen eines Regenten über seine Unterthanen bringen!

Sechstes Hauptstück.

Von dem Königreiche Marocco.

Dieses grosse Reich von Africa ist in dem letzt vorhergehenden Jahrhunderte errichtet. Der berühmte Muley Arschi, König von Tafilet, und Mula Ismael sein Bruder, vereinigten die Königreiche Marocco, Fez, Tafilet, Sus und die weitläuftige Provinz Dara mit einander. Diese Staaten, welche einen Theil von Mauritanien ausmachen, kamen ehemals durch den August unter die Gewalt des Juba. Es wurde von den alten Mauren und beduinischen Arabern besetzt, welche den Kalifen auf ihren Eroberungen folgten, und noch gegenwärtig, wie ihre Vorfahren, unter Zelten wohnen. Ferner von Juden, welche der König Ferdinand und Isabella aus Spanien vertrieben hatten, und endlich von Schwarzen, welche jenseit dem Gebürge Atlas wohnen.

Marocco liegt in einer angenehmen Ebene, 5 oder 6 Meilen von diesem Gebürge, und ist die Hauptstadt so wohl des Königreichs, als der Provinz eben

dieses

dieses Nahmens. Man glaubt, sie sey das alte *Bocanum Humerum*, wo ein Bischof seinen Sitz hatte, ehe sich noch die Mauren des Landes bemächtigten. Ihre Stadtmauren sind von Kalk und Sande aufgeführet, worunter man fettes Erdreich gemischet hat, welches den Mörtel so hart macht, daß er Feuer giebt, wie ein Kieselstein, wenn man mit dem Fusse darauf stampfet. In der Ringmauer dieser Stadt könnten füglich 100000 Menschen wohnen, ob sich gleich die Zahl der Einwohner nicht über 25000. erstrecket. Sie ist zu verschiedenen mahlen geplündert. Marmol versichert uns, er habe ein Stück Albaster gesehen, ohngefähr von der Höhe eines Mannes, welches auf einem alten Begräbnisse gestanden, wo man nachfolgende arabische Grabschrift eingehauen gelesen hätte:

„Hier liegt Ali, ein Sohn des Alia, welcher „100000 Mann zu Fuß und 10000 zu Pferde com„mandirte; und in einem Tage 101 Brunnen gra„ben ließ. Ich heyrathete 300 Jungfrauen; war „rechtschaffen, siegreich, und einer von den 24 Gene„ralen des Jacob Almansov. Mein Leben beschloß „ich als ich 40 Jahr alt war. Wer diese Grab„schrift lieset, der bitte Gott, daß er mir verzeihe".

An der Mittagsseite ist auf dem grossen Platze eine kleine Festung angelegt, deren prächtige Moschee daselbst gewiesen wird, welche Abdulmumen König der Almoraviden, hat erbauen lassen. Oben auf dem Thurme dieser Moschee waren vier güldene Knöpfe einer über den andern an einer eisernen Stange befestiget. Der oberste, und zugleich grösseste konnte füglich 8 Scheffel Getraide halten, der

zweyte

zweyte deren 4, und so die folgenden in eben den Verhältniß. Der Cörper dieses Knopfes war von Kupfer, aber mit einer sehr starken Goldplatte überzogen. Diese Zierrathen rühreten von einer berühmten unter den Weibern des Jacob Almansor her, welche dieser grossen Kosten wegen, alle ihre Edelgesteine darauf verwendet hatte. Das Volk aber war so abergläubig und glaubte, daß diese Knöpfe durch Zauberey auf diesen Thurm gekommen wären, und unter der Aufsicht der Schutzgötter des Landes stünden; welche es oft verhindert hätten, daß die geitzigen Könige sie nicht hätten herunter nehmen lassen, ohne zu bedenken, daß sie sich an den Göttern versündigten. Muley Haml spottete über die ausschweifende Vorstellungen seiner Unterthanen; er lies also einen dieser Knöpfe herunter nehmen, und der Jude, der ihn in die Hände bekam, erhielt aus dem Bleche, womit er überzogen war, mehr als 25000 Pistoletten reinen Goldes. Dieser vermeynte Eingrif in die göttlichen Rechte, verursachte indessen einen allgemeinen Aufstand in der Stadt, wodurch der Scherif genöthiget wurde, den Knopf wieder an seinen Ort bringen zu lassen; als er aber sahe, daß das Volk hierdurch noch nicht beruhiget war, so ließ er den Juden in der Nachtzeit oben an den Thurm hängen. Hierauf legte das abergläubige Volk die Waffen nieder, weil es glaubte, die Schutzgeister des Knopfes, hätten den unglücklichen Juden dahin gehänget, und zwar aus Rache, weil er sich an ihnen versündiget hätte. Als nun einige Zeit nachher dieser König die Krone und das Leben verlohr, so schrieb man das Unglück seiner

Gottlo-

Gottlosigkeit zu, daß er nicht mehr Ehrfurcht gegen die Götter gehabt hätte. Mula Ismael ließ sich indessen durch dieses Beyspiel nicht abschrecken, sondern die Knöpfe herunter nehmen, und seine Schatzkammer damit bereichern.

Uebrigens trifft man an verschiedenen Oertern der Stadt Palläste an, welche immer noch den Rest ihrer alten Pracht beybehalten; ferner prächtige Kornmagazine, worinnen das Getraide 12 bis 15 Jahre aufbehalten werden konnte, ohne zu besorgen, es möchte verderben; wie auch ein weitläuftiges Gebäude, welches eine Schule der königlichen Prinzen und der vornehmsten adelichen Jugend des Landes, gewesen war. In diesem lezten bemerkt man noch einen grossen viereckigten Saal, welcher mit allerley Schildereyen rund umher ausgezieret ist. Alle Thüren in demselben sind von Cedernholze, mit Elfenbeine ausgelegt, zwischen welche ebenfalls Gold gelegt ist, übrigens mit so lebhaften Farben bemalet, daß man glauben sollte, alle diese Stücke wären eben erst fertig geworden. Es sind in diesem Gebäude auch noch andere Zimmer, die eben so schön sind, und ein Hof, der mit breiten Hallen umgeben ist, die mit Jaspissäulen unterstüzt werden, die Wände aber gleich als mit viereckigten Fliesen ausgelegt sind. Alle diese Gebäude, die ehedem allein stunden, sind heut zu Tage mit in die Ringmauer der königlichen Burg eingeschlossen.

Die Moschee, welche man Quelebin nennet, wird wohl für die allerprächtigste in ganz Africa gehalten. Man siehet oben auf dem Thurme derselben, welcher sehr hoch ist, vier silberne Knöpfe,

in welchen wohl 12 Scheffel Getraide hineingehen. Diejenige, welche Guivir genennet wird, ist auch sehr schön, und auf den Thurm derselben wird allemal die erste Standarte aufgesteckt, wenn ein neuer König gewählet ist.

Der König von Marocco führet sonst den Titel des Groß Scherif, welches eigentlich so viel heissen soll, als der erste Abkömmling von dem Mahomet, von welchem er, vermittelst des Ali und der Fatime, eines Schwiegersohns und Tochter dieses Lügenpropheten, abzustammen vorgiebt. Seine Religion gründet sich zwar auf den Koran, sie ist aber mit einer unendlichen Menge abergläubigen Meinungen überhäuft, welche grössestentheils von dem Melich, einem berühmten Dollmetscher unter den Mauren und Arabern, herkommen. So unumschränkt aber dieser König immer seyn mag, wenn man dieses Wort in seiner weitläuftigsten Bedeutung nimmt, so muß er doch, was die Religion anbetrift, vor dem Mufti und dessen Priestern zittern. Sie erhalten zwar von ihm ihre Bestallungen, er darf aber keinen von ihnen wieder absetzen; und wenn sie seinen Absichten zuwider seyn wollen, so werden sie dafür am Leben gestraft; wenn sie anders seinem Zorne vorher nicht vorbeugen, und ihn vom Throne stossen.

Dieser Monarch, welcher heut zu Tage den Titel eines Kayfers annimmt, ist berechtiget, in seinem lezten Willen oder Testamente, dasjenige von seinen Kindern zum Nachfolger zu ernennen, welches ihm beliebt, ja so gar einen blossen Bürger, wenn er ihn zur Krone fähig erachtet: wodurch denn diese Regierung beständig unumschränkt bleibt. Bey den Lebzeiten

ten des Monarchen thun sich also die Partheyen zusammen, und so bald er todt ist, erklären sie sich frey und machen eine Trennung, aus welchen innerliche Kriege entstehen: welche denn vielleicht dermaleinst die Ursache seyn möchten, daß dieses Reich zu Grunde gehet.

Als unumschränkter Herr, hat der Monarch in Marocco weder ein gewisses Gericht, noch einen besondern Rath oder Minister; sondern er ist allein Gesetzgeber, Ausleger der Gesetze, und höchster Richter derselben, welche auch keine andern Schranken haben, als sein blosses Gutdünken. Indessen regieren gewisse Bedienten, welche Alcaiden genennet werden, unter seinem Befehle, das ganze Reich. Er hat keine bestimmte Seemacht, und die wohl unterhalten würde; sondern er läst Schiffe bauen, so wie es die Umstände erfordern und ihn gut dünkt; diese aber sind selten im gutem Stande, und führen nicht mehr als 20 bis 25 Canonen, mit welchen man ebenfalls schlecht umzugehen weiß; jegliches dieser Schiffe aber hat 200 Mann am Bord, die mit allen dem, was nöthig ist, versehen sind. Der Unterhalt dieser Fahrzeuge kostet dem Kayser nichts; sondern der Alcaide desjenigen Orts, wo sie gebauet sind, bezahlet die Officiers, Soldaten und Bootsleute. Machen sie nun Eroberungen, so bekommt der König die Hälfte von dem, was sie zur See geraubt haben, die andere Hälfte aber der Alcaide, die Officiers und die übrige Mannschaft auf dem Schiffe. Was aber die Sclaven anlanget, so erhält diese der König alle: denn er giebt 50 Rthl. vor einen jedweden derer, die ihm nicht zu Theile fallen. Von dem Raube derer aber, die auf ihre

Kosten Schiffe ausrüsten, erhält der König den fünften Theil, und läßet ihnen auch 150 Livres für jedweden Sclaven auszahlen.

Es ist gewiß, daß der König von Marocco leicht eine starke Armee ins Feld stellen könnte; allein, er hat nur Leute, aber keine Soldaten. Es fehlt nicht nur an Waffen, sondern die Officiers sind in dem Kriegswesen bisher selbst noch sehr unwissend; mithin nicht vermögend, unter den Truppen eine gute Kriegszucht einzuführen; nicht einmal zu gedenken, daß diese nicht beständig in Diensten sind. Wenn Kriegsunternehmungen geschehen sollen, so erhalten die Alcaiden Befehl, in aller Geschwindigkeit eine gewisse Anzahl von Soldaten auf die Beine zu bringen, und ein jedweder von ihnen weiß schon, wie viel seine Statthalterschaft stellen muß. Man nimmt ohne Unterscheid junge und verheyrathete Leute. Die Officiers, Soldaten und Reuter müssen sich alle selbst unterhalten, sich Pferde und Waffen anschaffen, und zwar den ganzen Feldzug hindurch. Weil man ihnen nun zuweilen nicht einmal Pulver und Bley austheilet, so führet auch der meiste Theil weiter nichts als Degen, Lanzen und Stäbe. In gewissen Städten und einigen vornehmen Wohnungen sind indessen beständige Soldaten welche allemal marschfertig seyn müssen, so bald sie Befehl bekommen.

Die Einkünfte eines Kayfers von Marocco aber, lassen sich nicht genau bestimmen. Er erhält jährlich den Zehenten von allen dem, was ohngefähr 100000 Araber besitzen, welche etwan in 25 oder 30000 Aduars wohnen. Diese Aduars sind gewisse,

so

so zu sagen, irrende Dorfschaften, die aus arabischen Familien bestehen, und unter Zelten wohnen, bald hier bald dort, und von einem Marabu und einem Oberhaupt regieret werden, welches sie sich selbst wählen. Allein diese Araber sind arme Leute und ihr ganzes Vermögen bestehet in einigen Stücken Vieh, die sie mit sehr vieler Mühe auf einem dürren und sandigten Boden unterhalten. Derjenige Tribut nun, welcher ihnen jährlich von einem gewissen Bedienten, auf königlichen Befehl, so zu sagen, entrissen wird, muß von einem jedweden erleget werden, so bald er 15 Jahr ist.

Von diesem Alter an und über dasselbe, muß jedweder Jude 600 Rthl. bezahlen, und bey der geringsten Gelegenheit müssen diese Leute noch viel grössere Geldstrafen erlegen, die ihnen nach Willkühr aufgelegt werden. Weil nun der Monarch wohl voraus siehet, daß die Juden und auswärtigen Handelsleute, aus seinem Lande gehen würden, da er sie so hart drücket; so borgt er grosse Geldsummen von ihnen zusammen, die ihnen niemals gänzlich wieder bezahlt werden, damit sie nehmlich nicht aus dem Lande gehen können, ohne auf ihre Schuldforderungen, als den grösten Theil ihres Vermögens, Verzicht zu thun.

Die Mauren sind von Natur lebhaft, geistreich und witzig in ihrer Jugend; so bald sie aber 30 Jahr alt werden, dumm und faul. Sie unterstehen sich auch niemals von dem Fleische eines Thieres zu essen, welches von jemand aus einem andern Volke geschlachtet worden ist. Denn derjenige, welcher es schlachten soll, muß den Kopf des Thieres gegen Mecca wenden, und darzu folgende Worte sprechen:

„Mein Gott, siehe dieses Opfer an, welches ich dir „bringen werde; ich bitte dich, laß es zu deiner „Ehre gereichen, indem wir es genüssen.“ Hierauf erwürgt er es ganz zuversichtlich. Gegen Unschuldige, Thoren und diejenigen, welche sich mit der Zauberey abgeben, oder auch die fallende Sucht haben, hegen sie viele Hochachtung: wegen des lezten Umstandes, suchen sie sich dadurch zu rechtfertigen, indem sie sagen, daß der Prophet Mahomet, eben mit dieser Krankheit behaftet gewesen sey. Die Gräber dieser Unglückseligen sind eben so viel unverletzliche Freystätte für die Verbrecher, welche auch der König nicht einmal aus solchen Oertern holen, und sie zur gebührenden Strafe kan ziehen lassen.

Nach dem muselmännischen Gesetze ist es den Rechtgläubigen erlaubt, mehrere Weiber zu nehmen, und die Mauren vernachläßigen auch die Beobachtung dieses Artickels nicht. Wer sich verheyrathen will, versammlet einen Cadi mit einem Notarius und Zeugen. Alsdenn wird der Brautschatz bestimmet, der Notarius macht die Ehestiftung, und hiermit ist alles richtig. Will sich nun der Mann nachher wieder von seiner Frau scheiden, so muß er ihr den versprochenen Brautschatz zahlen, da er denn sogleich den Tag darauf frey ist, und wieder eine andere nehmen kan; die Frau aber darf sich erst wieder nach vier Monaten verheyrathen. Will sie aber von ihrem Manne geschieden seyn, so verliehrt sie ihren Brautschatz. Die Hochzeiten aber kosten den Mauren viel Geld. Daher sagen sie im Sprichwort: „Die Christen verthun ihr Geld in Processen, die „Juden in ihren Osterfesten und die Mauren in ihren

„Hoch-

„Hochzeitfesten." Uebrigens sind sie gehalten, alle und jede Nächte ihren rechtmäßigen Weibern zu widmen, ihren Kebsweibern aber, die sie in grosser Anzahl halten, die Tage.

Die Braut aber führet man mit einem Schleyer bedecket und auf einem prächtig angeschirreten Maulthiere, durch alle Gassen der Stadt; verschiedene andere dieser Thiere aber, tragen ihre Sachen und Kostbarkeiten. Die Angehörigen und Freunde beyderley Geschlechts, folgen hinter diesen Maulthieren, und dieses stattliche Gefolge wird mit einer Anzahl Weiber beschlossen, welche, nach der Art der Mauren, die Trommeln schlagen, und dabey ein unaufhörliches Freudengeschrey machen.

Die Leichenceremonien sind hier fast eben so wie zu Algier; nur begräbt man zuweilen mit den Leichen ihr hinterlassenes Gold, Silber und Kostbarkeiten; damit sich die Seele des Verstorbenen in jener Welt für diese Reichthümer die nöthigen Bequemlichkeiten verschaffen könne.

Ob gleich die Christensclaven sämtlich dem Könige gehören, so ist ihr Zustand deswegen doch nicht weniger elend; vielmehr werden sie in Marocco ungleich grausamer gehalten, als in allen übrigen Staaten der Barbarey. Denn man zwinget sie zur Arbeit mit heftigen Schlägen; zu ihrem täglichen Unterhalt bekommen sie weiter nichts, als nur ein sehr kleines Bisgen schwarzes Roggenbrod und Wasser. Des Abends werden sie in unterirrdische Gewölber eingesperret, wo sie auf der Erde liegen müssen, und eine sehr unreine und pestilenzialische Luft in sich ziehen. Die verheyratheten Männer und

Weiber sind zwar nicht gehalten zu arbeiten; allein eben deswegen noch mehr zu bedauern, weil man ihnen nicht einmal die Hälfte so viel Lebensmittel reicht. Die abtrünnigen Christen, welche unter den Mauren sehr verachtet sind, weil diese Leute gegen alle diejenigen einen ausnehmenden Abscheu hegen, welche die Religion ändern, sind gleichfalls von der Arbeit ausgenommen. Denn der König nimmt sie zuweilen unter seine Leibwache, und braucht sie in seinen Provinzen, nachdem sie Geschicklichkeit haben; führt er nun Krieg, so läst er sie an der Spitze seiner Armee als Leute streiten, die er schon verlohren gegeben hat. Man kan also mit Wahrheit von ihnen sagen, daß sie in solchen Umständen sich entweder von den Feinden ermorden lassen müssen, oder von den Mauren, im Fall sie nur eine Miene machen die Flucht zu nehmen.

Die Einwohner von Marocco sind ziemlich prächtig, nach ihrer Landesart, gekleidet. Die Weiber tragen weite Hemder und Hosen, welche über den Lenden befestiget werden; über diesen Anzuge aber, tragen sie noch einen seidenen oder wollenen Schleyer. Im Sommer aber seidene Bunde, und im Winter welche von Tuche; Schuhe oder Pantoffeln zum Ueberziehen, an dem Halse, Armen und Beinen aber viele Ringe, Armbänder, welche mit Edelsteinen besetzet sind. Diese Kleidung, welche sehr simpel scheinet, ist doch, wie man sagt, sehr zierlich, und das mauritsche Frauenzimmer weiß sich derselben zur Galanterie sehr bequem zu bedienen. Eine von ihren lächerlichen Gewohnheiten, welche vermuthlich von dem Geschmacke der Männer herrühret, bestehet darinnen,

innen, daß sie durch allerley Speisen einen fetten Körper zu erlangen suchen. Aus der Ursache essen sie sehr vieles saftiges Fleisch, ja so gar von Hunden und Katzen, welches sie hierzu vornehmlich dienlich erachten.

Die Mauren, welche von Natur sehr geitzig sind, schildern sich selbst in dem Sprüchworte, welches sie beständig im Munde haben: „Geschenkter „Eßig ist besser als gekaufter Honig." Auch sagen sie, ein Pferd, Buch und Frau, wenn sie die nothwendigsten Dinge andeuten wollen.

Das Königreich Fez ist lange Zeit ein besonderes Reich gewesen, gegenwärtig aber hängt es von Marocco ab. Die Hauptstadt dieses Königreiches, welche auch den Namen Fez hat, wird für die allerschönste in ganz Africa gehalten. Sie bestehet aus drey Städten: die alte, welche Belcyde genennet wird, enthält 4000 Feuerstätte, und dieses alte Fez ist eine Wohnung von mehr als 80000 Menschen, die neue aber enthält nicht mehr als 8000 deren. Diese drey Städte, welche nur eine ausmachen, sind in 12 Viertel getheilet, deren jedes seinen Commendanten hat, welcher dahin sehen muß, daß jedweder Bürger mit Waffen versehen ist. Das alte Fez ist allein vermögend, 30000 Mann ins Feld zu stellen. In derselben sind viele Moscheen, und unter diesen 50 von Merkwürdigkeit, eine aber vor allen andern, welche Caruvin genennet wird, mitten in der Stadt gelegen ist, und eine halbe Meile im Umfange hat. In dieselbe gehet man durch 6 Thüren, und aus jedweder derselben gerade in eine Strasse. Sie hat 17 Bogenstellungen, die auf zehen

tausend und fünfhundert grossen Marmorseulen ruhen. Innerhalb der Ringmauer dieser Moschee ist eine Schule, in welcher die Sprachlehre, Dicht- und Redekunst, Weltweisheit und muselmännische Theologie gelehret wird. In verschiedenen Vierteln der Stadt, ist eine grosse Menge von schönen und sehr reichen Gewölbern, in andern aber gar prächtige Palläste; in einem von ihnen wohnen lauter Juden, mehr als 10000 deren, und man bemerkt bey diesem Volke, ihrer Gewohnheit zuwider, sehr wohlgebaute Häuser. Sie haben ihren besondern Statthalter, welcher die Rechtssachen unter Händen hat, und bestimmet, wie viel jeder dem Staate entrichten soll. Weil nun die Juden, sie mögen an einem Orte in der Welt seyn, wo sie wollen, jederzeit verachtet sind, so dürfen auch die in Fez keine andere Schuhe tragen, als von Binsen, und schwarze Bunde, an welchen sie ein Stück Zeug von einer andern Farbe befestigen, und eben so auch an ihren Kleidern. Dahingegen halten sie sich auf die Weise wegen der allgemeinen Verachtung schadloß, daß sie alle Arten der Handlung an sich ziehen, und die Canäle zu öfnen wissen, wodurch ihre Reichthümer vermehret werden können.

Die Justitz wird in dieser Stadt nach aller Strenge ausgeübt, in welcher ausser dieser noch beständig eine zahlreiche Besatzung liegt, und deren Zeughäuser mit allen Arten der Waffen reichlich versehen sind. Wenn ein Uebelthäter verurtheilt wird, so führt man ihn mit auf den Rücken gebundenen Händen durch alle Gassen, und in diesem Zustande muß er dem Volke die Ursache seines Todes selbst anzeigen.

zeigen. Wenn er an den Ort kommt, wo er abgethan werden soll; so hängt man ihn mit den Füssen an einen Galgen und schneidet ihm den Hals ab; sein todter Körper aber wird einen oder zwey Tage zur Schau ausgestellet. Ist aber ein solcher Verbrecher von vornehmen Stande, so wird er im Gefängniß erdrosselt, sein Körper auf ein Lastthier gelegt, durch die Stadt geführt, und ein Ausrufer mus mit lauter Stimme dasjenige Verbrechen anzeigen, weswegen er hat sterben müssen. Der Mörder aber, wird dem nächsten Anverwanden desjenigen ausgeliefert, den er ermordet hat; ob ihn jener, entweder mit einem Dolchspiese erstechen oder ihm gegen eine gewisse Summe Geldes, das Leben lassen will: denn so wie der beleidigte Theil befriediget ist, so hat auch die Obrigkeit weiter bey der Sache nichts zu erinnern. Derjenige aber, welcher das Verbrechen leugnet, wegen welches man ihn angeklaget hat, wird vor den Richter geführet, welcher denn nach der Beschaffenheit eines mehr oder weniger wichtigen Beweises, ihm eine gewisse Anzahl von Streichen mit der Peitsche geben lässet; kann er aber sich rechtfertigen, so wird er wieder frey gelassen. Zur Bezahlung des Richters oder Actuarius aber, bekommt er entweder noch eine gewisse Anzahl Streiche oder kauft sich mit Gelde ab. Woraus denn man sehen kann, wie uneigennützig in diesem Lande Gerechtigkeit geübet wird.

Wenn der Regent Geld nöthig hat, so läßt er die Hauptleute aus den Vierteln zusammen kommen, und befiehlt ihnen, die Truppen in guten Stand zu setzen, so, daß sie auf den ersten Befehl ins Feld

rücken

rücken können. Die Bürger und Kaufleute thun also sogleich den Vorschlag, daß jedweder an seiner Stelle einen Mann halten wolle, da denn das Geld, welches man auf diese Weise erhält, starke Summen ausmacht.

In Fez zählet man ohngefähr 200 Schulen, wo junge Leute unterwiesen werden: die Lehrer bey denenselben bekommen nur einen sehr mittelmäßigen Gehalt. Weil man aber die Kinder auf grossen hölzernen Tafeln im Lesen unterrichtet, auf welchen nach und nach alle Hauptstücke des Coran geschrieben werden; so sind die Eltern gehalten, dem Lehrer einige kleine Geschenke angedeyhen zu lassen, und wenn ohngefähr nach sieben Jahren der Schüler das Gesetzbuch auswendig kann, so giebt der Vater allen Mitschülern seines Sohnes einen Schmauß, welcher denn an diesem Tage prächtig gekleidet ist, auf einen kostbaren Pferde durch alle Gassen der Stadt reitet, bevor er noch in den Saal hinein kommt, wo geschmauset werden soll. Der junge Mensch schenkt an diesem Tage seinem Lehrmeister ein neues Kleid, und alle diejenigen, welche zum Schmause eingeladen sind, machen ihm ebenfalls kleine Geschenke. Uebrigens ist gewöhnlich, daß an einem gewissen Tage im Jahre, diejenigen, welche Verse machen können, sich an einem öffentlichen Orte versammeln, und in Gegenwart aller Anwesenden, die Verse hersagen, welche sie zu Ehren ihres falschen Propheten Mahomet gemacht haben. Derjenige nun, welcher es nach dem Zeugnisse der Zuhörer, am besten gemacht hat, wird als Poetenkönig das ganze Jahr hindurch erkläret.

Es giebt viele Bäder in der Stadt, und so wohl die Männer als Weiber haben ihre bestimmten Stunden, sich daselbst besonders einzufinden. Der daselbst eingeführten guten Ordnung aber ohngeachtet, werden diese Oerter zu allerley Lustbarkeiten und Ausschweifungen gebraucht, wo man sich nach Belieben etwas zu Gute thut, und die angefangenen Liebeshändel ausführet. In den Wirthshäusern aber, gehet es noch liederlicher her; denn in denselben werden alle möglichen Laster verübt. Die Gastwirthe sind gemeiniglich Leute, die keine Ehre besitzen, und auf ihre Kosten Huren halten; welche sie allen denjenigen wieder vermiethen, welche niederträchtig genug sind, diese Wohnungen des Verderbens zu besuchen. Von andern Schandthaten wollen wir nichts erwehnen.

Die Einwohner von Fez essen täglich dreymal: des Morgens früh Brod, Früchte und ein wenig Suppe; Mittags thun sie noch ein gekochtes Essen hinzu, welches nahrhafter ist, als das erstere, ferner Brod, Reiß, gesalzen Fleisch, Käse und Oliven; des Abends aber nehmen sie mit Brode, Melonen, Rosinen oder Milch vorlieb. Im Winter essen sie gekochtes Fleisch, es aber zu braten, ist bey ihnen nicht gewöhnlich. Diejenigen Speisen, welche reichen Personen vorgesetzet werden, müssen ein wenig köstliche seyn; Reiche und Arme aber, essen auf eine gleich schmutzige Art.

Sonsten giebt es in Fez viele so genannte Alchymisten, welche unter dem Vorwande, den Stein der Weisen zu suchen, falsches Geld machen. Entdeckt man dergleichen Leute, welches denn etwas

so

so seltenes eben nicht ist, so werden ihnen die Hände abgehauen. Andere legen sich darauf, verborgene Schätze in dem Schutte alter Gebäude zu suchen, das ist, sie bringen die Thoren, unter dieser Hofnung, um ihr Geld. Denn sie geben vor, daß damals, als die Römer Africa verlassen, sie ihre Kostbarkeiten allenthalben hinvergraben hätten, weil es ihnen unmöglich gewesen wäre, sie mit sich zu nehmen. Diese Schätze aber würden von gewissen Geistern bewachet, und könnten von Menschen nicht anders entdecket und herausgebracht werden, als vermittelst der Zauberey, welches aber viel Geld kostete. Es giebt auch Wahrsager: einige treiben die Punctierkunst; andere sind eigentlich zu reden, nichts anders, als Leute, die gutes Glück sagen, welche, vermittelst eines Gefässes mit Wasser, in welches sie einige Tropfen Oel oder anders flüßiges Wesen schütten, den Neugierigen einbilden, daß alle Teufel durch ihre Zauberey gezwungen wären, sich unten auf den Boden des Gefässes versammelt hätten, und daß sie dieselben nur fragen dürfen, wenn sie das Zukünftige wissen wollten. Die dritte Art, gleicht den alten Hexen auf unsern Dörfern: sie bilden dem Volke, vornehmlich aber den Weibern, ein, daß sie mit gewissen weissen Teufeln in Verbindung stünden, die sie von den Schwarzen unterschieden, welche letztern, ihren Vorgeben nach, lauter Böses anrichten. Wenn man sie nun um Rath fragt, so bestreichen sie sich mit gewissen Specereyen, wovon sie einen angenehmen Geruch bekommen, und geben vor, daß der Geist so gleich in sie fahren würde, da man ihn denn um Rath fragen könnte:

da

da sie denn eine ganz andere Stimme annehmen, und den göttlichen Ausspruch thun. Ob nun gleich jedermann täglich von ihnen betrogen wird, so laufen doch die Weiber immer zu solchen Betrügern, und lassen sich von neuen hinter das Licht führen. Von denen wollen wir nichts sagen, welche vorgeben, sie könnten die Teufel aus den Besessenen treiben, auch nichts von den Windbeuteln, welche an öffentlichen Oertern, eben wie bey uns, tausenderley Taschenspielerkünste machen. Was die Feyerlichkeiten zu Algier und Marocco anbetrift, so wollen wir diesen Artickel hier nicht wiederhohlen. In Fez aber ist es eben so, wie an diesen beyden Orten und Gegenden; nur müssen wir anmerken, daß, wenn Kinder beschnitten werden, die Eltern ihren Freunden einen Schmauß geben, wobey getanzt wird. Ferner, daß sie, zur Weyhnachtszeit, wovon man aber die Ursache nicht weiß, ein Gericht zu essen pflegen, zu welchen sieben verschiedene Kräuter kommen, und an eben diesem Tage die Kräuter ganz kochen. Daß sich die Kinder am ersten Tage des Jahres verkleiden, umhergehen, singen, und auf diese Weise von ihren Bekannten einige Früchte einsammeln; daß sie am Sanct Johannisfeste vor ihren Häusern ein Feuer machen, und endlich die Eltern verbunden sind, allen ihren Kindern einen kleinen Schmauß zu geben, wenn eines unter ihnen den ersten Zahn bekommt. Dieses Fest heissen sie Dentilla, welches Wort aus dem lateinischen herkommt.

Ende der Beschreibung der barbarischen Staaten.

Von

Von Guinea.

Erstes Hauptstück.

Geographische Beschreibung von Guinea.

Guinea ist ein sehr weitläuftiges Land in Africa, welches viele Königreiche enthält, die entweder mehr oder weniger beträchtlich sind, wie auch verschiedene Völker, die alle ihre besondern Sitten, Gebräuche, Gesetze und Regierungsarten haben. Dieses weitläuftige Land gränzt gegen Mitternacht an Nigritien, gegen Morgen an Abyßinien, gegen Mittag aber an Caffrerien. Ehedem kannte man von Guinea weiter nichts, weil die Alten hier nicht einmahl ein Land muthmasseten, als die Küsten, welche von dem Flusse Sierra Leona angehen, und sich bis zu den Cap-negre erstrecken. Das heißt, ohngefehr 10 Grade disseits der Linie oder des Aequator, und 16 Grade jenseit desselben.

Es ist wahrscheinlich, daß die Franzosen Guinea zuerst entdeckt haben. Denn die Einwohner von Dieppe landeten im Jahr 1364. unter der Regierung Carl V. bey Rufisque, nicht weit von dem Capoverd, an, und kamen bis Sierra Leona, gegen Nordwest der Küste Malaguetta. Dieses wird durch einen Commerciencontractat bewiesen, welcher zwischen den Kaufleuten von Dieppe und denen in der Stadt Rouen geschlos-

sen

sen ist, und zwar im September des 1363. Jahres. Die Schiffer haben sich darauf an verschiedenen Orten an dem Senegal, zu Rufisque, dem Flusse Gambie, zu Sierra Leona und auf der Küste Malaguetta niedergelassen. Hier haben sie zwo Festungen angelegt, deren eine Paris, die andere aber klein Dieppe heist, und man glaubt, daß im Jahr 1382. sie auch an den Küsten von Guinea und Acara die von Mine angelegt haben. Im Anfange des funfzehenten Jahrhunderts sezten sich die Portugiesen auf diesen Küsten, von welchen sie aber durch die Holländer im Jahr 1604 vertrieben und gezwungen wurden, sich weiter in das feste Land zu begeben, und mit den Einwohnern des Landes ein Bündniß zu machen, um sich daselbst zu erhalten. Seit dieser Zeit, haben die Holländer und Engelländer fast die ganze Handlung in Guinea getrieben. Die Brandenburger und Dänen haben ebenfals daselbst einige Niederlagen.

Man theilt Guinea gemeiniglich in das obere und niedere ein. Das niedere begreift die Königreiche Loango, Congo und Angola. Das obere ist gegen Mittag von der See eingeschlossen, und enthält mithin die Küsten von Malaguetta, von, Dents, die güldene Küste, das Königreich Juida Sanct Andrä und Benin, von welchen wir bald in besondern Artickeln handeln werden, nachdem wir nur unser Augenmerk ein wenig auf einige Völker werden gerichtet haben, welche zwischen den Flüssen Senegal und Gambra wohnen.

Zweytes Hauptstück.

Von den Jalofs.

Dieses Volk wohnet an dem mittägigen Ufer des Senegal und hat zugleich diejenigen Länder inne, welche zwischen diesem und dem Nigerflusse liegen. In einer Strecke, welche über 100 Meilen lang ist, und ohngefähr deren 40 an der Seeküsten.

Die Jalofs, welche auch Ehialofs heissen, haben eine überaus schwarze Haut, und besonders regelmäßige Gesichtsbildung. Man bemerkt keine unter ihnen, die entweder platte Nasen oder grosse aufgeworfene Lippen haben. Auch glauben sie mit uns, daß die Schönheit in den Augen bestehe, wenn dieselben wohl getheilet seyn, ferner in einem kleinen Munde, rothen Lippen und einer proportionirten Nase. Ihre natürliche Neigung treibt sie zum Kriege an, und sie haben auch verschiedene Gebräuche unter sich, wodurch ihr stolzer und kriegerischer Geist genähret wird. Sie sind von einer starken und muntern Leibesbeschaffenheit, und der Umgang mit ihnen, ist, dem Scheine nach, leicht und angenehm: sie schweifen aber sehr aus, sind faul, unverschämt, niederträchtig, rachgierig, stolz, lassen sich gerne loben, sind unordentlich in ihren Ausdrücken, Lügner, Schwelger, geil, unmäßig, und der Dieberey so ergeben, daß sie gar keine Gefahr scheuen, so groß dieselbe auch immer seyn mag, wenn sie nur den geringsten Vortheil haben können. Ohngeachtet dieser Neigung zum Rauben und Stehlen aber sind sie beständig arm und elend. Der Pater

Labat

Labat sagt daher von ihnen: "man muß dem Jalof „nicht so wohl auf die Hände, als vielmehr auf die „Füsse sehen. Wenn man ein Stück Geld oder an„dere Kleinigkeiten fallen läst, so nähert er sich den„selben, wendet sich mit dem Rücken gegen den „Raub, auf welchen er einen Anschlag gemacht hat. „Indessen siehet er einem beständig ins Gesicht, und „hat seine Hände offen; was aber auf die Erde ge„fallen ist, hebt er mit der grossen Zehe auf. Als„denn beugt er das Knie, hebt den Fuß bis hinten „unter seinen Schurz in die Höhe, welcher ihm denn „dazu dienet, das Gestohlene zu verbergen, ergreift „es mit der Hand, und verbirgt es so gut als er „kan.

Die Nichtswürdigkeit der Jalofs äussert sich aber nicht nur gegen die Fremden; sondern sie bestehlen ihre eigene Landsleute eben so wohl, wenn sie können. Um Geld zu erhalten, oder nur einige starke Getränke, tragen sie gar kein Bedenken, ihre Eltern, Kinder und Freunde zu verkaufen. Diejenigen, welche sich dergleichen unterstehen, sind gemeiniglich Negern, welche ein wenig französisch können, und richten ihr Augenmerk auf diejenigen ihrer Mitbürger, welche diesen Vortheil nicht haben. Diese führen sie also zu dem Comtoir, unter dem Vorwande, daß sie einige Sachen hintragen sollen; alsdenn sagen sie, dieses wären Sclaven, die sie gekaufet hätten, unter welchen Vorwande sie sie denn verkaufen, ohne, daß diese den Betrug eher entdecken können, als bis man ihnen die Ketten anlegt, und sie in ein Gefängniß wirft; da denn ihre Anzeige längst zu spate ist. Der Reisebeschreiber Maire

erzählet uns nachfolgende Begebenheit: Daß ein alter Neger Willens gewesen sey, seinen Sohn zu verkaufen, und ihn in dieser Absicht mit zu dem Comtoir genommen habe; der Sohn aber habe die Absicht seines Vaters gemerkt, den Factor geschwind bey Seite gezogen, und habe dahingegen seinen Vater verkauft. Der Alte habe umsonst geschrien, er sey der Vater des, der ihn verkauft hätte; der Sohn aber habe das Gegentheil behauptet, und der Kauf sey geblieben. Der junge Neger aber wäre nicht lange für diese unnatürliche That ungestraft geblieben, sondern der Regent aus seiner Gegend, dem er den Streich erzählet, habe ihm das Geld abgenommen, das er ihm gewiesen hätte, und ihn so gleich um eben den Preiß verkauft. Es giebt auch Jalofs, welche ihre Zeit damit zubringen, daß sie in den Hölzern und Feldern umher irren, diejenigen Kinder aufzufangen, welche sich etwan aus den Häusern der Ihrigen verlaufen haben, in der Absicht, diese ebenfalls zu verkaufen. Fällt aber theure Zeit unter ihnen ein, so verkaufen sie sich so gar selbst.

Das Land, welches die Jalofs bewohnen, ist in verschiedene kleine Königreiche getheilet; in deren einigen die Krone erblich ist, in andern aber die Könige gewählet werden. Wenn in einem Erbreiche der König stirbt, so folgt ihm sein Bruder in der Regierung, nicht aber sein Sohn. Wenn dahingegen der Bruder gestorben ist, so wird der Sohn wieder auf den Thron gerufen, und dieser überläst ihn seinem Bruder gleichfalls. Es giebt auch Gegenden, in welchen die Krone dem ersten Vetter von der Schwester wegen, gehöret; weil auf diese Art die

Fortpflanzung des königlichen Hauses desto gewisser ist.

In denen Gegenden, wo die Könige gewählet werden, kommen die Vornehmsten des Volks zusammen, um dem Könige, welcher eben gestorben ist, einen Nachfolger zu ernennen; wobey sie sich denn vorbehalten, ihn alsdenn wieder abzusetzen oder zu verbannen, wenn er die Gesetze des Reichs nicht genau beobachtet. Der Thron von Kayor ist erblich, und zwar kommt die Krone auf den ersten Vetter der Schwestern wegen, der König aber führt den Namen Damel.

Alle Reisebeschreiber kommen übrigens damit überein, daß keine unumschränktere Regierung zu finden sey, und da die Unterthanen mehr Ehrfurcht vor ihrem Könige haben, als in diesen Gegenden. Denn der Todt, die Einziehung der Güter und Sclaverey einer ganzen Familie, sind diejenigen Strafen, welche die Könige über die Grossen ihres Hofes, wegen der geringsten Vergehungen, aussprechen und vollziehen. Das Volk aber ist nur der Sclaverey unterworfen, weil es dem Könige vortheilhafter ist, einen Verbrecher zu verkaufen, als ihn am Leben zu strafen. So bald ein negerischer Prinz oder König gekrönet ist, so kan man mit Wahrheit von ihm sagen, daß er ein Tyrann sey. Denn alle seine Unterthanen reden nicht anders zu ihm, als mit Zittern und auf den Knien liegend, den Kopf mit Erde und Sand bedeckt, um dadurch anzuzeigen, daß sie, gegen ihn erwogen, weiter nichts als Staub und Erde sind. Er allein hat mit seiner Familie das Recht, unter Tendres zu schlafen, welches eine Art von Zeugen

ist, die um das Bette gezogen werden, um zu verhindern, daß die Fliegen und Insecten nicht darzu kommen können.

Wenn die Unterthanen des Königes von Kayor die Erlaubniß erhalten haben, sich seiner heiligen Person zu nahen; so müssen sie, wenn sie gleich von dem vornehmsten Stande sind, ihren Rock ausziehen, so bald sie in den Schloßhof treten, und von dem Kopfe an, bis auf die Mitte des Leibes nackend bleiben. So bald sich nun der König ihnen nähert; so fallen sie auf die Knie, bedecken sich das Gesichte mit Sande, kriechen zu ihm hin, und tragen ihm mit niedergeschlagenen Augen ihre Sache vor; da denn das Wort des Königs ein solches Endurtheil ist, wider welches man gar nicht die geringste Einwendung machen darf.

Die kleinen Könige, deren Reiche an dem Flusse Gambra liegen, sind nicht so sehr stolz in ihrem Aufzuge, als der Damel, und sie erfordern auch nicht so viele Unterthänigkeit in dem äusserlichen Betragen. Ihr Vermögen bestehet in Cameelen, Rennthieren, Ochsen, Ziegen, Hirse und einigen andern Früchten. Gemeiniglich tragen sie ein rothes oder blaues Kleid, an welchem entweder Elephanten- oder Schwänze von andern wilden Thieren, kleine Schellen und andere Zierrathen von Elfenbeine und Corallen, hängen. Auf dem Kopfe einen Bund von Weiden, welche mit Bocks- oder wilden Ziegenhörnern, umgeben ist. Niemals siehet man sie ohne einer Tobakspfeife im Munde und einem zahlreichen Gefolge; den Ausländern aber geben sie gemeiniglich unter einem dicken Baume Gehör.

Der

Der Damel hat gemeiniglich eine starke Leibwache hinter sich. Der König von Joala aber gehet niemals aus, ohne mit 500 Soldaten umgeben zu seyn, die in drey Truppe vertheilet sind; und wenn er Gehör ertheilet, vornehmlich den Franzosen; so läst er gemeiniglich in dem Hofe seines so genannten Pallastes alle seine Reichthümer zur Schau auslegen. Das merkwürdigste unter diesen sind 15 bis 20 ziemlich schlecht angeschirrete und mit Talimans behängete Pferde. Er selbst sitzt auf einem Bette, das mit einem rothen Leder beschlagen ist, reicht den Franzosen die Hand, heist sie sich niedersetzen, und fängt damit den Vortrag an, daß er sie frägt, was sie ihm für Geschenke mit bringen. Dieses sind nun gemeiniglich eiserne Stäbe, einige Flaschen Brandtwein, eln Degen, Hut und eine Flinte; der Brandtwein aber ist dem Monarchen das angenehmste unter allen, und die Audienz ist selten eher zu Ende, als bis der Monarch trunken ist. Diese Könige sind nun die unverschämtesten Bettler, die gefunden werden können: und man darf nicht hoffen, daß man ihre Habsucht jemals vergnügen werde; sondern je mehr ihnen die Europäer geben, desto mehr wollen sie von ihnen haben. Giebt man ihnen abschlägliche Antwort, so verbieten sie die Handlung mit ihren Unterthanen, und man hat nichts von ihnen zu gewarten, als Schimpfreden und Beleidigungen. Wenn sie von den Oberaufsehern der Comtoire nichts erhalten können, so borgen sie von ihnen; da man aber in der Folge nichts wieder erlangen kann, als mit Gewalt. Ihre Unverschämtheit aber gehet gar so weit, daß, wenn sie einen

Ausländer sehen, der sie besucht, und einen Mantel, Strümpfe, Schuhe, Hut u. d. gl. trägt, sie ihn bitten, daß er ihnen erlauben wolle, diese Kleidungsstücke nach und nach anzuprobieren. So bald sie dieselben nun haben, so bekommt der andere niemals etwas davon wieder, sondern muß das seine für verlohren achten.

Die Jalofs haben eine Art der Edelleute unter sich, die sie Sahibobas nennen: den Prinzen von Geblüte und den übrigen Großen des Volks aber, legen sie den Namen Tenhalas bey. Der Damel aber hat verschiedene Ministres, welche unter seinem Befehle das Reich regieren. Der Kondi ein Tributbarer Prinz, ist der oberste Befehlshaber der Truppen. Der Groß-jerafo ist der Oberste bey dem Justizwesen, er hört nehmlich die Sachen an, und schlichtet die Streitigkeiten. Der Alcair ist der dritte Bediente des Königes, er hat aber noch andere Alcairs unter sich, welche die Befehlshaber in den Dörfern sind. Ihr Amt bestehet darinnen, daß sie die Steuren einnehmen, und sie in die Casse des Schatzmeisters liefern.

Der Rath des Königes bestehet aus den ältesten des Volks, und die Richter werden aus denen genommen, welche den mehresten Verstand und Erfahrung zeigen. So gleich nach dem Spruche aber wird die Justiz geübt. Wenn einer des Diebstahls überführt ist, so verkauft man ihn an die Europäer. Derjenige aber, welcher des Diebstahls wegen angeklagt wird, ohne, daß man hinlängliche Beweise dieserwegen beybringen kann, muß dreymal mit der Zunge ein heises Eisen belecken. Hält er nun diese

Probe

Probe aus, so wird er für unschuldig erklärt. In gewissen Fällen aber nimmt man diese Probe nicht mit ihm vor, der Kläger aber so wohl als der Beklagte, werden aus dem Lande verwiesen. Zuweilen wird auch wohl der Diebstahl durch das siedende Wasser bewiesen; allein es gehet hier eben so, wie in Europa, wo Gunst und Eigennutz einen großen Einfluß in die gerichtlichen Urtheile haben. Zween tributbare kleine Prinzen stritten über ein Stücke Land; der eine war des Vaters Bruder und der andere des Bruders Sohn, beyde aber Verwandten des Damel. Der letztere machte gleich durch seine Geschenke, daß sich die Waage der Gerechtigkeit bald auf seine Seite neigte, das ganze Volk prieß die Gerechtigkeit des Königes, und das Glück dessen, welcher den Proceß gewonnen hatte. Den Tag darauf aber machten die neuen Präsente des erstern, daß der Spruch geändert wurde. Mithin wurde der letztere seiner kleinen Länder beraubet, und die Jalofs schrien immer, daß kein so gerechter Monarch in der Welt sey, als ihr Damel. Dergleichen Auftritte sind übrigens von den Sitten der Europäer eben nicht so verschieden.

Zuweilen führen die Könige von Jalofs unter den geringsten Vorwande, Kriege mit einander. Der Damel, welcher einer der mächtigsten unter ihnen ist, hat nicht über 1500 Mann auf den Beinen, und unter diesen nicht 200 Reuter. Er rückt also ins Feld, ohne alle Lebensmittel, und auf seinem Marsche müssen ihm die Weiber die für seine kleine Armee nöthigen Lebensmittel liefern. Die Schlachten sind gemeiniglich nichts anders als kleine

Scharmützel, und die ganzen Unternehmungen bestehen darinnen, daß dieser oder jener Strich Landes verwüstet wird. Die Reuterey ist mit kurzen Spiessen bewafnet, und 3 bis 4 Wurfspiessen, welche den Pfeilen ähnlich sind, nur mit dem Unterscheide, daß der fördere Theil ungleich dicker ist, und weil er mit Zähnen gemacht oder wie eine Säge ausgezackt ist, so zerreist er die Wunde dessen noch mehr, welcher damit geschossen ist, wenn man ihn wieder heraus ziehen will. Sie führen auch einen Säbel, ein Messer, welches ohngefähr eine Elle lang, und zwey Finger breit ist, ferner einen runden Schild, der aus einem dicken Leder bestehet. Das Fußvolk ist mit einem Säbel, Wurfspiesse und einem Köcher bewafnet, in welchem ohngefähr 60 vergiftete Pfeile sind, deren gemachte Wunden den Todt verursachen, wenn nicht bey Zeiten die dienlichen Mittel darwider gebraucht werden. Uebrigens marschiren diese Soldaten und Reuter ohne alle Ordnung und Kriegszucht. Die Infanterie giebt eine Salve mit ihren Pfeilen; die Cavallerie aber mit ihren Wurfspiessen; hierauf ziehet man sich zurück, rückt wieder vorwärts, wird Handgemein, und alsdenn kommt es zu dem Streit mit den Spiessen. Nun kann man die Unerschrockenheit der Jalofs sehen, welche lieber ihr Leben verliehren, als sich, wegen Mangel der Herzhaftigkeit, die geringsten Verweisse geben lassen. Zuweilen werden dergleichen Schlachten drey Tage nach einander wieder erneuert, und das Gemetzel ist ganz ausserordentlich. Sind nun beyde Partheyen des Blutvergiessens endlich überdrüßig, so schicken sie einander ihre Marbuts oder Priester, die den

Frieden

Frieden schlieſſen müssen, welcher auf den Coran beschworen wird; die Kriegsgefangene von beyden Theilen aber, bleiben die Sclaven derer, die sie zu erst in ihre Gewalt bekommen haben.

Man kann mit Wahrheit sagen, daß alle Regenten der Jalofs rechte Scheusale der Ungerechtigkeit, Unmenschlichkeit und Tyranney sind; und es ist schon viel, wenn man ihnen den Nahmen der Menschen beylegt. Sie sind beständig trunken, fehlt es ihnen aber an hitzigen Getränken, so fallen sie ihren Nachbarn in das Land, und machen von deren Unterthanen welche zu Sclaven. Gehet ihnen dieses nicht von statten, oder sie dünken sich zu schwach, zu dergleichen Unternehmungen, so fallen sie über ihre eigenen Unterthanen her, und verkauffen diese den Europäern.

Die Weiber in diesen Gegenden sind wohl gewachsen, lebhaft, munter und zu verliebten Umgange geneigt. Sie haben gegen alle Mannspersonen überhaupt Neigung, vornehmlich aber gegen die Weissen, welchen sie sich sogleich überlassen, wenn sie nur einige geringe Geschenke bekommen. Ihre Männer aber sind zur Eifersucht eben nicht geneigt; sondern widersprechen ihrer Neigung ganz und gar nicht, vielmehr geben sie ihre Weiber, Töchter und Schwestern, denenjenigen Fremden gerne zum Besten, welche zu ihnen kommen, halten es aber für eine Unehre, wenn man sie verschmähet. Diese Weiber der Jalofen rauchen stark Tabak, baden sich oft, tanzen und springen gern, wenn man ihnen nur eine Music mit einer alten Flasche, Trommel oder einen Kessel macht. Alle ihre Leibesbewe-

bewegungen sind leichtfertig und unanständig. Um sich aber zur Verschwiegenheit zu gewöhnen, nehmen sie einen Theil des Tages hindurch, Wasser in den Mund.

Drittes Hauptstück.

Von den Fulis.

Wenn man diejenige Schilderung für wahr halten soll, welche der Reisebeschreiber More von den Fulis macht, so ist kein Volk hochachtungswürdiger als dieses. Sie leben sehr strenge nach den mahometanischen Gesetzen, und liessen sich gewiß durch nichts bewegen, Wein oder Brandtewein zu trinken. Man trift einzelne Truppe zu beyden Seiten des Gambra bey ihnen an, und in der Nachbarschaft Städte der Mandingos, von welchen wir in dem folgendem Hauptstück reden werden.

Die Fulis haben auch Schulen, in welchen die arabische Sprache gelehret wird, die bey ihnen viel gewöhnlicher ist, als bey uns die lateinische. Sie leben unter der Regierung verschiedener Oberhäupter, welche so billig und leutselig mit ihnen umgehen, daß ihre Schlüsse mehr von einem ganzen Volke, als einem einzigen Befehlshaber zu seyn scheinen. Sie lassen sich sehr gerne in den Gegenden verschiedener Regenten des Landes nieder, und die Nachbarschaft der Städte die sie bauen, wird gleichfalls als ein Segen angesehen. Wenn ihnen Beleidigungen zugefügt werden, so rächen sie sich bloß auf die

Art

Art, daß sie ihre Wohnungen an einem andern Orte aufschlagen.

Ihre Regierungsform ist sehr ungekünstelt, und erhält sich, wegen ihrer gelinden Gemüthsart sehr leicht. Weil sie von der Gerechtigkeit und einem rechtschaffenen Gemüthe die vollkommensten Begriffe haben, so wird derjenige, welcher sie beleidiget, sogleich bey dem ganzen Volke verhast, und findet niemanden, der seine Parthey gegen ein Oberhaupt nähme, welches ihn nachdrücklich straft; oder wo das Vergehen zu grob ist, ihn aus der Gesellschaft verbannet, und des Landes verweiset. Diese rechtschaffenen wilden Leute bauen ihr Feld nur in so ferne, als sie die nothdürftigen Bedürfnisse erndten müssen. Sie säen Toback, Baumwollesaamen, Reis, Guinesisch Getràide, und noch eine andere Art desselben, welches sie Mansaroke nennen.

Sie geben sehr gerne oder verkaufen den Ueberschuß ihres Vorraths um einen sehr billigen Preis. Ein jedweder Fremder, der zu ihnen kommt, findet bey ihnen allen möglichen Beystand: denn die Gastfreundschaft ist ihnen vornehmlich angepriesen, und sie üben sie auch mit Vergnügen. Hat einer von ihren Landsleuten das Unglück, in die Sclaverey zu gerathen, so legen alle Fulis zusammen, ihn wieder frey zu machen. Niemals höret man von Zank und Beleidigung bey diesen Völkern; es giebt unter ihnen auch keine Bettler, weil sie alle Brüder sind, und ihr Vermögen gern mit den Dürftigen theilen. Alte, Blinde, Lahme und alle diejenigen, welche sich nicht selbst von ihrer Handarbeit nähren können, werden von der Nation versorgt, welche ihnen ihre

Nothdurft reichlich verschaffet. Diesen edlen Beystand, wodurch sie in unsern Augen so ehrwürdig werden, dehnen sie auch auf die benachbarten Völker, zur Zeit der Hungersnoth, aus. Dieses friedfertigen Geistes und Menschenliebe ohngeachtet, welche die Regel in allen ihren Handlungen ist, sind sie dennoch herzhaft und tapfer. Daher haben die Jalofs sehr viele Hochachtung gegen sie, und unterstehen sich nicht, sie zu beleidigen, oder Streifereyen in ihr Land zu wagen. Zu ihren Waffen haben sie eine Lanze, einen kurzen Spieß, Bogen und Pfeile, einen breiten Degen, und sogar eine Flinte, deren sie sich, bey vorfallenden Gelegenheiten sehr geschickt zu bedienen wissen. Sie verstehen auch unter allen wilden Völkern dieser Gegenden, am besten, wie sie das Vieh füttern und aufziehen sollen. Den Tag über lassen sie es auf der Ebene fressen, nach der Reisärndte aber treiben sie es auf die abgeärndteten Felder, geben ihm Wächter bey, und die Nacht hindurch lassen sie es wieder in ihre Ringmauer treiben, wo jedwedes Thier an einem Pfahl mit einem Stricke von Baumrinden gebunden wird. So bald nun der Abend heran nahet, melket man die Kühe an diesem Orte. Dieser Verschlag aber, wird beständig von gewafneten Leuten bewachet, und es ist daher sehr etwas seltenes, daß sich die Löwen oder andere wilde Thiere demselben nahen: die Kälber aber verwahret man noch sorgfältiger. Den andern Tag frühe, ehe noch die Sonne aufgehet, werden die Kühe zum zweytenmale gemelket, und man läßt sie alsdenn wieder frey auf das Feld gehen. Man kann ihnen übrigens einen ganz beson-

dern

dern Aberglauben Schuld geben, an welchen sie sehr stark hängen, und der darinnen bestehet: sie verkaufen nehmlich niemals Milch, wenn sie wissen, daß der, welcher sie kauft, sie kochen liese. Denn sie glauben in allem Ernste, daß die Würkung des Feuers eine entfernte Kraft hat, von welcher ihr Vieh stürbe. Erfahren sie nun, daß jemand einen solchen Gebrauch mit ihrer Milch gemacht hat, so lassen sie sich durch nichts bewegen, ihnen zum zweitenmale welche wieder zu überlassen.

Zu ihren Kleidern brauchen sie keine andern Zeuge, als die aus ihren Manufakturen, das ist, solche, die von weiser Catunwolle gemacht sind, und welche die Weiber mit einer gewissen Reinigkeit zu bereiten wissen. Ihre Hütten sind mit vieler Ordnung angelegt, und so weit von einander, daß sie durch die Gefahr des Feuers nicht ergriffen werden können, wenn eine unter ihnen in Feuer stehet: inwendig sind sie rein, und haben keinen so abscheulichen Geruch, als wovon einen die Brust zusammen gezogen wird, wenn man in die Wohnungen der Negern kommt. Diese sind übrigens sehr kühne Jäger, und fürchten sich auch für den allerwildesten Thieren nicht. Wenn 30 Fulis zusammen sind, so können sie schon 3 bis 4 Elephanten auf einer Jagd erlegen. Das Fleisch trocknen sie oder räuchern es, und leben davon einige Monate. Sie vertauschen auch die Elephantenzähne, Butter und den Ueberfluß ihrer Lebensmittel an Früchten des Landes, gegen Eisen, Waffen, allerley Eisenarbeit, vornehmlich aber Salz, wovon sie grosse Liebhaber sind. Von ihrer Religion wollen wir alsdenn handeln,

wenn

wenn wir auf die Religionen der Jalofs und Mandingos kommen.

Viertes Hauptstück.

Von den Mandingos.

Dieses Volk, welches sehr zahlreich ist, und eine grosse Strecke Landes an der Gambra herunter, im Besitz hat, lebt sehr müßig, und bekümmert sich weder um den Ackerbau noch die Handlung. Weil es nun von der Nothwendigkeit gedrücket wird, so bemühet es sich, zween Monate den Acker umzubrechen, ihn zu besäen und sein Getraide zu ärndten. Dieses aber hindert nicht, daß es bisweilen alles Elend der Hungersnoth empfindet; in welchem Zustande es denn ohnfehlbar zu Grunde gehen würde, wenn sich die Fulis nicht seiner annähmen. Die übrigen 10 Monate des Jahres hindurch, sitzen die unempfindlichen Mandingos unter ihren schattigten Bäumen, und bringen ihre Zeit mit allerley thörichten Lustbarkeiten, Schlafen oder Tobakrauchen zu. Ihre Pfeifen aber bestehen aus einem rothen Thone. Das Rohr ist ein kleiner hölzerner Stab, durch welchen sie mit einem glüenden Eisen ein Loch machen, oder auch ein Rohr, 5 bis 6 Fuß lang, welches an dem Orte, wo sie es an dem Kopfe befestigen, mit einen kleinen rothen stückgen Leder besetzt ist.

Die Faulheit, welche die Mandingos von ihren Nachbarn unterscheidet, hindert sie indessen nicht, über alles dasjenige sehr empfindlich zu seyn, was

ihre

ihre Ehre und Geburt betrift, und das geringste Wort, welches diese beyden Artikel angehet, kann unter ihnen sehr hitzige Streitigkeiten erregen. Dieses ist dasjenige, was sie eigentlich streiten oder Krieg führen heissen; und wenn einer unter ihnen den andern nur brav ausgescholten hat; so reden sie von einer solchen That, als von einer grossen Schlacht; es kömmt aber hiervon sehr selten unter ihnen zum Schlägen. Wenn sie sich aber entschliessen, sich mit einander zu schlagen, so lassen sie es dabey nicht bewenden, daß nur etwan ein bisgen Blut vergossen wird, sondern sie hören nicht eher auf, bis einer von beyden das Leben eingebüset hat.

Diese Mandingos haben die Gewohnheit, daß, wenn sie einander grüßen oder Merkmale der Hochachtung und Freundschaft erweisen wollen, sie sich einander die Hände ergreifen und sie schütteln. Ist es aber ein Frauenzimmer, welche sie grüßen, so nähern sie, anstatt ihre Hand zu schütteln, solche zweymal an ihre Nase, gleich als ob sie selbige an dem äusern Theil beriechen wollten. Eine grosse Beleidigung aber unter ihnen ist es, mit der linken Hand zu grüßen. Wenn ein Ehemann etliche Tage abwesend gewesen ist, und er kommt wieder zu Hause, so muß seine Frau vor ihm niederknien, und ihn in dieser Stellung grüßen; in eben derselben muß sie ihn auch jederzeit zu trinken reichen.

Uebrigens sind die Mandingos sehr ungewissenhafte Leute, und ersparen keinen Kunstgrif; wenn sie nur die Fremden betrügen können; und vielleicht ist dieses das einzige, worinnen sie nicht faul sind. Anfänglich, wenn die Fremden dieses Volk nicht genau

kennen, oder sie es nicht vermuthen, müssen sie sich öfters von ihnen mißbrauchen lassen. Denn sie verstehen den Kunstgrif, daß man ihnen die Pfeifen, welche sie beständig in dem Munde haben, zerbrechen muß, oder auch die Flaschen, die sie niemals ablegen; nachher aber verlangen, daß man selbige entweder wieder ganz machen, oder ihnen dreyßig mal so viel bezahlen soll, als sie werth sind. Verkaufen sie jemanden ein Huhn oder Eyer und sie wissen, daß er es gleich aufgezehret hat, so verlangen sie es wieder; weil es die Landesart so mit sich bringet, daß der, welcher es verkauft hat, es binnen 24 Stunden wiederfordern, und den Kauf aufruffen kan; und alle diese Streitigkeiten endigen sich jederzeit zum Vortheil der Mandingos.

Dieses Volk ist von den Fulis und Jalofs in Ansehung des Gesichts, merklich unterschieden, denn es hat platte Nasen und dicke Lippen. Wenn ihnen ein Kind gebohren wird, so werfen sie es täglich wenigstens dreymal ins Wasser; nachdem sie es nun sorgfältig abgetrocknet haben, so reiben sie es mit Palmenöle, vornehmlich auf dem Rücken, Ellnbogen, an den Gelenken und Halse. Alsdenn lassen sie es bis ins achtzehnte Jahr ganz nackend gehen, und bemalen ihm zuweilen das Gesicht und die Brust, welches dieses Volk für einen Schmuck hält. Uebrigens genüßt es eine vollkommene Gesundheit, und die Weiber sind ganz ungemein fruchtbar. Richteten die Kinderpocken nicht zuweilen sehr grosse Verwüstungen unter ihnen an, so müste dieses Volk in kurzen überaus zahlreich seyn. Sonsten aber ist es dem Zufalle unterworfen, daß ihm die Beine leicht

stark schwellen, welches Uebel, wie man sagt, von dem schlechten Wasser herkommen soll. Es kriechen ihnen auch an verschiedenen solchen geschwollenen Stellen weisse Würmer heraus, die einige Ellen lang sind.

Was das Hauswesen anbetrift, so bekümmern sich die Weiber einzig und allein um dasselbe. Nachdem sie vor ihre Familie so viele Lebensmittel zurück gelegt haben, als sie nöthig hat, so dürfen sie das übrige verkaufen, ohne daß der Mann etwas darwider einwenden darf.

Einige unter den Mandingos sind reich und zeigen alsdenn ihre Pracht darinnen, daß sie eine grosse Zahl von Sclaven aufziehen. Sie halten dieselben auch sehr gelinde und gütig, so, daß man sie selten von dem Herrn unterscheiden kan. Vornehmlich tragen die Weiber Ringe, Halsbänder von Bernsteine, Corallen und Silber, die zuweilen wohl 30 Guineen kosten. Sie würden es auch für eine Schande halten, einen in ihrer Familie gebohrnen Sclaven zu verkaufen; es wäre denn, daß er ein grosses Verbrechen begangen hätte. Handelte aber ein Herr so grausam, so würden ihn alle übrigen Sclaven verlassen und in einem andern Reiche ihren Aufenthalt suchen, wo man sie sehr gern und willig aufnähme.

Fünftes Hauptstück.

Von der Religion der Negern, welche um den Gambra und Senegal wohnen.

Die Mauren haben einen Theil derjenigen Völker, welche die beyden Ufer des Senegal be-

wohnen, und zwar nach der Strecke gegen Morgen und Mittag hin, zur mahometanischen Religion bekehret. Von dem Gambra aber an bis nach Guinea, sind alle Völker dem Götzendienste ergeben, oder haben gar keinen Begrif von der Religion.

Vielleicht kan man auch nicht einmal diejenige Art des Mahometismus, zu welchen sich die Negern bekennen, eigentlich eine Religion heissen. Denn sie glauben zwar einen Gott, und halten ihre Festen, Ostern und die Beschneidung; allein sie wissen von allen übrigen nichts, was zur Religion gehöret. Jobson sagt uns, daß die Einwohner um den Gambra einen einigen Gott anbeten, die Sendung Mahomets für göttlich erkenneten, und jegliche Freytage eine gewisse Art des Sabbaths so ziemlich ordentlich feyerten.

Sie haben auch einige mündliche verworrene Nachrichten von der Person Jesu Christi. Die, welche ein wenig unterrichtet sind, deren Anzahl aber sehr mittelmäßig ist, reden von einem Heylande der Welt, als von einem grossen Propheten, der viele Wunder gethan hätte. Sie nennen ihn Nale und seine Mutter Maria, welcher sie viel Heiligkeit, Gütigkeit und Gerechtigkeit im höchsten Grade zuschreiben. Indessen gestehen sie doch nicht ein, daß Christus GOttes Sohn seyn könne, und sagen: GOtt könne ja nicht von Menschen gesehen werden. Alles dieses hindert indessen nicht, daß sie von einer berühmten Prophezeyhung reden, welche schon seit vielen Jahrhunderten unter ihnen gewesen sey, und vermöge welcher sie von einem weissen Volke über-

wunden werden und alsdenn das Licht des Evangelii erhalten sollten.

Sie hängen sehr an der abscheulichen Lehre des vorbestimmten Schicksals, und glauben, daß, wenn ein Neger den andern ermordete, Gott selbst derjenige sey, der den Mord verübet hätte. Nichts destoweniger verkaufen sie den Mörder immer in die Sclaverey.

Ob gleich keins unter den Gebäuden der Negern ist, welches man für eine Moschee oder Götzentempel halten könnte; so ist doch gewiß, daß die Prinzen gewisse Oerter haben, welche mit Stroh bedeckt sind, und zu Religionsübungen bestimmt zu seyn scheinen. Sie stehen aufrecht, und richten ihre Augen starre gegen die Mauer nach der Morgenseite; darauf gehen sie einige Schritte vorwärts, murmeln gewisse Gebete durch die Zähne, und werfen sich hierauf mit dem Gesichte gegen die Erde, richten sich wieder auf die Knie, machen einen Kreis um sich her, und zwey oder drey deren um den Kopf, küssen den Fußboden einigemal sehr demüthig, und werfen sich mit beyden Händen Sand ins Gesicht.

Diejenigen, welche recht fromm sind, beten täglich dreymal, des Morgens, Mittags und Abends; dahingegen die wahren Muselmänner täglich fünfmal beten müssen. Jegliches Dorf hat seinen Marbut oder Pfaffen, welcher das Volk nach seinem Belieben mitten auf dem Felde versammelt.

„Der Marbut," sagt ein gewisser Reisebeschreiber (Janequin S. 106. 108.) "streckt die Arme „aus, wiederholet zu verschiedenenmalen einige Wor-

„te, so langsam und stark, daß die ganze Versammlung „sie ihm nachbeten kan; fällt alsdenn auf die Knie, „küsset die Erde, wiederhohlet diese Ceremonie drey„mal, und nimmt überhaupt nichts vor, was ihm „nicht die ganze Gesellschaft nachthut. Alsdenn fällt „er zum vierten mal auf die Knie, und verrichtet „einige Zeit sein Gebet stille; alsdenn steht er wieder „auf, und macht mit dem Finger einen Kreis um „sich her, und in denselben verschiedene Zeichen, die „er sehr ehrfurchtsvoll küsset. Alsdenn stützt er den „Kopf auf beyde Hände, richtet die Augen starr gegen „die Erde, und bleibt einige Augenblicke in einem „tiefen Nachsinnen. Endlich nimmt er Sand oder „Staub, wirft sich denselben auf den Kopf und „gegen das Gesicht, fängt an mit lauter Stimme „zu beten, indem er die Erde mit einem Finger „berühret, und sein Gesicht gegen Morgen richtet; „während allen diesen Feyerlichkeiten aber wieder„hohlet er zu verschiedenenmalen die Worte: Salati „malek, welches so viel heist: Herr ich grüsse dich. „Alsdenn steht er wieder auf; die ganze Versamm„lung folgt seinem Beyspiele, und ein jedweder geht „alsdenn wieder nach Hause.“ Fragt man nun ei„nen Marbut, was alle diese Stellungen zu bedeuten haben, und was der Inhalt ihrer Gebeter sey, so antwortet er, daß er Gott anbete, indem er vor ihm niederfalle, daß diese demüthige Stellung ein Geständniß wäre, daß er in den Augen des höchsten Wesens für nichts zu rechnen sey, daß er dasselbe bäte, ihm seine Sünden zu vergeben und ihm alles dasjenige wolle angedeyen lassen, was er nöthig habe, z. E. eine Frau, Kinder, ein reichliches Haus-

wesen

wesen, Sieg über seine Feinde, guten Fischfang, Gesundheit, nebst Befreyung von aller Gefahr und Schaden.

Die Negern um den Senegal, welche sich zur mahometanischen Religion bekennen, beobachten ihr Randam oder Fasten sehr genau, welches bey ihnen ein bewegliches oder Mondenfest ist. Denn so bald sie den Neuenmond des Herbstäquinoctii erblicken, so grüssen sie ihn, indem sie in die Hände speyen, und sie alsdenn gegen den Himmel ausdehnen. Alsdenn drehen sie sie zu verschiedenenmalen um den Kopf, und wiederhohlen dieses Verfahren öfters. Dieses Fasten feyern sie sehr strenge, und nehmen niemals eher Speise oder Trank zu sich, als die Sonne untergegangen ist; so sehr gern sie aber Tobak rauchen, so siehet man sie doch um diese Zeit keine Pfeife anrühren. Derjenige aber, welcher dieses Fasten nicht genau gehalten hat, muß es wieder von neuem anfangen, und wenn die Uebertretung öffentlich bekannt worden ist, so wird er zu Stockschlägen verdammet, welche er mit Rohrstöcken empfänget und zwar eine ganze Viertelstunde.

Ist der Fastenmonat beynahe zu Ende, so wird das Tabasker ausgerufen, welches mit dem Bayramfeste der Türken und Perser übereinkommt. In den großen Häusern eröfnen 6 Marbuts, welche mit weissen Röcken angethan, die roth eingefasset sind, mit einem langen Spiesse in der Hand, den Zug, und vor ihnen her gehen 5 Ochsen, welche mit Cattun bedecket, mit grünen Zweigen gecrönet sind, und von Negern geführet werden. Alle Vornehmen aus der Gegend, folgen in ihren Feierkleidern, und mit ihren sämtlichen Waffen auf diese

Priester, hinter jenen aber das ganze Volk in 5 Reihen. So bald man bey dem Ufer des Flusses angelanget ist, so werden die Ochsen an Pfähle gebunden. Der oberste Marbut ruft alsdenn mit lauter Stimme dreymal: Sala malek, damit die Versammlung zum Gebet ermahnet werde; hierauf legt er seinen Spieß an die Erde, und strecket seine Hände gegen Morgen aus, da alsdenn das Lob Mahomets hergemurmelt wird. Die Opferthiere aber sind mit ihren Hörnern ganz dichte an der Erde befestiget, in welcher Stellung ihnen denn die Gurgeln abgeschnitten werden, indem man ihnen vorher Sand in die Augen wirft; denn es würde kein gutes Zeichen seyn, wenn sie ihre Augen in diesem Augenblicke gegen den richten könnten, welcher sie schlachtet. Nach dieser Feierlichkeit ziehet ein jedwedes Dorf seinen Ochsen ab, und nimt das Fleisch mit, sich etwas zu gute zu thun.

Hierauf wird das Folgar angefangen, welches eine Art des Tanzes und eine der angenehmsten Lustbarkeiten der Negern ist. In dem vornehmsten Orte ihrer Wohnungen, welchen die meisten Reisebeschreiber doch eine Stadt nennen wollen, wird alsdenn ein grosses Feuer angemacht. Alle Einwohner setzen sich also auf ihre Madratzen, welche eine Art des Kreises ausmachen. Die verheyratheten und unverheyratheten Weibsbilder theilen sich in vier Hauffen, deren jeglicher eine Anführerin hat, stellen sich zuerst dar, und singen Chorweise Lieder, so wie sie sich ohne Zweifel auf das Fest schicken. Hierauf erscheinen vier Gesellschaften, welche aus lauter jungen Männern des gemeinen Volks bestehen,

hen, mit ihren Waffen, Trommeln und andern in diesen Landen üblichen Instrumenten vor sich her. Nachdem diese nun eine Art von Procession um das Feuer gehalten haben; so legen sie ihre Kleider und Waffen ab, und fangen paarweise an, mit einer unglaublichen Geschicklichkeit gegen einander zu kämpfen. Diejenigen nun, welche in diesem Streite die mehreste Tapferkeit beweisen, deren Lob wird sogleich von den vorerwehnten jungen Weibsbildern besungen; welche auch nicht ermangeln, sie durch ihren Gesang ferner zum Streite aufzumuntern. Nachdem diese Uebungen zu Ende sind, so gehet der Tanz an, welcher sehr lange dauert, und auf welchen ein grosser Schmaus folget: welche Lustbarkeiten drey Tage nach einander währen.

Die Beschneidung aber ist übrigens dasjenige, welches die Religion der mahometanischen Negers besonders auszeichnet. Sie geschiehet bey den jungen Leuten gegen das zwölfte und vierzehente Jahr, weil sie alsdenn mehr Kräfte haben, diese schmerzhafte Operation auszustehen, und übrigens in ihrem Glaubensbekenntnisse unterrichtet seyn müssen. Gemeiniglich wartet man so lange, bis eine Anzahl von solchen jungen Leuten zusammen ist, und etwan ein königlicher Prinz beschnitten werden kann; vornehmlich aber die Zeit des abnehmenden Mondes, weil man glaubt, daß die Operation nicht so schmerzhaft sey und die Wunde eher geheilet werde.

Alsdenn versammelt sich das ganze Volk, so viel möglich, auf einer angenehmen Wiese, dieser götzendienstlichen Handlung beyzuwohnen, bey welcher aber die Weiber nicht gegenwärtig seyn dürfen.

Die Ceremonie wird mit einer Procesßion angefangen. Hierauf erscheinen zu erst die Guiriots oder Musicanten aus der Gegend, welche ganz langsam und gemächlich auf ihre Trommeln schlagen. Nach diesen kommen die Marbuts, und alsdenn diejenigen jungen Leute, welche beschnitten werden sollen, jeglicher in Begleitung zweener Anverwandten oder Freunde, welche Zeugen ihres Glaubensbekenntnisses seyn, und sie ermahnen müssen, die Beschneidung standhaft auszuhalten. Gleich nach diesen folgt derjenige, welcher die Beschneidung verrichten soll, und die Procesßion wird von dem grössesten Theile derer beschlossen, welche in dem Lande vermögend sind, die Waffen zu tragen. Mitten auf dem Platze ist übrigens ein etwas erhabenes Bret gelegt, auf welchem die Beschneidung verrichtet wird.

Wenn sich nun alles Volk gestellet hat, und jedermann stille ist, so fängt der oberste Marbut sein Sala oder Gebet an, welches die ganze Versammlung mit lauter Stimme wiederhohlet; worauf denn alle zu Beschneidenden nach einander auf das Bret treten, und sich dem Beschneider auf diese Art bequem darstellen; welcher auch nicht einmal zwo Secunden braucht, seine Operation zu verrichten; da indessen, der zu beschneidende junge Mensch den rechten Daumen in die Höhe halten, und seine mahometanische Glaubensformel hersagen muß. Nachdem nun die Wunde sattsam geblutet hat, so wäscht man sie den Tag einige mal mit frischem Wasser, so lange, bis sie von selbsten zuheilet, und diese Heilung erfordert nicht mehr als 10 oder 12 Tage. Der Reisebeschreiber Jannequin versichert uns, daß

es

es den jungen Leuten währenden Monat nach der Beschneidung erlaubt sey, mit jungen Weibsbildern alle mögliche Freyheit zu treiben, nur das nothzüchtigen ausgenommen. So bald sich aber ihre Wunde geschlossen hat, so versammeln sie sich, und gehen in verschiedene Gegenden des Landes, eine gewisse Beysteuer, als ein Geschenke einzufordern.

Bey einigen Völkern nehmen auch die Töchter an den Vorrechten der Beschneidung Antheil, und dieses sind diejenigen Weiber, welche das Amt der Priesterinnen führen.

Alle Negern und vornehmlich die Mandingos sind übrigens ungemein abergläubig. Viele unter ihnen glauben, daß die Ursache einer Mondfinsterniß diese sey, indem eine Katze vor dem Monde stünde und ihre Klaue zwischen den Mond und die Erde richte; weswegen sie denn bey diesem Vorfalle, zur Ehre des Propheten Mahomet, unaufhörlich singen und tanzen. Sie halten auch gewisse Tage für unglücklich, und an welchen man keine wichtigen Sachen vornehmen dürfe. Wenn sie eine Reise antreten wollen, so schlachten sie vorher mit vieler Sorgfalt ein Huhn und betrachten dessen Eingeweide sehr genau, ob es nicht vielleicht zuträglicher sey, ihre Abreise aufzuschieben. Unglückliche Begebenheiten aber abzuwenden, mit welchen sie bedrohet zu werden glauben, thun sie zuweilen gewisse Gelübde; damit sie aber beständig hieran erinnert werden, so tragen sie einen eisernen Ring an dem Arme. Unter der großen Menge ihrer abergläubigen Meynungen aber, ist wohl die allermerkwürdigste, die, welche sie von ihren Grisgris haben, welches eine gewisse

wisse Art der Arzeney von verborgener Würkung ist, die sie an den Hals hängen, und aus gewissen mit einer Feder und besondern Art der Dinte, die aus der Asche eines gewissen Holzes gemacht worden, gezeichneten arabischen Buchstaben bestehet, und auf ein Papier geschrieben sind. Dieses Grisgris thut man in einen ledernen Beutel zwischen ein Stückgen Tuch, oder auch in Kapseln von verschiedenen Metallen, und trägt sie, als ein gewisses Versicherungsmittel wider alle Zufälle, an sich. Ein jedwedes Grisgris aber hat seine besondere Kraft, und die Austheilungen dieser seyn sollenden Arzeney von den Marabuts ist für diese ein unerschöpflicher Schatz; denn ein Neger giebt sehr gerne 3 Sclaven, oder auch 4 bis 5 Kälber, wenn er nur ein Grisgris erhalten kann. Es giebt deren einige, welche damit so beladen sind, daß sie nicht anders aufs Pferd steigen können, ohne daß ihnen jemand hilft. Sie behängen auch die Leiber ihrer Pferde damit, um sie, wie sie vorgeben, dadurch rasch zu machen, und daß sie nicht verwundet werden können; bedauren es aber sehr, daß sie keines erhalten können, welches wider die Pufs, das ist, wider die Schießgewehre, sichert.

Auch giebt es unter den Negern öfters welche, die sich beklagen, daß sie vom Teufel sehr geplagt würden. Sie nehmen aber alsdenn keinesweges ihre Zuflucht zu einem Exorcismus, wenn sie von dem bösen Geiste befreyet seyn wollen; sondern es ist nur nöthig, daß sie brav mit einem Stocke um sich fechten: denn einer solchen nachdrücklichen Beschwörung widerstehet der Teufel niemals.

Die Mandingos haben übrigens ein Götzenbild von einer ganz besondern und geheimnißvollen Würkung, welches sie Mumbo-Jumbo nennen; es ist aber weiter nichts, als eine Betrügerey, die sie zu dem Ende erdacht haben, ihre Weiber in Gehorsam und Achtung zu erhalten: und diejenigen Reiseveschreiber, welche sie aus dieser Ursache der Zauberey beschuldigen, haben sich gröblich geirret. Dieser vorgegebene Götze ist ohngefähr 7 bis 8 Fuß hoch, mit einem langen Rocke von Baumrinde bekleidet und trägt einen Strohhut auf dem Kopfe. In den Körper dieser Bildsäule kriecht ohne Zweifel ein Neger, welcher aus demselben ein fürchterliches Geschrey macht, so, als ob das Götzenbild schrie. Dieses Geschrey aber höret man niemals als in der Nacht. Dieser Neger, welcher gleichsam der Priester des Mumbo-Jumbo ist, stehet in grossem Ansehen, und man erweist ihm viele Hochachtung. Wenn sich nun die Weiber mit ihren Männern zanken, so wendet man sich an den Diener des Mumbo-Jumbo, welcher alsdenn sein Götzenbild, den Streit zu entscheiden, jederzeit also reden läst, als es zum Vortheile der Männer geschehen muß. In dem Götzenhause aber sind nur einige Alte, welche um dieses Geheimniß wissen, die aber schwören müssen, daß sie es den Weibern nicht offenbaren wollen. Das Volk schwöret bey diesem Götzen. Man erzählt auch, daß um das Jahr 1727. ein König von Jagra die Unvorsichtigkeit begangen, und seiner Gemahlin dasselbe geoffenbaret, von welcher es denn viele andere erfahren hätten, die es denn bey allen übrigen ausgebreitet hätten; wodurch denn der Betrug in der ganzen Gegend bekannt geworden wäre.

Als nun einige vornehme Herren unter den Negern sich versammlet hätten, um über eine so wichtige Sache sich zu berathschlagen, weil sie geglaubt, ihre Weiber würden sich nicht mehr zwingen lassen, wenn sie sich nicht mehr vor dem Mumbo-Jumbo fürchteten; so haben sie das Götzenbild in das königliche Schloß getragen, und den König bitten lassen, daß er kommen und ihm von seinem Betragen Rechenschaft geben möchte. Der Mumbo-Jumbo hat ihm darauf sein Verbrechen verwiesen, und befohlen, daß er seine Gemahlin sollte herkommen lassen; welche denn auch so gleich erschienen, und, zu folge des, von dem Götzenbilde gegebenen Befehls, so gleich auf der Stelle nebst ihrem Gemahle, ermordet worden ist.

Die Pfaffen der Negern oder so genannten Marbuts, leben sehr eingezogen und haben niemanden in ihren Wohnungen um sich, als diejenigen Sclaven, die ihnen aufwarten. Sie nehmen keine andern Weiber, als aus ihrer Zunft, und ihre Kinder werden zu ihren Nachfolgern erzogen. Eine jegliche Zunft dieses Volks aber hat ihre eigenen Marbuts, welche unter einem Aeltesten stehen, alle aber haben ihren Pabst zum Oberhaupte, der seinen Sitz in der Hauptstadt hat. Labat lobet die Marbuts sehr, und sagt, sie wären strenge Beobachter des Coran; enthielten sich des Weines und aller starken Getränke sehr sorgfältig; beobachteten ihre Fasten strenge, und wären überhaupt viel angenehmer und höflicher im Umgange, als die übrigen Neger. Er schildert sie als Leute, welche die Handlung lieben, und in derselben mit aller Redlichkeit

zu

zu Werke giengen. Sie sind, sagt er, redlich, freygebig und mitleidig. Viele unter ihnen reden ziemlich gut arabisch, und die mehresten sind gute Arzneyverständige. Wie räumen sich aber alle diese guten Eigenschaften mit dem Verkaufe des Grisgris, wodurch die Negern an den Bettelstab gerathen, und welcher unter ihnen den verderblichen Aberglauben erhält? So viel ist übrigens gewiß, daß diese Priester sich sehr nutzbar machen, denn sie unterrichten die Kinder im Lesen, Schreiben und erklären ihnen den Koran.

Sechstes Hauptstück.

Von den Hochzeiten, Leichenbegängnissen, und Gewohnheiten derjenigen Völker, welche um den Senegal und Gambra wohnen.

Die vielen Widersprüche, welche man in den Nachrichten der verschiedenen Reisebeschreiber, die von diesen Völkern gehandelt haben, ohne Unterlaß bemerkt, kommen bloß daher, daß sie dasjenige Volk nicht mit Nahmen genennet haben, von welchen sie etwas erzählen: wodurch denn ihre Nachrichten dergestalt verworren werden, daß man sich gar nicht daraus entwickeln kann. Mithin wollen wir uns in diesem Hauptstücke nur angelegen seyn lassen, diejenigen Gewohnheiten zusammen zu nehmen, welche man bey den Negern überhaupt bemerkt hat, die an den Ufern dieser beyden Flüsse wohnen.

Die

Die gemeinen Negern tragen weiter keine Kleidung, womit sie ihre Blosse bedecken, als ein Stück Baumwollen Zeug einen halben Fuß breit: die Reichen aber einen ganzen Rock von diesem Zeuge, welches mit verschiedenen Farben gestreift ist; die Ermel aber sind lang und sehr weit. Ihre Hosen sind auch von dergleichen Zeuge, und gehen ihnen von der Mitte des Leibes, bis auf die Knie herunter. Die Grösse derselben ist sehr beträchtlich, und je grösser sie sind, je mehr Ehre machen sie dem, der sie trägt. Den Sommer über macht ein Hemd von Zeuge und ein Bund von Leder oder Zachweiden geflochten, ihre ganze Kleidung aus. Das gemeine Volk gehet barfuß, und die vornehmern tragen Fußsohlen oder Münnichschuhe von Leder, welche mit einem Riemen an der großen Zehe befestiget sind. Die Sclaven aber, dürfen ihre Haare nicht tragen.

Weiber und Jungfern gehen von der Mitte des Leibes an bis auf den Kopf nackend; mitten um dem Leibe aber, tragen sie einen Schurz, welcher ihnen ein wenig über die Knie herunter gehet. Männer und Weiber zieren sich die Haare, Arme und Beine mit Grisgris, und Stücken von Golde, Corallen oder Glase, nachdem sie nehmlich mehr oder weniger vornehm und reich sind. Bis in das eilfte Jahr aber, gehen Knaben und Mädchen ganz und gar nackend.

Ueberhaupt essen die Negern nur ein einziges mal den Tag, wenn nehmlich die Sonne untergegangen ist. Ihre gewöhnlichen Speisen sind Reis oder einiges anderes Getraide und Wurzeln. Die

Weiber kochen diesen Reis in Wasser und setzen ihn ihren Männern ganz heiß vor. Alle ihre Gefäße machen sie übrigens aus Gurken oder Kürbissen, und ihre Finger dienen ihnen an statt der Löffel. Zu ihren täglichen Getränken brauchen sie kaltes Wasser, aber auch zuweilen Palmwein und eine Art von Bier, welches sie Bullo nennen, und aus dem Geträide ihres Landes gebrauet wird. Sie haben aber eine ganz unordentliche Neigung zu dem Brandweine und übrigen starken Getränke, so, daß sie gerne ihr ganzes Vermögen drum gäben, wenn sie nur welchen erhalten können; auch hören sie nicht eher auf zu zechen, als bis sie entweder ganz und gar trunken sind, oder nichts mehr in dem Fasse haben. Daß sie aber nur so wenig Fleisch und Fische bey ihren Mahlzeiten essen, ist nicht sowohl ihrer Mäßigkeit als vielmehr Trägheit zuzuschreiben. Uebrigens sind ihnen die Jagd und Fischerey diejenigen verdrüslichen Uebungen, welchen sie sich nicht anders überlassen, als wenn sie durch die Nothwendigkeit und Mangel an Lebensmitteln darzu gezwungen werden. Sonsten sind sie in der Wahl des Fleisches eben nicht eckelhaft; und das Fleisch eines Elephanten oder Crocodilles ist ihnen ganz schmackhaft, wenn es einen etwas starken Geruch hat.

In einigen Gegenden ist ein jedweder Neger berechtiget, sich mit einem Mädgen zu verbinden, welche mannbar ist; doch müssen die Eltern oder Anverwandten drum wissen, welchen er den Brautschatz auszahlet, über welchen man einig geworden ist. Für die Bestätigung der Ehestiftung aber bekommt das

Oberhaupt des Volks oder der König, eine geringe Abgabe. Wenn man mit der Ehestiftung fertig ist, so begiebt sich der Bräutigam mit einigen seiner Freunde, zur Nachtzeit, bey Mondenscheine, nach ihrer Hütte, und wendet alle Geschicklichkeit an, seine Frau hinweg zu nehmen. Hierzu gelanget er nun jederzeit der verstellten Widerspenstigkeit und des Geschreyes derselben und ihrer Gesellinnen, die sie zu Hülfe ruft, ohngeachtet. Welcher poßirliche Auftritt sich gemeiniglich auf die Weise endiget, daß das junge Weib ihrem Manne in die Arme fällt. Hierauf bleibt sie einige Monate bey ihm in der Hütte, ohne sich von jemanden sehen zu lassen; wenn sie aber nachher wieder zum Vorscheine kommt, so muß sie ganz und gar mit einem Schleyer bedecket seyn, ein Auge ausgenommen. Der Brautschatz aber oder die Morgengabe, wovon wir geredet haben, wird ihr alsdenn ausgezahlet, wenn sie ihren Mann überlebt, und für diese kauft sie sich wieder einen andern, so, wie sie vorher gekauft war; nach dem Gesetze aber muß sie nothwendig wieder heyrathen.

Moore versichert uns, daß die Negern zuweilen sogleich ihre Töchter verheyrathen, so bald sie nur gebohren sind, und er merkt an, daß, wenn sie einmal dergleichen Ehen gestiftet haben, sie dieselben nicht wieder aufheben können; der Bräutigam aber kann von einer solchen Braut gar leicht wieder loß kommen. Dieser aber, fügt gedachter Schriftsteller hinzu, muß den Eltern seiner Frau, zwey Kälber, eben so viele Stäbe Eisen, und 200 Kolanüsse geben. Bey dieser Gelegenheit aber zugleich das ganze Volk im Dorfe mit einem Schmause tractiren, und diejenigen, welche

che er nicht dazu eingeladen hat, haben zwar die Freiheit sich eben sowohl dabey einzufinden, sie müssen aber mitbringen, was sie verzehren wollen.

Wenn an dem Senegal die beyden Partheyen mit einander einig sind, so führet man die Frau ihrem Manne zu, welcher ihr die Hand reicht, und zugleich befiehlet, daß sie hingehen und Wasser, Holz und andere Sachen hohlen soll, die in dem Hauswesen nöthig sind. Diesem Befehle gehorcht sie gehorsamst; der Mann setzt sich also nieder und nimmt sein Abendessen zu sich, die Frau aber ißt erst nach ihm. Alsdenn sitzt sie so lange ganz stille, ohne ein Wort zu reden, und wartet, bis er befiehlet, daß sie mit ihm zu Bette gehen soll.

Damit aber eine Ehe von Dauer sey, so muß das Weib allemal als Jungfer erfunden werden, und die Merkmahle ihrer Jungfrauschaft mit vielen Gepränge durch die Gassen getragen worden seyn. Sind aber die Beweise derselben nicht vollkommen vorhanden gewesen, so schickt der Mann das Weibsbild ohne fernere Umstände, wieder zu ihren Anverwanden; welche denn nicht ermangeln, sich von ihr zu erledigen, weil sie von einem andern Neger schon als eine Beyschläferin gebraucht worden ist.

Es dürfen aber die Negern so viel Weiber nehmen, als sie ernähren können, doch genießt nur eine unter ihnen die Vorrechte einer würklichen Ehefrau, und diese entfernt sich niemals von ihrem Manne. Die Prinzen und reichen Leute halten ihre Weiber an verschiedenen Orten in ihren Häusern; und wenn es ihnen gefällt, ihren Aufenthalt zu verändern, so finden sie jederzeit Weibsbilder, die sich mit allem Fleisse

angelegen seyn lassen, sie zu bedienen, und ihnen zu gefallen.

Wenn ein Ehebruch begangen wird, so werden beyde Verbrecher an die Europäer verkauft, ohne die geringste Hofnung, jemals wieder ausgelößt zu werden. Wenn sie sich zuweilen gar bey diesem Verbrechen ertappen lassen, so wird der Ehebrecher mit einem Dolche ermordet, und die Frau von ihrem Manne geschieden, wo sie dieser nicht lieber in die Knechtschaft verkaufen will; ist sie aber schwanger, so muß er so lange warten, bis sie entbunden ist. Alle diese Strenge, welche die Reisebeschreiber so stark ausposaunen, verhindert es indessen nicht, daß die negerschen Weiber den Weissen sehr gewogen sind, und ihnen gern ihre Gunst angedeihen lassen, wenn sie nur einige kleine Geschenke erhalten. Sie sind alle wohlgewachsen, haben eine schwarze sehr glänzende Farbe, und ihre Augen reitzen zur Wollust.

Unter den mahometanischen Negern darf übrigens kein Mann zwo Schwestern heyrathen.

Die Weiber der Negern wissen weder von ausnehmenden Geburtsschmerzen noch unglücklichen Folgen ihrer Niederkunft. Sondern ein Weib, nachdem sie gebohren hat, darf in einer Zeit von drey Jahren sich nicht wieder zu ihrem Manne thun; nach dieser Zeit aber entwehnet sie ihr Kind, und begiebt sich wieder zu ihm ins Ehebette. Die Reisebeschreiber geben vor, daß es nur sehr wenige gäbe, welche zu einer so langen Enthaltsamkeit fähig wären. Die jungen Mädgens wollen zwar ziemlich sittsam scheinen, sie können sich aber wider die Versuchungen eines Weissen nicht wohl erhalten; diejenigen

nigen aber, welche von einem portugiesischen Geschlechte zu seyn glauben, und an dem Christenthume einigen Antheil zu haben, sind noch eingezogener.

Die Ceremonien bey den Leichenbegängnissen der Negern, sind in jeglichen Gegenden anders; zu der Zeit aber, da sie recht betrübt sind, erheben sie um die Hütte des Verstorbenen allenthalben ein grosses Geschrey. Ein Marbut muß die Leiche abwaschen, und dem Verstorbenen seine besten Kleider anlegen; die Angehörigen und Nachbarn weinen, klagen und lassen die thörichtsten Fragen an den Verstorbenen ergehen, auch läst man die Guirirts oder Sänger kommen, sein Lob zu besingen. Man macht alsdenn ein Grab in seiner Hütte, von welcher man zuvor das Dach abgenommen hat: Vier Personen halten ein Leichentuch auf, in welches die Leiche gelegt wird, und in diesem Augenblicke erheben sie abermal ein klägliches Geschrey. Zu seiner Seite setzt man einen Topf mit Hirsenmehle, einen andern mit Wasser, und bedecket ihn mit Erde, damit er auf seiner bevorstehenden Reise etwas zu leben habe; und alsdenn murmelt ihm der Marbut einige Worte in das Ohr. Nachdem dieses geschehen ist, so richtet man vor der Hütte einen Pfahl auf, und hängt an denselben den Köcher, Bogen und Spieß des Verstorbenen. Alsdenn legt man das Dach wieder auf die Hütte, und giebt der Versammlung einen Schmaus, welcher gemeiniglich so viel kostet, daß ein grosser Theil von der Erbschaft des Verstorbenen darauf gehet. Wenn aber ein König oder anderer grosser Herr beklagt wird, so versammeln sich die Einwohner aus der ganzen Gegend: das Klage.

geschrey nimmt mit dem Aufgang der Sonnen seinen Anfang, und endiget sich nicht eher, als nach deren Untergange; die Nacht aber wird mit Essen, Trinken, Singen und Tanzen zugebracht. Dieser Auftritt, welcher halb traurig und halb lustig ist, währet zuweilen acht Tage.

Siebentes Hauptstück.

Von den Issinern.

Das kleine Königreich Issini gränzt gegen Norden an ein Volk, welches sich Kompas nennet, und eine Art des freyen Staats ausmacht, gegen Morgen aber an das Königreich Ghiomray oder das Vorgebürge Apollonia, gegen Mittag an das Meer, und gegen Abend an die Elfenbeinküste, welche von den Quaquas bewohnet wird. Obgleich dieses Land nahe an der Linie oder dem Aequator und unter dem hitzigen Erdstriche liegt, so ist doch die Luft daselbst, einen guten Theil des Jahres hindurch, sehr gesund und angenehm; nur hat man daselbst vom Monat May an, bis in den August, einen dicken Nebel; weswegen denn die Einwohner, wenn sie sonst einigermassen vorsichtig seyn wollen, nicht eher aus ihren Häusern gehen dürfen, als nachdem die Sonne denselben zertheilet hat. In diesem Lande giebt es sonst grosse Ebenen mit kleinen angenehmen Holzungen; es fliest auch ein so angenehmer Fluß dadurch, als er nur in Africa gefunden werden mag, welcher eine grosse Strecke schifbar seyn würde, wenn sein Ausfluß in das Meer nur

bequemer wäre. Dieser Fehler ist ohnstreitig die Ursache, daß er auf unsern Charten nicht angemerkt ist, so groß und beträchtlich derselbe auch immer ist. Einige Reisebeschreiber halten dafür, dieser angenehme Fluß sey ein Arm von dem Niger, andere aber meynen, er sey ein Arm von dem Nil: der Streit wird wohl lange unentschieden bleiben.

Ob gleich das Land der Issïner sehr sandig ist, so bringt es dennoch eine grosse Menge der schönsten Früchte hervor, die sehr von einander verschieden, und grösstentheils den Europäern unbekannt sind. Auch wachsen daselbst gute Hülsenfrüchte. Die Wälder sind mit allen Arten von wilden Thieren und einer ungemeinen Menge Wildpret angefüllet. Dieses Land, welches ehedem Asbini genennet wurde, wird von zwo negrischen Völkern bewohnet, welche Issïni und Veteres heissen, und die eigentlichen Landeseinwohner sind; der Name aber bedeutet so viel, als Fischer eines Flusses. Man erzehlet auch, daß die Esieps, welche nicht weit von dem Vorgebürge Apollonia wohnen, als sie gesehen haben, daß sie von den Völkern des Axim sehr strenge regieret würden, sich in die Gegend des Asbini begeben hätten, welche den Veteres gehörete; wo sie auch mit vieler Aufrichtigkeit auf- und angenommen worden wären. In den folgenden Zeiten aber wären sie durch die europäischen Völker bereichert worden; worauf sich denn diese ehemaligen Flüchtlinge unterstanden hätten, über ihre Wohlthäter zu herrschen. Um eben diese Zeit, hätten die Gschins, ein anderes negrisches Volk, weil es von den Einwohnern von Ghiomray sehr geängstiget worden wäre,

ihr Land verlassen, und sich in die Gegenden der Veteres begeben, welche ihnen denn ihr Vorhaben offenbaret, daß sie sich an den Esieps rächen wollten. Diese beyden Völker hätten sich daher mit einander vereiniget, und dieses kleine, aber tyrannische Volk; bald genöthiget, daß es sich einen andern Aufenthalt hätte suchen müssen; da es sich denn an die Elfenbeinküsten und in die Nachbarschaft der Quaquas begeben. Seit dieser Zeit also sind die Veteres und Oschins oder Issiner, die Besitzer des ganzen Landes gewesen. Dieses ist auch die Ursache, weswegen auf den Charten von den Issinern an dem Orte keine Meldung geschiehet, wo dieses Königreich gegenwärtig würklich liegt. Die Issini oder Issiner besitzen also gegenwärtig die ganzen Küsten, die Veteres aber wohnen weiter in dem festen Lande.

Ob gleich diese beyden Völker nur ein einziges auszumachen scheinen, so sind sie doch merklich von einander unterschieden: denn die Veteres wohnen in Hütten, welche auf Pfählen stehen, in der Mitte des Flusses, die Issiner aber bauen ihre Hütten auf die Erde. Die Issiner tragen ihre Haare auf den Schultern eingeflochten, die Veteres aber tragen sie nur kurz, und lassen sich den Kopf oft bescheeren. Die Schurze der Veteres sind von Baumrinden, der Issiner ihre aber von europäischen Zeuge. Jener ihr Seitengewehr ist gerade und etwan anderthalb Fuß lang, das Seitengewehr dieser aber ist gekrümmet. Die Weiber der Veteres gehen ganz und gar nackend; die Weiber der Issiner aber tragen Schurze um dem Leibe.

Die Veteres haben ein Oberhaupt über sich, erkennen aber kein ander Gesetz, als das natürliche, welches sie aber sehr oft übertreten: Denn sie sind Betrüger und Dieber.

Wenn man die schwarze Farbe ausnimmt, so haben die Issiner gar keine üble Leibes- und Gesichtsbildung; Denn sie sind wohl gewachsen, groß, proportionirlich, hurtig und gesetzt; haben brennende Augen und sehr weisse Zähne. Weil nun die schwarze Farbe bey ihnen eine Schönheit ist, so suchen sie auch dieselbe auf alle Weise zu erhalten; und salben sich daher oft mit Palmenöle, unter welchen sie Kohlenstaub mischen. Von Natur sind sie sehr reinlich, und behalten auch nicht das geringste Haar an ihren ganzen Leibe. Wenn sie alt werden, so nimmt ihre schwarze Farbe ab, und ihre Haare werden grau. Ihr Messer, welches sie gemeiniglich sehr scharf erhalten, gebrauchen sie zugleich als ein Scheermesser. Einige bescheereu sich einen Theil des Kopfes, auf den andern aber setzen sie einen kleinen Bund, den sie über den Ohren in die Höhe stutzen, andere lassen sich einige Zöpf von Haaren stehen. Alle aber sind vor ihren Bart sehr eingenommen, den sie eben so lang, als die Türken tragen. Die Gewohnheit verhindert sie übrigens, daß sie sich eine Schande daraus machen, ihre Blöse zu zeigen.

Die Issiner haben überhaupt sehr scharfe Sinnen; sie sind aber arglistig, verschlagen, grobe Lügner und kühne Spitzbuben. Weil nun der Diebstahl unter ihnen nicht bestraft wird, so erzählen sie mit vielem Vergnügen diejenigen Thaten von dieser Art, welche sie verübet haben. Hat ein Issiner einen

Diebstahl begangen, und er besorgt, es möchte auskommen, so wendet er sich an den König, theilt mit diesem das gestohlene, so ist er vollkommen sicher, daß er ungestraft bleibt. Die völlige Bezahlung der Schulden ist ihre Lieblingstugend eben nicht. Was die Handlung aber betrift, so sind sie in derselben sehr mißtrauisch; und sie beschliessen mit den Europäern eher nichts, als bis sie entweder das Geld oder diejenigen Waaren suchen, die sie für das Ihrige haben sollen. Will man einige Dienstleistungen von ihnen haben, so muß man ihnen vorher bezahlen, und zuweilen behalten sie das Geld, ohne etwas dafür zu thun. Sie handeln aber entweder mit einem nicht, oder man muß ihnen die Hälfte der Bezahlung für die gekaufte Waare borgen, auch den König nicht ausgenommen.

Ueberdieses sind sie sehr geitzig, und treiben ihren Geitz gar so weit, daß, wenn sie einen Schöps zu ihren Gebrauch geschlachtet haben, sie ihn acht Tage beweinen. Auch lieben sie das Federvieh, essen es aber niemals; wenn sie es aber fett machen, so geschiehet es bloß zum Verkaufe, und um das dafür erhaltene Geld sorgfältigst beyzulegen. Ihre tägliche Nahrung aber bestehet in Bananäpfeln oder eine Art von Kartuffeln, ein wenig Fisch und Krebsen, die sie an dem Ufer fangen. Wenn das Fleisch halb verfaulet ist, so halten sie es für eine saftige Speise. Sucht man sie, und sie können vermuthen, daß man ihrer nöthig hat, so entfernen sie sich von einem. Mithin ist das einige Mittel, alles von ihnen zu erhalten, was man wünscht, daß man sich sehr gleichgültig gegen sie beträgt. Dieses Volk ist übrigens

gens so undankbar, daß man immer destomehr Böses zu gewarten hat, jemehr Wohlthaten man ihnen erweiset.

Die Issinischen Weiber sind übrigens wohl gewachsen, haben aber nichts reitzendes; sondern betragen sich verächtlich, verschlagen, witzig und arglistig; sind aber noch geitziger, wie ihre Männer, und dabey sehr frey: welches ihnen denn sehr wohl erlaubt ist, wenn sie nicht verheyrathet sind oder keine Fetischen, zur Versicherung ihrer Treue, verschlucket haben. Ihre Eitelkeit ist ganz ausnehmend, und sie verabsäumen nicht das geringste von ihrem lächerlichen Putze, wodurch sie nach ihrer Mode schön und angenehm zu werden glauben. Ein Issiner aber kann seine Frau ermorden, wenn er sie im Ehebruche antrift, den Ehebrecher aber eben so wohl, wenn dieser kein Geld hat, sich auszulösen. Unsere Europäer sind öfters in diesem Falle gewesen. Die festgesetzte Geldstrafe aber sind 100 Livres für den gemeinen Mann; ist aber der Ehebrecher reich, so muß er noch vielmehr bezahlen.

Die Ceremonien bey den Hochzeiten, sind eben nicht sonderlich langweilig. Gemeiniglich sucht der Vater für seinen Sohn, wenn dieser von den Jahren ist, daß er heyrathen kann, eine Frau. Alsdenn wird man über den Brautschatz mit einander eins; und nachdem dieses geschehen ist, so muß die Braut den Fetischen (wovon wir in den folgenden eine ausführlichere Nachricht geben werden) zur Versicherung ihrer Treue, verschlucken. Hierauf werden zween Tage mit schmausen und tanzen zugebracht; worauf denn der Mann seine Frau mit sich in die Hütte führet,

rec, und sie zur Befehlshaberin aller seiner Sclaven macht. Nimmt er sich aber inskünftige noch eine andere Frau, so kann dieses nicht anders, als mit Genehmigung der erstern, geschehen. Diese Erlaubniß aber wird ihm niemals abgeschlagen, weil eine grosse Anzahl der Kinder, den Reichthum der Jssiner ausmacht, und die zweyte und dritte Frau nur als blosse Beyschläferinnen geachtet werden.

Die Kleidung der Weiber bestehet aus einen Schurze von gestreiften Zeuge, welcher von einem andern Stücke Zeuge, daß ihnen über die Schultern gehet, und worinnen sie ihre Kinder tragen, in die Höhe gehalten wird, daß er ihnen nicht abfällt. Ihre Lenden, Arme und Beine, sind mit verschiedenen Zierathen von Kupfer, Zinn und Elfenbeine behänget, vornehmlich aber mit einer grossen Menge von Schlüssels; ob sie gleich zuweilen in ihren Hütten nicht einmal eine Schachtel zu verschliessen haben; man soll aber doch glauben, als ob sie etwas besässen, und diese Verstellung schmeichelt ihrer Eitelkeit.

Wenn eine Frau der Jssiner mit einem Kinde niedergekommen ist, so gehet sie mit demselben an einen Fluß, wäscht es ab, sich zugleich, und gehet darauf wieder zu ihrer Arbeit. Das neugebohrne Kind erhält seinen Nahmen entweder von einem Baume, Thiere, Frucht, ihrem Schutzfetischen oder den Namen eines europäischen Freundes aus ihrer Familie. Die ersten Monate trägt die Mutter ihr Kind beständig auf den Rücken, auch so gar, wenn sie die schwerste Arbeit zu verrichten hat; nachher aber läßt sie es so lange an der Erde herumkriechen, bis es von sich selbsten laufen lernt. Wenn es

10 Jahr alt ist, so läßt sich der Vater die Erziehung angelegen seyn; unterrichtet den Knaben in dem Fischen, Jagen, und Zubereitung des Palmweines, oder wie er mit den Europäern handeln, das ist, wie er sie betrügen soll. Die Töchter aber werden von ihren Müttern unterwiesen, wie sie das türkische Korn, Reis und Hirse mahlen, Brod davon backen, und anderes Essen zubereiten sollen.

Die gewöhnlichen Speisen der Issiner bestehen in Bananäpfeln, Feigen, Kartuffeln, Reis, türckschen Korne, und Hirse: das Mehl der drey letzten Früchte dienet Brod daraus zu backen. Jegliche Tage wird eine gewisse Quantität in grossen Mörsern davon gestossen. Zuerst säubert man das Korn von der Spreue und sichtet es nachher; es wird aber alsdenn in den Mörser gethan, da man denn ein bisgen Wasser darauf gießt, daß es dicke wird. Diesen Teig legt man nachher auf einen Stein und reibt ihn mit einem andern Steine ohngefehr auf die Art, wie die Mahler ihre Farben bereiten. Nachher wird er in kleine runde Stücken getheilet, und mit ein wenig Wasser in einem Topfe gekocht: welche Arbeit alle Tage vorgenommen werden muß. Die Negern nennen dieses Brodt Tokai. Ihr angenehmstes Getränk aber ist der Palmwein: diesen zapfen sie auf eine besondere Art von dem Palmbaume, welcher keine Stacheln hat. Wenn sie nehmlich an gewissen Kennzeichen bemerkt haben, daß der Baum vollkommen reif ist, so schneiden sie 2 oder 3 Zweige davon ab, machen ein kleines Loch ohngefehr eines Fingers breit in demselben, stecken in dasselbe ein Blatt, welches sie als

einen

einen Trichter zusammen gerollt haben, setzen einen Topf darunter und lassen den Wein hineinlaufen, welcher sich aber nicht über einen Tag halten kann, ohne daß er sauer wird. Der Baum giebt gemeiniglich 3 Monate Wein; nach dieser Zeit aber gehet er aus. Jedesmal, da man Wein von ihm abzapfen will, muß man eine neue Oefnung machen.

Die Hütten der Issiner sind sehr schlecht gebauet: denn sie machen sie aus Rohre, und bedecken sie mit Palmblättern; statt der Thür, lassen sie in denselben ein Loch, welches ohngefehr ein und einen halben Fuß ins Gevierte hat, da man denn nicht anders als kriechend hineinkommen kann. Der mittelste Platz in der Hütte dienet zum Feuermachen, um welches sich die Negern auf Matten herumlegen: denn sie sind in diesen elenden Wohnungen nur entweder in der Nacht, oder wenn es regnet, die übrige Zeit aber bringen sie vor der Thür derselben zu, oder auch unter Laubhütten. Die Weiber haben ihre besondern Hütten. Die ganze Wohnung ist rund umher mit Rohrstäben besetzt, welche so stark seyn müssen, daß die Thiere nicht durchbrechen. In einiger Entfernung ist eine andere Hütte, welche Burnamon heißt, in welcher die Weiber und Töchter sich diejenige Zeit hindurch aufhalten müssen, da sie ihre monathliche Schwachheit haben.

Die Issiner sind übrigens herzhafte Leute und ihren Nachbarn furchtbar. Der Säbel, Spies und die Flinte sind diejenigen Waffen, mit welchen sie sehr geschickt umzugehen wissen: sie tragen Schilde von Rindsleder, die mit Tygerhäuten bedecket sind.

Dieses

Dieses aber ist eins von denjenigen Waffen, womit sich nur ihre Officiers vertheidigen. Die Sclaven machen die grosse Armee aus. Ein jeder freyer Issiner aber begiebt sich mit den Seinigen unter die Fahne desjenigen Oberhaupts der Nation, gegen welches er die meiste Hochachtung hat; und der König, wenn man ihn ja so heissen will, giebt das Zeichen zum Angriffe, und untersucht nach der Schlacht, welche sich am tapfersten gehalten haben, um diesen ein desto grösseres Stück von der Beute angedeyhen zu lassen. Sie haben auch musicalische Kriegsinstrumente, deren Gebrauch aber nur den Ohren dieser Wilden angenehm seyn kann. Die Trommeln bestehen aus einem Stück Holze, welches an einer Seite hohl gemacht und mit einem starckgespannten Elephantenohr überzogen ist: statt der Klöppels aber brauchen sie welche, die mit Ziegenfelle überzogen sind. Ihre Trompeten sind eigentlich Elephantenzähne, welche fast von einem Ende bis zum andern ausgehölet sind, und in welche sie hineinblasen. Wenn dieses Volk auch nur wegen einer geringern Ursache seinen Nachbarn Krieg ankündiget; so legt es auch zugleich die Waffen wieder nieder, wenn es nur den geringsten Vortheil von dem Frieden hat.

Diejenige Krankheit, welche wir die neapolitanische oder auch andere Völker, die Franzosen nennen, richtet öfters grosse Verwüstungen unter den Issinern an. Sie behalten selten das Gesicht so lange, als sie leben, und dieser fast allgemeine Zufall rührt von denen, auf den sehr weissen und dürren Sand, zurückgeworfenen Sonnenstrahlen her: zuweilen

len sterben sie auch noch an einem andern Zufalle, welcher darinnen bestehet, daß ihnen Würmer zwischen dem Fleische wachsen, und dieses so weit bis auf den Knochen durchfressen. Zu der Heilung dieser Krankheiten, ist das einzige Mittel, daß sie den Kranken in einen Fluß tragen, und ihn so lange in dem Wasser lassen, bis er durch dessen Kälte geheilet ist; es kommen aber nur sehr wenige, bey dieser unbesonnenen Heilart, mit dem Leben davon. Sie bedienen sich auch der Herzstärkungen, und lassen sich zuweilen auf dem Rücken schröpfen.

Diejenigen Völker, welche neben den Issinern wohnen, haben den abscheulichen abergläubigen Gebrauch abgelegt, daß sie ihre Sclaven in der Absicht ermorden, damit sie ihren eben verstorbenen Herrn in der andern Welt Dienste leisten sollen. Sie geben auch den Verstorbenen nicht mehr eine Menge von Kostbarkeiten mit, unter dem Vorwande, sich für dieselben in jenem Leben, allerley Gemächlichkeiten anzuschaffen. Sondern ein jedweder Neger läßt es dabey bewenden, daß er in seinem Leben nur so viel kauft und erwirbt, als er zu seinem Begräbniß nöthig hat; und hierzu ist ein Sarg nebst einem gestreiften baumwollnen Tuche, wo er hineingewickelt werden kann, hinreichend. So bald nur ein Issiner gestorben ist, so versammelt man sich in seiner Hütte, und hebt ein grosses Geschrey an, die Weiber aber theilen sich in zween grosse Haufen. Der eine stellet sich, als ob sie die Erde um die Hütte umgraben wollten, den zu suchen, welchen sie verlohren haben: die andern aber vertheilen sich in die Häuser der Nachbarn, und fragen alle die, welche ihnen begegnen, ob sie den nicht

gesehen

gesehen hätten, den sie suchten; da sie denn allemal zur Antwort bekommen: Aurù, welches so viel heißt, als; er ist abgereißt. Nachdem sie das Lob des Verstorbenen besungen, und unzählige abgeschmackte Fragen an ihn haben ergehen lassen, so begraben sie ihn endlich, und zwar in der Stellung, daß sie seine Kniee beugen, und ihm die Fersen unter die Lenden legen, den Kopf aber auf die Kniee: in dieser Stellung legen sie ihn in einen Sarg, der ohngefähr 3 Fuß ins Gevierte hat. Gemeiniglich läst man 4 Sclaven das Grab an einem Orte in dem nächstgelegenen Holze, machen, und in dasselbe den Sarg mit der Leiche ohne einige fernere Umstände hineinlegen. Diese Sclaven aber werden von den Angehörigen des Verstorbenen, wenn sie wieder zurücke kommen, köstlich tractiret; es isset aber weiter niemand mit ihnen, als nur die Klageweiber. Einige Tage darauf, kommen die Weiber des Verstorbenen zusammen, und halten einen Umgang in dem ganzen Dorfe; stehen endlich vor der Thüre des Brembis, oder Oberhauptes in demselben, stille, und fangen an zu tanzen und einen Leichengesang zu singen. Für diese ihre Bemühung bekommen sie 3 Stücken Geld, deren jegliches am Werthe ohngefähr 5 französische Sols beträgt. Hierauf kommen sie wieder zurück zu den Ihrigen, und können sich wieder verheyrathen, wenn sie Gelegenheit haben.

Der Pater Loyer, ein Jacobite, ist unter allen Reisebeschreibern der einzige, bey welchem man Nachricht von der Religion der Issiner erhalten kan. Dieser versichert, daß sie einen Gott, als den Schöpfer aller Dinge, glaubten; vornehmlichen aber Fe-

tischen, oder solche Geister, die er zum Dienste der Menschen auf die Erde schickte. Von diesen Fetischen glauben sie, daß sie ihnen alle Gemächlichkeit dieses Lebens zu verdanken hätten, und so auch alles Böses eben so wohl, was ihnen begegnete. Alle Tage kommen sie zu einem Flusse, baden sich in demselben, schütten sich Wasser und Sand auf die Köpfe, falten die Hände, thun sie wieder aus einander, und sprechen in ihrer Sprache nachfolgendes Gebet: „Mein Gott! gieb mir doch heute Reis und Kar„tuffeln, ferner Geld und Aigris, Sclaven und „Reichthum, Gesundheit, Hurtigkeit und munteres „Wesen." In diesem Gebete bestehen alle ihre Anbetungen. Uebrigens sagen sie: "Gott ist ja so gü„tig, daß er uns nichts Böses thun kan. Er hat „alle seine Gewalt den Fetischen übergeben, und „sich von derselben nichts vorbehalten."

Die Issiner machen sich auch Götzenbilder, oder, ihre Art der Ausdrücke beyzubehalten, Fetischen, so wie sie ihnen ihre Vorstellung und Eigensinn bildet. Es ist auch in der Natur nichts so schlecht oder gemein, dem sie nicht eine gewisse Art des Dienstes angedeyen liessen. Demjenigen Fetischen, den sie sich erwählet haben, thun sie ihre Gelübde, von welchen sie nichts entbinden kan. Wenn sie diesem Stück Holze, dieser Fischgräte, Ziegenhorne, oder Steine, einmal geschworen haben; z. E. keinen Brandtewein zu trinken; so kan sie auch nichts bewegen, diesen Eid zu brechen. In dem Jahre haben sie gewisse Tage, die den Fetischen gewidmet sind. An denselben kleiden sie sie rein an, und so auch den Altar, den sie vor ihnen errichtet haben, sie selbst aber bin-

den

den sich einen weissen Schurz um, und reiben sich den Leib mit Kreide.

Ob gleich ein jedweder Wilde, seinen eigenen Fetischen hat, den er als seinen Schutzgott ansiehet, so giebt es doch allgemeine Fetischen, die dem ganzen Lande vorstehen: Dieses ist gemeiniglich entweder ein Berg oder Baum, welcher höher ist, als die übrigen. Derjenige nun, welcher so gottlos handelte und einen solchen Baum entweder fällete, oder ihn nur auf eine Art verunstaltete, würde am Leben gestraft werden. Ein jedes Dorf aber legt überhaupt diejenigen Kosten zusammen, welche erfordert werden, den Großfetischen auszuzieren. Dieser hat einen Altar von Rohre, der auf 4 Pfeilern ruhet und an dem vornehmsten Orte des Dorfs errichtet ist: man bringet ihm daselbst türkisch Korn, Reis und Früchte zu einem Opfer. Die Fetischen der einzelnen Einwohner aber, haben ihren Ort in einer jedweden Ringmauer des Einwohners, und es wird ihnen eben so wohl geopfert. Der Neger setzt nemlich einen leeren Topf auf den Altar seines Fetischen, wenn er um Regen bittet; möchte er aber gerne den Sieg über seine Feinde davon tragen, indem er im Begrif ist, zu Felde zu gehen, so leget er einen Säbel oder Dolch eben dahin; alsdenn aber einen Meißel, wenn er sich Palmwein wünscht. Zuweilen aber ist das Götzenbild sehr taub und erhört ihn gar nicht, oder, wie er dafür hält, wegen seiner Sünden sehr aufgebracht; alsdenn nimmt er seine Zuflucht zu einem Wahrsager, und lässet denselben seine Kunst probiren. Dieser vorgegebene Zauberer nimmt alsdenn 9 lederne Riemen in seine

Hand, deren jeglicher einen Finger breit ist, und auf welchen allerley kleine Fetischen stehen. Diese wickelt er zusammen, murmelt dabey, mit abscheulichen Gesichtsverziehungen, einige unverständliche Wörter, die er, allem Vermuthen nach, selbst nicht verstehet, und wirft seine Leder alsdenn auf die Erde. Diejenige Ordnung nun, wie dieselben zu dreyen verschiedenen malen fallen, ist alsdenn die göttliche Antwort. Zu einem Opfer aber, fordert der Fetische entweder einen Schöps, oder einige Stücken Federvieh, und dieser Forderung geschiehet so denn gleich ein Genüge. Der Pater Loyer versichert uns, daß, wenn das Volk einen Krieg angekündiget hat, der Fetische zuweilen gar einige Sclaven zu einem Opfer fordere.

So geitzig, betrüglich und diebisch diese Wilden auch immer seyn mögen, so glauben sie sich von der Macht ihrer Fetischen dergestalt überzeugt, daß man ihren Eidschwüren ohne Besorgniß trauen kan, wenn sie vor denselben geschworen, oder sie verschluckt haben. Verlangt man aber das Geständniß der Wahrheit von ihnen; so darf man nur ein Stück Brod nehmen, es ins Wasser tauchen, und es sie essen lassen: denn sie glauben ganz gewiß, daß sie davon sterben müsten, wenn sie die Wahrheit nicht aufrichtig sagten. Zuweilen schwören sie bey ihrem Arme, Kopfe, dem Leibe eines Freundes, dem Himmel, nehmen zugleich ein bisgen Sand in den Mund und sprechen die Worte: "GOtt, tödte mich mit „diesem Sande, wenn das nicht wahr ist, was ich „sage."

Man

Man bemerket in der ganzen Gegend, welche die Issiner bewohnen, kein Gebäude, welches man für einen Götzentempel halten könnte; und ob dieses Volk gleich keine Priester hat, so erkennet es doch gewissermassen einen für seinen Pabst, den es Osnon nennet; dieser verstehet sich fürtreflich darauf, wie die Fetischen gemacht werden müssen, er wird auch so wohl von den Brembis, als übrigen Oberhäuptern des Volks, gewählet. Er unterscheidet sich durch eine grosse Menge von Fetischen, die er auf seinen Kleidern trägt; und er allein hat das Recht, diejenigen allgemeinen Fetischen zu machen, welche ganzen Dorfschaften oder Ländern als Schutzgötter vorgesetzt sind. Bey einer jedweden Wahl muß das ganze Volk die Kosten zusammen legen, wovon der neue Osnon oder Pabst leben soll, und ein jedweder giebt nach seinem Vermögen.

Uebrigens glauben die Issiner die Welt sey ewig, und die Seele unsterblich. Sie hängen an der falschen Lehre von der Seelenwanderung, und geben vor, daß die Seele nach dem Tode in eine Gegend wanderte, welche mitten in dem Erdboden läge, um daselbst einen neuen Leib in dem Schooße eines Weibes anzunehmen: daß die Seelen aus diesem Lande in das unsrige wanderten, und auf diese Weise eine beständige Verwechselung oder Umlauf mit den Einwohnern dieser beyden Welten wäre. Der Genuß zeitlicher Güter ist alle Belohnung, die sie für ihre guten Handlungen erwarten. Wenn sie zu Tische sitzen, so werfen sie einige Stücken von dem, was sie essen, auf die Erde, und sprechen dabey einige Wörter; dieses aber sind eben so viele Geschenke, welche

sie ihren Angehörigen und Freunden in der andern Welt, für den Dienst machen, welchen sie ihnen erweisen.

Vor der Thür des Schlosses, oder eigentlicher zu reden, der Hütte des Königes der Issiner, stehen beständig zwo Schildwachen, die mit einem Säbel und kurzen Spiesse bewafnet sind. Gehet nun der König aus, so hat er jederzeit seine Hofstadt und über dieses noch 50 Mann bey sich, die mit Degen und Flinten versehen sind. Entstehet nun zwischen zween seiner Unterthanen ein Streit, so untersucht der König nebst seinen Vertrauten, die Sache bey einer Pfeife Taback, und spricht das Urtheil, nachdem jedweder seine Meinung gesagt hat. Auf eben die Art werden diejenigen Sachen betrieben, welche das ganze Volk angehen.

Die Könige der Issiner sind reich an Goldstaube; dieses kostbare Metall aber, geben sie nicht anders her, als wenn sie von den Umständen darzu genöthiger werden, das ist entweder eiben Frieden zu erkaufen, oder auch in Kriegszeiten die Truppen damit zu besolden. Alle ihre Einkünfte aber bestehen theils in Geldstrafen, theils in Einziehung der Güter. Diejenigen Unterthanen aber, welche reich sind, vergraben ihre Schätze in der Absicht, sie der Räuberey des Königs zu entziehen, und sehen nur ein einziges mal des Jahres darnach, um sie entweder mit dem zu vermehren, was sie durch ihre schmutzige Sparsamkeit erübriget haben, oder sie auch an einen andern Ort zu graben. Diese besondern Könige, sagt Loyer, machen sich eben nichts daraus, auf den Markt zu gehen, einen Bananapfel oder Fisch zu kaufen, eben so

wie

wie der geringste von ihren Unterthanen. Ihre Gemahlinnen und Bedienten kosten ihnen an Unterhaltung und Kleidung nichts: denn alle diese Personen müssen sich mit ihrer Handarbeit dasjenige erwerben, was sie nöthig haben. Alle Sclaven des Königes aber ihm jegliche Woche zween Tage fröhnen, und diese Zeit wendet er darzu an, daß ihm seine Aecker besäet werden: dieses Dienstes aber kan sich jemand entledigen, wenn er dafür einige Gläser Palmwein liefert. Der dritte Theil von dem, was geerndtet wird, gehöret den Arbeitsleuten, und das, was davon in die Magazine des Königes kommt, vertauscht derselbe: denn er hält es abergläubiger Weise dafür, daß seine Felder davon unfruchtbar werden würden, wenn er von dem Vorrath aus seinen Magazin äße.

Der nächste Anverwandte des Königes ist allemal sein Thronfolger, seine Kinder ausgenommen, welche nach seinem Ableben wieder zu ordentlichen Unterthanen werden, ohne den geringsten Anspruch auf eine Erbschaft machen zu dürfen. Mithin behalten sie weiter nichts, als das, was sie durch gute Haushaltung haben ersparen können, nebst einigen Sclaven, die man ihnen gestattet. Der neue König aber nimmt Besitz von dem sämtlichen Vermögen seines Vorfahren, den verborgenen Schatz ausgenommen, welcher seinen künftigen Erben gehöret.

Der ganze Adel in dem Königreiche Issini bestehet aus nicht mehr als 50 Personen. Diese Edelleute sind allein berechtiget, zu kaufen und zu verkaufen, wenn sie zu den Schiffen der Europäer kommen. Ein jeder anderer Neger aber, welcher

dahin käme, die geringste Handlung zu treiben, würde seine Waare durch die Confiscation verlieren. Hat aber nichts destoweniger ein Neger auf diese Art Vermögen erworben; so wendet er sich an seine Freunde, die Würde eines Kauf- oder Edelmanns zu erlangen; denn beydes ist einerley. Findet sein Bitten Gehör, so zahlt er vors erste dem Könige 8 Rthl. in Goldstaube; welcher ihn denn sogleich in Gegenwart seines Hofes, für einen Cavalier oder Kaufmann erkläret. Die Ceremonie, mit welcher es geschiehet, hat etwas besonderes. Denn der König wendet sich gegen das Meer, wenigstens nach der Seite desselben hin, und untersagt den Wellen, dem neuen Edelmanne Schaden zuzufügen, seine Fahrzeuge umzustürzen, und seine Waaren zu verderben. Um dessen Gunst aber zu erlangen, so giest er eine Flasche voll Brandtwein oder anderes starkes Getränk in das Wasser; hierauf ergreift er die Hände des Candidaten, drückt sie zusammen, thut sie wieder auseinander, bläst hinein, und spricht dabey das Wort: Akschuc; welches so viel heist, als: gehe in Frieden. Alle alten Edelleute wiederholen hernach diese Ceremonie nach dem Könige, und endlich wird diese Erhebung in den Adelstand, mit einem grossen Schmause beschlossen.

Zu Issini werden drey Verbrechen mit dem Tode bestraft, das Weglaufen der Sclaven, die Verrätherey und Zauberey. Den Diebstahl hält man für eine gewisse Geschicklichkeit, welche vielmehr verdienet, belohnt zu werden. Der Meineid und Mord können so gar mit Gelde gebüst werden; es wäre denn, daß der Mörder den Angehörigen des

Ent-

Entleibten in die Hände geriethe, die ihn denn ebenfalls ermorden können. Entwischet er aber, und nimmt seine Zuflucht zu dem Könige, so ist er von seiner Strafe befreyet, wenn er 10 Benden Gold erlegt, welches so viel nach französischen Golde als 1000 Livres beträgt, die der König nachher mit den Anverwanden des Erschlagenen theilet. Ein Sclave aber, welcher einen Mord begehet, wird an die Europäer verkauft, und die Hälfte des für ihn gelößten Geldes, erhält der König.

Fasset ein Gläubiger den festen Entschluß, daß ihn sein Schuldner bezahlen soll, so wendet er sich an den König, welcher denn einen Sclaven mit dem königlichen Stabe, und einem Befehle an den Schuldner schicket, daß er sich vor seinem Throne einfinden solle. Der Gläubiger muß aber vorher dem Könige ein Geschenke von 8 Unzen Golde erlegen, wofür dieser Brandtwein kauft, und über dieses den dritten Theil derjenigen Summe erlegen, die er verlangt; eben diesen dritten Theil aber, theilet der König mit seinen Hofleuten. Auch muß der Gläubiger, zum Beweise, daß er die angezeigte Summe rechtmäßig zu fordern habe, eine Fetischen verschlucken. Gestehet nun der Schuldner alles ein, so wird ihm ein gewisser Termin gesetzt, an welchen er bezahlen soll, überdieses muß er auch auf die Art schwören, indem er des Königs Kopf anrühret, daß er die Zahlung richtig leisten wolle. Hält er nun an dem gesetzten Termine mit der Bezahlung nicht inne; so muß er dem Könige eine oder zwo Benden erlegen, weil er seinen Eid nicht gehalten hat. Der Gläubiger aber ist hiermit noch nichts gebessert: denn durch das Fort-

fahren in dieser Sache, wird er in neue Kosten gesetzt, so, daß er lieber seine ganze Forderung aufgeben muß, wo er sich nicht zu Grunde richten will. Ist aber zum Schuldner zu verschiedenenmalen geschickt und also verfahren, und er ist nachgehends zu bezahlen, auser Stand befunden worden; so wird er als ein Sclave verkauft.

Die Zauberer, oder wenigstens diejenigen, welche von den Issinern dafür gehalten werden, ersäuft man mit allen Merkmalen einer öffentlichen Verfluchung. Die Verräther aber, das ist, diejenigen, welche die Heimlichkeiten des Raths offenbahren, werden geköpft. Die Kriegsgefangenen, welche die Flucht haben ergreiffen wollen, werden gleichfalls am Leben gestraft. Man führet sie auf einen öffentlichen Ort, die Hände auf den Rücken gebunden und einen Knebel in dem Munde. Während der Zeit läuft ein königlicher Sclave, welcher zu seiner Besoldung 8 Rthlr. in Goldstaub erhält, am Kopfe mit einem königlichen Fetischen gezieret, durch alle Gassen der Stadt, als ob er unsinnig wäre. Wenn er nun an den Ort kommt, wo das Urtheil soll vollstrecket werden, so drängt er sich durch das Volk, wendet sich gegen den Fetischen, und fragt ihn, wer das Todesurtheil vollziehen soll. Derjenige junge Mensch nun, welchen der Sclave in eben den Augenblicke anrühret, wird für den ernannten gehalten. Zuweilen wiederholt man diesen ausschweifenden Gebrauch, so lange bis man wohl 10 Personen hat, die das Todesurtheil vollstrecken müssen. Der zuerst ernannte schneidet dem flüchtiggewordenen Sclaven mit einem Dolche den Hals ab;

die

die übrigen aber, lassen das Blut mit nachfolgenden Worten des ersten auf den Fetischen lauffen: „O Fetische! wir opfern dir hiemit das Blut dieses „Sclaven.„ So bald er nun todt ist, so schneidet man ihn in Stücken, begräbt diese zu den Füssen des Fetischen und heftet den Kinnbacken des Geopferten an dessen Bildsäule fest.

Diejenigen, welche dieses abscheuliche Opfer verrichten müssen, werden einige Tage für unrein gehalten, und dürfen nicht in dem Dorfe wohnen; nach der Zeit aber, die zu ihrer Reinigung bestimmt ist, sind sie berechtiget, allenthalben als unsinnige umherzulaufen, da ihnen denn alle diejenigen Lebensmittel, sie bestehen in Vieh, Federviehe oder andern Sachen, zugehören, welche sie nur anrühren: weil sich niemand unterstehen würde davon zu essen, sondern besorgte, er möchte unrein werden. Nachdem nun die gesetzte Zeit verflossen ist, so zerstöhren sie ihre Laubhütte, welche ihnen bisher zu einem Aufenthalte die Nacht hindurch gedienet hat, und begeben sich an den Ort, wo sie die Execution verrichtet haben. Hier rufen sie den Todten dreymal bey seinem Nahmen: der erste Henker wirft einen Topf auf dem Grabe in Stücken, die andern aber die Stücken von der zerstörten Hütte darauf, und alle nehmen die Flucht. Ob sie nun gleich einige Tage für unehrlich gehalten werden, so sind sie doch nachher sehr geehrt, daß sie diese That verrichtet haben. Uebrigens müssen sie, der Gewohnheit nach, dem von ihnen hingerichteten einen Zahn ausziehen, damit sie den neugierigen dieses betrübte Zeichen weisen können.

Achtes Hauptstück.

Von den Negern an der güldenen Küste.

Alle Reisebeschreiber versichern uns, daß die Negern an der güldenen Küste, durchgängig von einer mittelmäßigen aber wohl proportionirten Leibesgröse seyn. Sie haben ein länglichtes Gesicht, feurige Augen, kleine Ohren, dicke Augenbraunen, weisse Zähne und nicht so platte Nasen, als in den übrigen Gegenden von Africa. Uebrigens breite Schultern, dicke Arme und Hände, lange Finger und große krumme Nägel; lange Beine, starke Füße, einen platten Bauch, dicke Lenden, und wenig Haare am Leibe. Ihre Haut ist nicht ganz und gar schwarz, aber glatt.

Diesen Wilden fehlt es nicht an Scharfsinnigkeit und einem fürtreflichen Gedächtnisse, ihre Sorgloſigkeit und träges Wesen aber scheinet ganz unüberwindlich zu seyn. Ob sie gleich begierig nach Reichthümern sind, so gehet ihnen doch der Verlust wenig zu Herzen. Uebrigens sind sie durchgehends Betrüger, arglistig, verstellen sich, sind dem Raube, der Schmeicheley, Verschwendung, Trunkenheit und Unzucht ergeben.

Die Weiber sind von mittlerer Grösse, und auch einer mäßigen Leibesfettigkeit. Sie haben einen runden kleinen Kopf, grosse und lebhafte Augen, eine hohe und etwas gebogne Nase lange und krause Haare, einen kleinen Mund, weiße und wohlgewach-

wachsene Zähne, einen vollen und vollkommen schönen Busen. Alle Europäer kommen damit überein, daß sie sehr verliebt und eigennützig sind, wenn sie sich in Liebeshändel einlassen, und der Umgang mit ihnen desto gefährlicher ist, weil keine Weiber in der Welt sind, die eine strengere Gewalt über ihre Liebhaber verlangen, als diese. Bis ins dreißigste Jahr ist ihre schwarze Farbe am glänzendsten; wenn sie aber sechzig Jahr alt sind, so beginnen sie gelb zu werden. Unter die guten Eigenschaften derselben, zählet man billig die zärtliche Neigung gegen ihre Kinder, die Klugheit, mit welcher sie ihr ganzes Hauswesen führen, und ihre ausnehmende Reinigkeit.

Wenn die Negern aus ihrer ausnehmenden Sorglosigkeit gezogen werden, die ihnen vornehmlich eigen ist, so sind sie fleißig, geschickt, verstehen den Ackerbau und den Fischfang sehr gut; ja sie zeigen auch eine ausnehmende Herzhaftigkeit gegen die allerfürchterlichsten Thiere, wenn sie auf der Jagd mit ihnen streiten.

Ihr vornehmster Schmück bestehet in der Verschiedenheit, in welcher sie ihre Haare zu rechte machen. Einige tragen sie lang gekräuselt, und ganz und gar eingeflochten, oder oben auf dem Kopfe zurückgelegt. Andere schlagen kleine Locken hinein, welche so zu sagen eine Rose oder Crone vorstellen, zwischen welche sie Goldfäden oder Stückgen von Corallen stecken, oder auch eine Art von blauen Corallen, welche die Franzosen Aigris, die Negern aber Akkerri nennen. Wenn dieselben von einer ziemlichen Grösse sind, so werden sie, nach dem Gewichte,

wichte, dem Golde gleich bezahlt. Diejenigen unter ihnen, welche sich hervor thun wollen, tragen Hüthe, die sie von den Europäern sehr theuer kauffen, ob sie gleich zuweilen sehr grob und alt sind. Andere tragen Mützen von Ziegen- oder Hundsfellen, welche mit Ziegenhörnern, güldenen Kleinodien, Schnüren von Baumrinden und Affenklauen gezieret sind. Die Sclaven aber müssen mit blosen Köpfen gehen. Es giebt deren auch viele, welche vom Kopfe bis auf die Füsse mit Ringen, Armbändern und darzwischen gelegtem Glase, Golde, Aigris, wie auch mit elfenbeinernen, silbernen und güldenen Platten behangen sind.

Die Kleidung des gemeinen Mannes bestehet in einem blosen Schurze von Zeuge, welcher ihnen um den Leib und so weit heruntergehet, bis auf die Waden. Die Kaufleute aber tragen einen von Taffent oder indischen Damaste, zwey oder drey Ellen lang, den sie um die Lenden wickeln, dessen beyde Enden aber hinten und forne herunter hängen: ehedem aber trugen sie ihn auf den Schultern, wie einen Mantel. Beständig aber haben sie 2 bis 3 kurze Spiesse in der Hand. Die Fischer und Künstler tragen nur einen einfachen Schurz. Bis ins funfzehnte Jahr bedecken beyde Geschlechter ihre Blöße ganz und gar nicht, und in vielen Gegenden gehet ein Mädchen so lang nackend, bis sie heyrathet; woraus man denn vermuthen kann, daß, wenn sie häßlich ist, und sie daher niemand haben will, sie wohl bis ins dreyßigste Jahr nackend gehen muß. So viel ist gewiß, daß die Weiber auf der güldenen Küste und die Männer ebenfalls, bis zu ihrem reifen Alter nackend giengen,

giengen, ehe noch die Portugiesen und Holländer daselbst anlangten.

Heut zu Tage tragen sie ein Stück Zeug, welches sie von der Brust bis auf die Knie bedecket, und mit einem Gürtel von allerley Farben aufgeschürzet ist. Tragen nun die Männer schon Ringe, Cirkel und Halsbänder, so kann man leicht urtheilen, wie viele deren die Weiber an sich haben. Der Sclaven ihr ganzer Anzug aber bestehet in einem Schurze von Baumrinden.

Wenn die Witterung kalt ist, oder es regnet, so werfen die reichen Weiber einen Schleyer von europäischer oder indischer Leinwand um ihre Schultern, die armen aber einige Ellen Zeug. Die allgemeinen Weibsbilder unterscheiden sich durch eine grosse Menge kupferner Cirkel oder Schellen, die sie an den Beinen tragen. Die Reisebeschreiber sagen von ihnen, sie wären die eigennützigsten Huren in der Welt.

Man trift auch unter den Negern eine Art Menschen an, die Mulaters genennet werden, und von den Europäern mit negerischen Weibern gezeuget sind. Dieses unächte Volk hat Nachkommen gezeugt, die sich blos darauf legen, wie sie die Schwarzen so wohl als die Weißen betrügen mögen. Sie nennen sich zwar Christen, sind aber ärgere Heyden, als die Einwohner des Landes. Die Männer sehen häßlich aus, sind Erzdiebe, wahrhafte Böswichter, und ihre Weiber, ob sie gleich eine höchst unangenehme Gestalt haben, suchen dennoch die Europäer so wohl als die Negern an sich zu locken, und überlassen sich einem jeden ohne Unterscheid.

Nichts

Nichts aber ist abscheulicher, als die Mulaters von diesen beyden Geschlechtern. Denn so wie sie zu einen gewissen Alter gelangen, so bekommen sie über den ganzen Leib weiße, braune und gelbe Flecken, welches denn macht, daß sie den Leoparden ziemlich ähnlich sehen, mit deren Wildheit sie eine grosse Aehnlichkeit haben. Weil nun die Mulaters fast alle in holländischen Diensten sind, so gehen sie auch holländisch gekleidet; ihre Weiber tragen ziemlich gute Hemder, darüber aber einen langen Rock, der ihnen über die Füsse gehet, aber keine Ermeln hat; auf dem Kopfe aber verschiedene Mützen; immer eine über der andern, welche Art der Tracht eben nicht unangenehm ist. Die armen aber gehen mit dem obern Theile ihres Leibes nackend.

Die Häuser der Negern auf der güldenen Küste, sind weder prächtiger noch anders gebauet, als diejenigen Hütten, deren wir in dem vorhergehenden Artickel Meldung gethan haben. Die Wohnungen an dem Ufer des Meeres aber schlecht angelegt und sehr schmutzig; die weiter in dem Lande hingegen rein und angenehm. Diese sorglosen Völker aber, wissen überhaupt nicht einmal einen bequemen Platz zu erwählen, wo sie ihre Hütten hinbauen. Oefters bauen sie sie an einem dürren, trockenen und freyen Ort; da sie doch 500 Schritte von da in einem angenehmen Thale hätten wohnen können, welches mit dicken Bäumen umgeben ist, und wo ein angenehmer Fluß vorbey fließt. Ihr ganzes Hausgeräthe bestehet in einigen irrdenen Gefäßen, Madratzen und Stühlen, die keine Lehnen haben; sehr wenige von ihnen sind auch so vermögend, daß sie sich kupferne Töpfe und bessere

Mat

Matratzen anschaffen könnten. Diese durchgängige Armuth, und die Faulheit der Negern, sind die vornehmsten Ursachen, daß sie der Dieberey so sehr ergeben sind; weswegen denn die mahometanischen Marbuts nachfolgende Beschreibung von ihnen machen, die ihnen so ziemlich angemessen ist.

Sie erzählen nemlich in allem Ernste: "Die "drey Söhne Noä, welche alle eine besondere Farbe "hatten, kamen nach dem Tode ihres Vaters zusam"men, dessen hinterlassenes Vermögen unter sich zu "theilen. Dieses bestund in Gold, Silber, Edelge"steinen, Elfenbeine, Leinwand, seidenen und kattu"nenen Zeugen, Pferden, Cameelen, Ochsen und "Kühen, Schaafen, Ziegen und andern Thieren; der "Waffen, Geräthe, des Getraides, Tobacks und der "Pfeifen nicht zu gedenken. Die drey Brüder assen "mit einander in vieler Eintracht das Abendessen, und "giengen auch nicht eher wieder von einander, als "bis jedweder seine Pfeife ausgeraucht und die Flasche "ausgetrunken hatte. Der Weisse, welcher an keinen "Schlaf gedachte, stund so gleich auf, als er sahe, "daß seine beyden Brüder im tiefen Schlafe lagen, "nahm das Gold, Silber nebst den kostbarsten Sa"chen, und flüchtete in dasjenige Land, welches noch "heut zu Tage die Europäer bewohnen. Hierauf er"wachte der Mohr, und als er den Diebstahl bemerk"te, so beschloß er, so gleich einem so schlechten Bey"spiele zu folgen; er nahm also die Tapeten nebst den "übrigen Geräthen, bepackte damit seine Cameele "und Pferde, und machte sich auch in aller Geschwin"digkeit fort, als nun auch zulezt der Neger erwache"te, so erschrack er sehr über die Untreue seiner Brü"

„der. Denn diesem hatten sie weiter nichts gelassen, „als ein Bündel Cattunzeug, die Pfeifen, den To„back, und etwas Hirse. Nachdem er sich nun eine „geraume Zeit betrübt hatte, so ergrif er, zu seinem „Troste, die Tobackspfeife, und dachte nur darauf, „wie er sich an seinen Brüdern rächen möchte. Das „sicherste Mittel schien ihm hierzu zu seyn, daß er sie „auf gleiche Weise zu behandeln und wieder zu besteh„len suchte. Dieses ist nun diejenige Gesinnung, „welche er niemals in seinem Leben ablegte. Dieses „Beyspiel hat seinen Nachkommen auch zu einer Vor„schrift gedienet; weswegen sie denn alle dieses Ver„fahren bis auf den heutigen Tag sorgfältig nach„ahmen. "

Die gewöhnlichen Speisen der Negern sind ohngefähr so dick als im Brey gekochte Hirse, verschiedene Arten Kartuffeln unter einander gekocht, auf welches sie Palmöl schütten, nebst einigen in Wasser gekochten Kräutern, und ein wenig halb verfaulten Fisch darunter mengen. Sie haben auch noch ein anders Gerichte, welches aus Fisch, indischem Korne, Teige und Palmenöle zubereitet und alles mit einander in Wasser gekocht ist. Ihren Appetit kann man füglich einen Heißhunger nennen, und einer von ihnen kann gewis so viel essen, als sechs europäische Bootsknechte nicht vermögend sind.

Das gewöhnliche Getränke des Landes, ist entweder reines Wasser, oder eine Art Bier; welches von türkischem Korne gebrauet ist und Palmwein: wenn die Negern so glücklich sind, sich von dem letzten einige Nösel anschaffen zu können, so setzen sie sich alle um die Flasche, und trinken im Kreyse herum.

herum. Bevor sie nun diesen Trunk anfangen, so schickt ein jedweder seiner liebsten Frau einige Gläser davon zu. Derjenige, an welchem zuerst die Reihe ist, schenkt also seine Tasse voll und trinkt, die andern aber stehen aufrecht, haben die Hände über dem Kopfe und schreyen: Tantosi. Nachdem man nun getrunken hat, so muß man allemal einige Tropfen von dem Getränke, zu Ehren seines Fetischen, auf die Erde schütten; hat man ihn aber bey sich, so muß man ihn damit benetzen. Die aber, welche diese Ceremonie unterliesen, könnten niemals hoffen, ruhig zu trinken.

Obgleich die Heyrathsceremonien der Negern im Grunde mit denen zu Guinea einerley sind; so bemerkt man doch in verschiedenen Gegenden einen Unterscheid. Auf der güldenen Küste sucht der Vater seinem Sohne eine Frau aus, wenn sich dieser nicht schon selbst eine gewählt hat. Wenn alles, was den Eigennutz betrift, berichtiget ist, das ist, wenn der Brautvater dasjenige erhalten hat, was er verlangte, sie auszuliefern; so läßt man den Pfaffen der Fetischen kommen, in dessen Gegenwart die neuangehenden Eheleute den Eid leisten müssen. Die Braut schwöret, daß sie ihren Mann lieben und ihm getreu seyn wolle; der Mann schwöret gleichfalls, seine Frau zu lieben, erwähnet aber von seiner Treue nichts. Hierauf geben sich die beyderseitigen Eltern gleichfalls einige kleine Geschenke: der ganze Tag wird mit Ergötzlichkeiten zugebracht, und so wie es Nacht wird, so macht der Bräutigam seiner Braut die Hausthüre auf, führt sie herein, und vollziehet den Ehestand. Uebrigens ist es etwas seltenes, daß der

Vater seinem Sohne, zu dem Anfange seiner neuen Haushaltung, einige Lebensmittel mitgiebt; sondern der Mann bringt gewöhnlich weiter nichts mit, als was er durch seinen Fleiß und Sparsamkeit hat erwerben können: die Tochter aber hat fast jederzeit zum Brautschatze 14 Gulden im Goldstaube; und, wenn die Angehörigen reich sind, so thun sie auch wohl noch eine halbe Unze Goldstaub hinzu, wofür Palmwein angeschaft wird, damit sich die ganze Gesellschaft betrinken kann. Wenn die Frau von ihrem Manne will, so ist er berechtiget, alle diejenigen Kosten wieder zu fordern, welche er zur Hochzeit hergegeben hat; will er sie aber nicht länger behalten, so erhält er nichts wieder. Zuweilen werden Töchter verheyrathet, die noch nicht mannbar sind; alsdenn führen sie zwo bejahrte Weiber drey Nächte nacheinander zu dem Bette ihres Mannes, und sehen dahin, daß beyde mit einander keusch umgehen; hierauf überliefern sie sie wieder ihren Angehörigen, wo sie so lange bleibt, bis sie würklich heyrathen kann.

Es giebt Negern, welche 30 bis 40 Weiber haben; und diese werden nach der Anzahl der Kinder mehr oder weniger hochgeschätzt, welche sie gebähren. Alle diese Weiber beschäftigen sich übrigens mit dem Ackerbaue, zwo derselben ausgenommen, wenn nehmlich der Mann so viel in Vermögen hat, daß er dieses gestatten kann. Die erste heissen sie gemeiniglich die große Frau, und diese hat das Hauswesen unter Händen; die andere heißt Bossum und ist gemeiniglich eine schöne sehr theuer erkaufte Sclavin; diese ist den Fetischen der Familie gewidmet, und weil sie eben daher zu der Religion der

Negern gehöret, so ist sie auch berechtiget, bey ihrem Manne an dessen Geburtstage, an dem Festtage des Fetischen, wie auch am Sabbat, welcher eigentlich die Mittwoche ist, zu schlaffen. Diese ist diejenige Bossum, über welche gemeiniglich der Mann sehr eifersüchtig ist. Uebrigens versichert uns der Reisebeschreiber Bosmann, daß, wenn ein Neger sich noch eine Frau nehmen will, er zuvor die Einwilligung seiner grossen Frau haben und diese um eine Summe Goldes erkaufen müsse; Artus aber giebt vor, daß alle diese Beyschläfferinnen die Freyheit hätten, sich einen Liebsten zu wählen, ohne, daß der Mann darwider gerichtlich klagen dürfte. Die vornehmste unter diesen Weibern hat übrigens das Vorrecht, daß sie drey Tage in der Woche bey ihrem Manne schlaffen kann; und weil die vierte Nacht der Bossum gehöret, so behält der Mann nur noch drey Tage übrig, die er unter die übrigen Weiber seines kleinen Serrails, so ziemlich gleich vertheilet, damit unter ihnen in dem Hause ja kein Zank aus Eifersucht entstehet. Ist aber die grosse Frau bereits ziemlich alt geworden, so kan sich der Mann eine andere nehmen, die alte aber wird unter die Zahl der Mägde versetzt.

Sobald eine negrische Frau von ihrer Schwangerschaft gewiß versichert ist, so wird ihr von ihrem Manne mit vieler Achtung begegnet, und den Fetischen der Familie, für ihre künftige Entbindung, stattliche Geschenke gemacht. Einige Tage nachher, führt man sie, in Begleitung einer Menge von Kindern, die ihr allerley Unreinigkeiten umwerfen, zu den Ufer des Meeres. Alsdenn wäscht man sie sorgfältig

wieder ab; wo aber diese Feierlichkeit nicht beobachtet wird, so hält man dafür, daß entweder die Mutter, das Kind, oder jemand von den Angehörigen vor der gewöhnlichen Zeit der Niederkunft, sterben müsse.

Die Weiber in diesem Lande aber gebähren ohne die geringste Schamhaftigkeit, und in Gegenwart der zahlreichsten Gesellschaften. Selten sind sie über eine viertel Stunde in Kindesnöthen, und man hört niemals das geringste Geschrey von ihnen. So bald sie entbunden sind, so reicht man ihnen einen Trank von Palmenöle, guinesischen Pfeffer, und läßt sie darauf einige Stunden schlafen. Alsdenn stehen sie wieder auf, waschen ihre Kinder sorgfältig ab, nehmen sie auf den Rücken und gehen wieder an ihre Arbeit.

Während dem nun, da die Wöchnerin schläft, so kommt eine gewisse Art von Pfaffen, und hängt dem Kinde einige Fetischen an dem Kopf und an die Arme, auch übt er einen gewissen Exorcismus, mit allerley seltsamen Ceremonien, welcher wider viele Krankheiten und alle möglichen Zufälle dienen sollen, aus. Hierauf erhält das Kind seinen Namen, wie auch die Beschneidung; an einigen Oertern nehmlich, denn dieser Gebrauch ist nicht allgemein.

Wenn nun der kleine Neger 8 Monathe alt ist, so beginnt er schon mit Händen und Knien auf der Erde zu kriechen; man fängt auch an, ihm trockene Speisen zu geben, damit er Kräfte bekommt; ist er nun ein Jahr alt, so hört man ihn reden, und er kann auch von selbst laufen. So bald er nun dieses kann, so scheint es, daß er sich ganz und gar selbst

über-

überlassen sey, denn seine Eltern bekümmern sich nicht ferner um ihn: er läuft also aus der Hütte weg, auf das Feld, öffentlichen Plätze und mit seinen Cameraden an das Ufer des Meeres, ohne daß man ihn jemals fragt, wo er gewesen ist. Aus dieser Freiheit nun, folgt, daß sich das Kind angewöhnt, alles dasjenige zu essen, was die Natur nur übelschmeckendes hat; ja daß er so gar, unter der grossen Menge der Knaben und Mädgens, alle natürliche Schaamhaftigkeit verliehrt. Bis in das zwölfte Jahr bleibt er übrigens unter der Gewalt seines Vaters, der ihn gemeiniglich in seinem Gewerbe unterrichtet, er mag entweder ein Kaufmann oder Künstler seyn.

Die Mädgens beginnen in eben diesen Alter, Körbe, Madratzen, Mützen, Beutels und andere Kleinigkeiten zu machen, welche in dem Hauswesen nöthig sind. Man weist sie auch an, wie sie mit verschiedenen Farben färben, türkisch Korn mahlen und Kuchen zum Verkaufe auf dem Markte, backen sollen; wovon sie denn einen Theil dieses Profits zu ihren Brautschatze zurück legen.

Wir haben bereits angemerkt, daß alle negrische, verheyrathete und unverheyrathete, Weibsbilder, sich während ihrer monatlichen Veränderung, in einer besondern Hütte aufhalten müssen, die von den übrigen entfernt ist; in dem Königreiche Ansa aber gehet diese Sorgfalt noch weiter. Denn eine Frau, welche zehnmal gebohren hat, wird zu eben einem solchen Aufenthalte bestimmet. Es mangelt ihr zwar an Bequemlichkeit hier nicht, sie muß sich aber hier zwey ganzer Jahre aufhalten, und zwar ohne die geringste Gesellschaft. Nach Verlaufe dieser

fer Zeit aber, gehet sie wieder zu ihrem Manne, und lebet mit ihm nach wie vor.

In Guinea nimmt eine Frau keinen Antheil an der Verlassenschaft ihres Mannes, ob sie gleich mit ihm Kinder gezeuget hat. Sondern das ganze hinterlassene Vermögen gehöret seinem Bruder; hat er aber keinen Bruder, so fällt es wieder auf den Vater. Ein Mann aber muß den Brüdern oder Vettern seiner Weiber alles dasjenige wiedergeben, was er von ihnen erhalten hat. Eine Wittwe ist gehalten, nicht nur für ihre, sondern die Unterhaltung ihrer Kinder, zugleich Sorge zu tragen. Weil nun der Sohn von der Beyschläferin eines Negern, nach dessen Tode in die Sclaverey der Erben fallen würde; so ist der Vater bey seinem Leben mit aller Sorgfalt dahin bedacht, ihn frey zu machen; da ihm denn niemand seine Freyheit streitig machen kan. Auch haben die Negern ein Gesetz unter sich, wovon sie weder die Ursache noch den Ursprung angeben können; es bestehet darinnen; daß der älteste Sohn der rechtmäßige Erbe seiner Mutter Bruders ist, und die älteste Tochter der Mutter Schwester beerbt. Wider welches Gesetz durchaus nicht gehandelt werden darf, und keine noch so starke Gewalt vermag wider dasselbe nicht das geringste.

Wenn eine Ehefrau diejenige Treue verletzt, die sie ihrem Manne schuldig ist; so kan sich dieser von ihr scheiden, ohne eine andere Ursache anzugeben, als den Beweiß der That. Der Ehebrecher aber muß eine Geldstrafe von 24 Pesos oder 9 Unzen Gold erlegen. Ist er nun ein Europäer, und diesem Gesetze nicht unterthan; so muß die Frau 4 Pesos bezah-

bezahlen. Wenn aber eine Frau bloß in dem Verdachte des Ehebruchs ist, so kan sie sich durch die Fetischen von demselben retten. Widerfährt diese Beleidigung einem Neger von seiner grossen Frau und ist mithin die grösseste in ihrer Art, so kan sich der Beleidiger von der Todesstrafe nicht anders retten, als wenn er dem Könige die Geldstrafe erlegt; nichts destoweniger aber doch ohne Gefahr in derselben Gegend nicht bleiben.

Die Sachen, welche den Ehebruch betreffen, gehören vor ein besonder Gericht, und deren Entscheidung ist eben nicht sonderlich weitläuftig. Denn der Mann erzählt alles dasjenige deutlich, was er entweder gesehen, oder zu sehen geglaubt hat: der Beklagte gestehet zuweilen alles ein, zuweilen aber giebt er vor, daß er vor der völligen Verübung des Verbrechens, zurück gezogen habe. Wird nun das Weib nachher gefragt, so bringt dieselbe gemeiniglich allerley unverständliche Reden herfür; weswegen es denn die Richter dabey bewenden lassen müssen, daß sie dem Beklagten den Eid auferlegen.

Uebrigens kommen die negerischen Männer mit unsern europäischen in vielen Stücken überein: denn beyde gestatten ihren Weibern mit andern einen freyen Umgang, wenn sie nur etwas davon haben; andere, die ein wenig mehr eckel sind, gestatten diesen verliebten Umgang nur gewisser massen; so wie sie nun davon Nachricht erhalten, so nehmen sie dem Liebhaber alles mögliche ab, damit er nur das Leben behält. Dergleichen Kunstgriffe sind auf der Küste sehr gewöhnlich, und die Fremden erfahren sie oft mit ihrem Schaden; weiter in

das Land hinein aber, handeln die Negern so unehrlich nicht. Sondern derjenige, welcher ein Weibsbild gebraucht hat, ist in Gefahr, sich zu Grunde zu richten, und alle seine Angehörigen in eben das Unglück zu stürzen. Begeht aber ein Sclave einen Ehebruch, so verliert er fast jederzeit darüber sein Leben; hat er mit einem reichen und viel vermögenden Ehemanne zu thun, oder denselben beleidiget; so wird seinem Herrn auch eine ansehnliche Geldstrafe auferlegt.

So sehr aber die Untreue der Weiber bestraft wird, so treibt sie doch ihre natürliche Neigung mit solcher Stärke zu dem ausschweifenden Umgange, daß sie alle Gefahr nicht achten, wenn sie diesem nur nachhängen können. Daher werfen sie sich ganz unverschämter Weise einem Sclaven in die Arme, welcher ihnen gefällt; ja sie drohen so gar, ihn bey ihrem Manne zu verklagen, als ob er sie hätte nothzüchtigen wollen, wenn er ihrer Begierde kein Genüge leistet. Andere stehlen sich des Nachts aus der Hütte, und suchen einen solchen in seiner Einsamkeit auf, legen sich zu ihm, und drohen, um ihren Willen zu erfüllen, daß sie so gleich ein heftiges Geschrey anfangen wollen, damit man sie beyde mit einander antreffen, und ihn desjenigen Lasters überführen möchte, welches er nicht begehen will.

Es giebt viele Gegenden in Guinea, wo sich die Weiber erst sehr spät verheyrathen, so wohl aus der Ursache, weil es daselbst ohngleich mehr Weiber als Männer giebt, und jenen öfters die Gelegenheit zu heyrathen fehlt, als auch, daß sie die Lüste der Freyheit in dem unverheyratheten Stande desto besser

genüssen

genüssen können, und weil ihnen dieserwegen niemals ein Vorwurf gemacht wird. Aus dieser Ursache erkläret sich eine grosse Menge derselben, daß sie gar nicht heyrathen wollen; da sie denn vor gemeinschaftliche Weiber gehalten und in diese Gesellschaft mit nachfolgenden Feyerlichkeiten angenommen werden.

„Wenn die Manferos, welches so viel heist, als „die jungen Herrn des Landes," sagt Smith (S. 222.) „keine Weiber zu ihrem Vergnügen haben, so wenden „sie sich an die Kabaschirs (oder Gastwirthe) welche „gehalten sind, ihnen einige junge Sclavinnen zu „kaufen. Diese führt man an einen öffentlichen Ort, „und in Begleitung eines Weibsbildes von eben „diesen Gewerbe, welche sie unterrichten muß. Hierauf kommt ein Knabe, welcher noch lange nicht „mannbar ist, und stellet sich, als ob er sie in Gegenwart der ganzen Gesellschaft careßiren wollte, „um dadurch anzuzeigen, daß sie ins künftige gehalten sey, alle diejenigen auf und anzunehmen, „die sich ihr darstellen werden, ohne die Kinder davon auszunehmen. Hierauf bauet man ihr eine „kleine Hütte an einem abgelegenen Orte, wo sie „sich allen denjenigen Mannspersonen überlassen muß, „die sie besuchen wollen. Nach dieser Probe, bekommt sie den Titel Abelere oder Abelcere, welches „so viel heißt als: eine öffentliche Frau. Man „weist ihr darauf eine Wohnung in einer Gasse des „Dorfs an, und von diesem Tage an muß sie sich „dem Willen der Männer in allen Stücken unterwerfen, ohne dafür eine andere Belohnung zu gewarten, als die ihr angeboten wird. Man kann „ihr viel geben, wenn man eine gewisse Art der

„Liebe

„Liebe oder Freygebigkeit an ihr beweisen will, sie „muß sich aber wenigstens jederzeit so stellen, als „ob sie mit dem zufrieden wäre, was man ihr „giebt."

In jedwedem Hause findet man zum wenigsten zwo oder drey solche Weibsbilder; die unter einem Neger stehen, der von ihnen bekommt, was sie gewinnen, und gehalten ist, ihnen das nöthige zu geben. Ihr Zustand aber ist in der That abscheulich; denn, wenn sie mit einer ansteckenden Seuche behaftet werden, welches Schicksaal sie denn fast alle haben, so verläst man sie ganz und gar in diesem ihren erbärmlichen Zustande, ohne alles Mitleiden. Das wahre Mittel also, die Negern zu bessern, ist dieses, daß man ihnen einige Abeleren wegnimmt: und dieses ist auch eben dasjenige, was die Europäer oft gebrauchen. In allen Häusern sind beständig dergleichen Weiber, oder wenigstens solche Mädgens, bey welchen man leicht einen Zutritt erlangt, die der vorerwehnten ihre Stelle vertreten, ohne deren Titel anzunehmen: sie sind nicht theurer, es ist auch nicht schwerer, das von ihnen zu erlangen, was man will; dahingegen aber dürfen sie doch wählen, welchen sie wollen.

Die Negern mischen übrigens eine gewisse Höflichkeit unter ihren Umgang mit einander. Wenn sie des Morgens einander begegnen, so grüßen sie, umarmen einander, ergreiffen die beyden ersten Finger der rechten Hand, und machen, daß dieselben krachen; alsdenn bücken sie sich mit dem Kopfe und wiederholen das Wort auni oder adzi, welches ihr Grus ist.

Wenn

Wenn ein Neger von einem Fremden besucht wird, so läßt er nach den vorhergehenden Feierlichkeiten, von seinen Weibern oder Sclaven eben des Geschlechts, Wasser, Palmöl und starkes Räucherwerk herbringen, um seinen Gast damit zu reiben. wenn ein König oder ein anderer vornehmer Herr den andern besucht; so muß jener einige Schritte vor dem Hause stehen bleiben, jemanden von seinem Gefolge hinschicken, und dem Prinzen und dessen Einwohnern seine Ankunft wissen lassen. Hierauf rücken sogleich alle Soldaten vor dem Hauptthor des Schlosses oder der Hütte, wie man diese königlichen Gebäude nennen will, ins Gewehr. Diese Art der Militz bestehet gemeiniglich aus 3 oder 400 Mann; unterdessen geht der Prinz heraus, und schickt einige seiner vornehmen Herren, aber ohnbewaffnet zu dem negrischen Monarchen, ihn zu grüssen. Hierauf gehen beyde Könige einander einige Schritte entgegen, umarmen sich, so wie sie zusammenkommen, und lassen den Mittelfinger dreymal krachen. Alsdenn geht derjenige wieder zurück, welcher den Besuch annimmt, bis an die Thür seines Pallasts; der Fremde setzt sich aber da nieder, wo er ist. Nachher schickt jener die vornehmen Herren seines Hofes, abermal zu ihm, und läßt sich wegen seiner Ankunft, Gesundheit und seiner Bewegungsgründe erkundigen, weswegen er gekommen ist. Nach diesen langweiligen Höflichkeitsbezeugungen, welche jederzeit länger als eine Stunde währen, bittet man den Prinz ins Haus zu kommen; man schlachtet einen Schöps, und das beste Federvieh, ihm einen Schmaus zu geben, bey welchem denn die Menge der Gerichte anzeigt, wie angenehm der Gast ist.

Sie

Wir haben bereits im vorhergehenden gesagt, daß, wenn nur die Negern ihre natürliche Nachläßigkeit und Faulheit ablegen wollten, sie in allen Arten der Künste etwas thun könnten. Sie sind so ziemlich gute Schmiede, aber fürtrefliche Goldarbeiter: denn man hat von ihren Arbeiten welche gesehen, deren sich die französischen Künstler gewiß nicht schämen sollten, sie für die ihrigen zu erkennen. Sie drechseln auch mit vieler Geschicklichkeit alle Arten von Töpfergefäßen. Ihre Kähne bestehen aus einen einzigen Stamme eines Baumes, und erhalten doch zuweilen mehr als 100 Ruderknechte; die Seegel sind von Binsenmatten, und das Tauwerk von Baumrinden. Diese Canots oder Kähne sind gemeiniglich 30 Fuß lang und 6 deren breit. Ein eisernes Werkzeug welches nicht einmal den Nahmen eines Messers verdient, ist fast das einzige, welches sie gebrauchen, den Baum zu fällen, ihn auszuhölen und glatt zu machen. Die vornehmste Kunst der Negern aber bestehet in Schwimmen; und es giebt keine geschicktern Fischer in der Welt, als sie.

Diese Wilden sind sehr vor das Tanzen eingenommen, und man kann nicht einmal ein negrisches Frauenzimmer bey ihrer Arbeit behalten, wenn sie nur ein musicalisches Instrument hört; sondern sie läuft gleich davon und fängt an zu tanzen. In allen Dörfern kommen Männer und Weiber, so wie die Sonne untergehet, auf einem grossen Platze zusammen; daselbst zu singen und zu tanzen, ehe sie sich ins Bette legen. Die Weiber tragen kleine Schellen an Beinen, und die Männer Elephanten- oder Pferdeschwänze in den Händen, die sie statt

der

der Fächer gebrauchen. Hierauf stellet man sich in Haufen einander gegenüber, wie bey unsern Contratänzen, und macht alsdenn einen Generaltanz, mit vielen Sprüngen und höchst lächerlichen Stellungen. Bey denen Tänzen aber, die zu Ehren der Fetischen geschehen, gehet alles langsam und ernsthaft zu. An einigen Oertern hat man auch Gebäude, wo sich die sämtliche Jugend aus der ganzen Gegend versammelt, blos um zu singen und zu tanzen.

Unter die Krankheiten, denen die Einwohner dieser Küste ausgesetzt sind, rechnet man vornehmlich die venerischen, die Würmer, Kopfschmerzen und bösartigen Fieber. Die peruanische Sassaparille ist das einzige Heilmittel, welches sie wider das erste gebrauchen: einige Umschläge von Kräutern aber, heilen ihnen auch die Kopfschmerzen. Die Fieber suchen sie auf die Art zu vertreiben, daß sie sich in frischen Wasser baden. Was aber die Würmer anbetrift, die ihnen aus verschiedenen Theilen hervor kriechen, die entweder aus ihrer Unmäßigkeit, oder dem Genusse eines gewissen Fisches entstehen sollen, oder nach der Meinung anderer, aus dem schlechten Wasser, vornehmlich wenn es des Abends thauet; so finden sich deren welche, die wie ein Haar so dünne sind, aber einen halben Fuß lang, andere aber wohl eine ganze Elle. So bald sie nun aus dem Fleisch hervorkriechen, so wickelt man sie gar geschwinde um einen kleinen Stab, damit sie nicht wieder zurück gehen; man muß sich aber vorsehen, daß man den Wurm nicht abreist, weil sonst die Schwulst ärger, gefährlicher, und wohl gar tödtlich

wird.

wird. Alle Sorgfalt, welche man bey dieser Krankheit anwenden kann, bestehet darinnen, daß man die Wunde mit Seewasser wäscht.

Die Priester der Fetischen sind, so wie in allen denen Ländern, wo Aberglaube und Unwissenheit herrscht, die einzigen Doctors der Arzeneykunst; und sie ermangeln auch nicht, ihren Götzen Opfer und Geschenke für die Aerzte zu bringen. Indessen hindert solches nicht, daß diese Leute, so wenig Erkenntniß sie auch immer haben, zuweilen mit einfachen Arzeneyen rechte Wundercuren verrichten. Diesem seye aber wie ihm wolle, so leben die Negern überhaupt lange.

Die Feierlichkeiten bey den Begräbnissen, sind hier fast eben die, welche wir vorher beschrieben haben; nur mit dem Unterschiede, daß man dem Todten das Gesichte mit einer Bockshaut bedecket, ihn die Augen nicht zudrücket, ihm aber die Arme und Beine ausstrecket und einige Hände voll Asche auf den Leib wirft, ein jedweder Einwohner des Dorfs aber, zu den Begräbnißkosten beyträgt, und das durch diese Sammlung erhaltene Geld dazu angewendet wird, daß man einen Ochsen oder Kuh kauft, und dieses Stück Vieh den Fetischen-Pfaffen in der Absicht giebt, damit er sein Gebet und Beschwörung verrichten möge, und die Seele des Verstorbenen Ruhe habe. Nachdem nun dieses Opferthier zur Versöhnung geschlachtet ist, so besprützt man mit dessen Blute den Leichnam des Verstorbenen. Um sein Grab aber setzt man dasjenige Handwerkszeug desselben, welches er in seinem Leben gebraucht hat, ferner seine Kleider, Waffen, Geschenke seiner Freunde, Palmwein

und

und andere Lebensmittel. Alsdenn geht man von ihm weg, läst die Kostbarkeiten auf seinem Grabe liegen, und deren destomehr, je eitler die hinterlassenen Angehörigen sind. Nachdem nun die Leichenbegleiter wieder zurückkommen, so gehen alle Weibsbilder zu einem Flusse, steigen in denselben bis an den Nabel hinein, und waschen sich mit vielem Geschrey und Schluckfen. Alsdenn gehen einige von ihnen weg, zu derjenigen von den Weibern des Verstorbenen, die er am liebsten hatte; führen sie gleichfalls in den Fluß, und, nachdem sie selbige auf den Rücken gekehrt haben, so waschen sie ihr alle Glieder des Leibes. Alle übrigen Weiber, kommen auch nach und nach hinzu, sie zu waschen, und gegen sie ihr Mitleiden zu bezeigen. Hiermit endigen sich die Begräbnißfeierlichkeiten, und alsdenn denkt man weiter auf nichts, als sich etwas zu gute zu thun.

In einigen Gegenden lassen sich die Pfaffen der Fetischen angelegen seyn, auf die Art Geschenke zu gewinnen, indem sie genaue Untersuchungen über die geführte Lebensart des Verstorbenen anstellen; hat er nun seiner Ehre etwas nachtheiliges vorgenommen, so bemühen sich die Angehörigen, sie durch ein Geschenk von einigen Unzen Goldstaube, zum Schweigen zu bringen. Nachdem sie nun von dieser Seite gesichert sind, so untersuchen sie, ob er keine Neider und Feinde gehabt habe, und diese lassen sie vor sich kommen, wenn sie ihnen angezeiget werden; worauf denn die armen angeklagten Leute, welche öfters sehr unschuldig sind, lieber eine kleine Summe Geld zusammenbringen, um sich von allerley verdrüßlichen Fragen zu befreyen, die man sonst an sie ergehen lässet, und

die auf alle Fälle zu ihrem Nachtheile gereichen könnten. Zuweilen stellen sie sich gar, als ob sie die Weiber und Kinder beschuldigen wollten, sie hätten dem Verstorbenen Gift beygebracht. Nachdem sie aber endlich den ganzen Vorrath ihrer Kunstgriffe erschöpft haben; so machen sie damit den Beschluß, daß sie den Verstorbenen beschuldigen, er habe einige götzendienstliche Uebungen unterlassen; und dieser letzte Kunstgriff bringt ihnen abermal Geld ein.

Alle Geschichtschreiber erzählen übrigens eine grosse Menge von abscheulichen Auftritten, die bey dem Leichenbegängnisse gewisser guineischen Könige vorgefallen wären, und sagen, daß öfters nicht weniger als 5 bis 600 Menschen auf dem Grabe eines negrischen Königes wären erwürget worden. Wir wollen aber den Leser mit dieser abscheulichen Beschreibung verschonen, weil dieses Gemetzele heut zu Tage abgekommen, wenigstens sehr vermindert ist.

Neuntes Hauptstück.

Von der Religion der Negern auf der goldenen Küste.

Es würde in der That unmöglich seyn, wenn man aus den verschiedenen Religionsmeynungen der Negern auf der goldenen Küste, einen ordentlichen Religionslehrbegrif machen wollte: doch müssen wir dasjenige kürzlich beybringen, was sie am gemeinsten angenommen zu haben scheinen.

Sie sagen, Gott sey der Schöpfer der Welt, und alles dessen, was würklich ist; es ist aber weit

gefehlt,

gefehlt, daß sie von diesem Glauben eine vernünftige Ursache angeben könnten. Denn wenn man sie um die Eigenschaften dieses höchsten Wesens frägt, so sagen sie, er sey schwarz, boshaft, und fände ein Vergnügen daran, sie zu plagen; anstatt, daß der Gott der Europäer aber nothwendig gut seyn müsse, weil er ihnen mehr verliehe, als sie nöthig hätten. Zeigt man ihnen aber, daß sie Gott mit Wohlthaten überhäuft, indem er ihnen Palmwein, türkisch Korn, Reis und Gold giebt; so antworten sie: dieses hätten sie der Erde zu verdanken, und was die Baumfrüchte anbeträfe, den Portugiesen, welche ihnen die Bäume gepflanzet hätten. Die Thiere aber brächten ihre Jungen von sich selbst hervor, eben so auch das Meer die Fische, ohne jemandes Zuthun. Ueberdieses müßte man sich ja Mühe geben alle diese Wohlthaten zu erlangen; mithin hätten sie sie ja Gott nicht zu verdanken. Indessen aber geben sie doch so viel zu, daß der Regen von Gott kömmt. Doch kann man sie nicht bedeuten, daß die Europäer ohne Mühe und Arbeit, keine von allen den Reichthümern hätten, die sie doch gegen die Früchte von Guinea vertauschten; sondern sie schreiben alles ihren Fetischen zu; mithin wenden sie sich nicht an Gott, sondern beständig an diese, wenn sie etwas erbitten wollen.

Unsere Matrosen bilden den Negern ein, daß ein gewisser schwarzer Hund, den die Priester der Fetischen öfters unter den heiligen Bäumen zu sehen vorgeben, der Teufel sey. Aus dieser Ursache können die Negern die den Seeleuten so gemeinen Redensarten: hohle dich der Teufel; der Teufel

breche dir den Hals, niemals ohne grossen Schrecken anhören.

Es giebt auch Negern, welche zween Götter glauben; einen guten und weißen, und einen schwarzen und bösen, den ersten verachten sie und nennen ihn Bossum und Jangu-Man welches so viel heißt, als ein guter Mann, vor den andern aber fürchten sie sich, und heissen ihn wie die Portugiesen Dämonia oder Diablo.

Wir wollen denjenigen Reisebeschreibern in ihrer Erzählung nicht folgen, welche behaupten, daß der Teufel eine unumschränkte Macht über die Negern habe. Denn man muß entweder sehr leichtgläubig, oder sehr falsch seyn, wenn man dergleichen Fabeln für unleugbare Wahrheiten ausgeben will. So viel ist aber gewiß, daß die Negern zuweilen vorgeben, sie würden vom Teufel geplagt, und ihre Pfaffen diese Schwachheit wohl zu nutzen wissen. Aus der Ursache verjagt man jährlich den Teufel mit vielen Feierlichkeiten aus den Häusern. Die sieben Tage vor diesem Feste kann ein jedweder von seinem Nachbar so viel böses reden und ihn so sehr schelten, als er will; diese häufigen Schmähreden aber können nicht anders abgewendet werden, als wenn man den andern etwas zu trinken darreicht. Den achten Tag versammeln sich alle Einwohner, und laufen umher wie die Narren, ohne zu wissen, wo sie hin wollen; vor sich her werfen sie Steine, Holz, Mist und allerley Unreinigkeiten, die ihnen in die Hände gerathen, gleichsam, als ob sie den Teufel damit beschmeissen, von welchen sie glauben, daß er vor ihnen fliehet. Unterdessen aber machen die

Weiber das Haus rein; denn dem Teufel gefällt es nirgends anders, als nur an schmutzigen Oertern. Wollte man nach dem Ursprunge ihrer sehr lächerlichen Gewohnheiten fragen, so würde man finden, daß dieselben dem Könige einigermaßen vortheilhaft seyn, nachdem nemlich die Erkenntniß oder Dummheit seiner Unterthanen, die sie eingeführet haben, verschieden gewesen ist.

Wenn man die Negern frägt, was sie von dem Zustande der Seele nach dem Todte glauben, so antworten einige, daß die Todten in eine andere Welt kämen, wo sie eben diejenigen Gewerbe fortsetzten, die sie hier getrieben hätten; jemehr sie übrigens von ihren Anverwandten und Freunden beschenkt würden, desto glückseeliger sey auch ihr Zustand. Andere hingegen, welche mehr wissen wollen, geben vor, daß anfänglich die Todten an einen grossen Fluß gelangten, welcher sich mitten in dem Reiche Bosmanque befände; daß diese Wanderung aber, fügen sie noch hinzu, nur mit dem Geiste geschähe, der Leib aber bliebe hier. Daselbst nun würden sie von Gott gefragt, ob sie auch diejenigen Festtage gefeyert, die den Fetischen gewidmet wären, dem Verbote, kein Fleisch zu essen, geziemend nachgekommen wären, und übrigens ihr Versprechen gehalten hätten. Könnten sie nun diese Fragen geziemend mit ja beantworten, so versetzte sie Gott in den Ort der Freude; wenn sie dieselben aber verletzt hätten, so würden sie in dem Flusse ersäuft, und hiermit in eine ewige Vergessenheit begraben. Auch giebt es welche, die da glauben, sie würden nach dem Todte in das Land der Weißen versetzt, und nähmen deren Farbe an. Wiederum andere behaupten, daß bey

der Schöpfung der Mensch nicht so gemacht worden wäre, als er gegenwärtig ist; sondern diejenigen Theile seines Leibes, wodurch die beyden Geschlechter unterschieden werden, an einem sichtbaren Orte gesessen hätten; nachdem aber die Welt sattsam genug bevölkert gewesen wäre, so hätte Gott einige Veränderung mit diesem seinen Werke gemacht. Viele von ihnen sagen auch, daß das ganze menschliche Geschlecht aus einem grossen Loche hervorgekommen sey, und fügen weiter nichts hinzu.

Wenn die Negern in der Gegend Agra gern Regen haben wollen, so versammeln sie sich um ein stehendes Wasser oder See. Hier schlachtet der Pfaffe an dem Ufer desselben ein Schaf, und läßt das Blut ins Wasser laufen; alsdenn wirft er einen Topf hinein, und murmelt dabey einige unverständliche Wörter. Nach diesem Opfer macht man ein grosses Feuer an, bey welchem das Fleisch des geschlachteten Thieres gebraten, und mit der größten Begierde von den Umstehenden aufgefressen wird. Diese Wilden geben vor, daß der See, wo dieser Auftritt vorgehet, der Bote aller übrigen Wasser des Landes sey; mithin bitten sie ihn, daß er den Topf je eher je lieber zu den übrigen Wassern bringen wolle, wie auch zu den Flüssen, damit sie von der Seite dieser beyden ebenfalls einigen Beystand erhielten.

Wenn man einen Neger will schwören lassen, so muß er den Eid bey den Fetischen des Priesters leisten. Er stellet sich also vor dem Götzen, nennet ihn bey Namen, und versichert, daß alles dasjenige wahr sey, was er sagen werde. Hierauf erzählt er die ganze Sache nach allen ihren Umständen, wie z. E. der Con-

tract

tract gemacht sey; endlich bittet er den Fetischen, daß er ihn strafen wolle, wenn er falsch geschworen hätte. Hierauf befiehlt ihm der Pfaffe, dreymal um dasjenige Faß herum zu gehen, auf welchen der Fetische gesetzt ist, und dessen Schläfe, Arme, Bauch und Beine mit einigen Ingredienzien zu berühren, aus welchen der Fetische gemacht ist; alsdenn trägt er ihn dreymal um ihn herum, und die Ceremonie wird damit geendiget, daß er dem Neger das äusserste von dem Nägel an einem Finger jedweder Hand und einem Zehe jedweden Fußes, wie auch einen Theil der Haare abschneidet, welche darauf in das Faß geworfen werden. Nachdem diese Feierlichkeiten vollendet sind, so fehlt an dem Eide weiter nichts mehr, und kein Neger wird sich unterstehen, einen solchen Eid falsch zu schwören.

Diejenigen Negern aber, welche ein wenig eifersüchtig sind, gehen niemals aus ihren Häusern, ohne ihren Fetischen in ein Glas voll Palmwein zu tauchen, welchen sie nachher ihren Weibern, zur Versicherung ihrer Treue, während dem, da sie abwesend sind, austrinken lassen; so wie sie nun wieder nach Hause kommen, so nehmen sie eben diese Ceremonie abermal vor.

Zehentes Hauptstück.

Von der Regierungsform der Negern.

Die negrischen Völker lassen sich füglich in fünf Classen theilen: in die Könige, Kabaschirs oder obrigkeitlichen Personen, den Adel oder die Rei-

chen, das gemeine Volk, und die Sclaven. Die Krönung der Könige ist sehr simpel. Man stellet denselben seinen Unterthanen vor; zuweilen führet man ihn auch wohl durch alle Gegenden seines kleinen Reichs, und beschliest diese Feyerlichkeit mit einem Schmause. Die Kabaschirs werden aus den ältesten des Volks gewählet, und ihre Versammlung bestehet aus einer gewissen Anzahl. Wird durch den Tod eine Stelle erlediget, so versammelt sich der ganze Stand, um wieder einen zu ernennen, welcher fähig ist, sie wieder zu begleiten. Dieses neue Mitglied der Gesellschaft muß denenjenigen, die ihn gewählet haben, eine Kuh und einige Flaschen Brandwein zum besten geben. Diejenigen aber, welche unter der Herrschaft der Holländer stehen, müssen sich in der Festung einfinden, und von dem Oberfactor die Bestätigung dieser Wahl erhalten.

Die, welche zu Edelleuten gemacht worden sind, müssen sieben kleine Elephantenzähne kaufen, wovon sie eine Art der Trompeten machen: nachdem nun ihre Kinder und Bedienten angewiesen sind, sie zu blasen, so deuten sie dem ganzen Dorfe an, daß es sich versammeln, und zu ihrer Aufnahme in den Stand der Reichen, einem stattlichen Schmause beywohnen wolle. An dem bestimmten Tage ziehen sie also ihre besten Kleider an, und alle diejenigen Kostbarkeiten, die sie nur zusammen borgen können. Nachdem sie nun der ganzen Gesellschaft einen Schmauß gegeben haben, so haben sie das Recht, nach ihrem Belieben diese kleinen Hörner zu blasen: welche kleine Lustbarkeit sie von allen übrigen Negern unterscheidet, die dergleichen Erlaubniß nicht haben; es wäre denn,

daß sie selbige von den Edelleuten erhielten, sich dieser kostbaren Hörner zu bedienen.

Weil nun durch die Geschenke, welche dergleichen angehende Edelleute zu machen gehalten sind, wie auch durch den ersten Schmaus, diejenigen Negern, welche thöricht genug sind, sich um einen solchen eingebildeten Adel zu bewerben, guten Theils zu Grunde gerichtet werden; so wissen sie dieses ihr kleines Vermögen so ziemlich wieder herzustellen und zu vermehren. Sie dürfen nur eine Nacht die Soldatenwache halten, welches so viel heist: sie müssen eine Nacht auf dem freyen Felde bleiben, und ihr sämtliches Gewehr bey sich haben, um dem ganzen Dorfe damit zu beweisen, daß sie keine Gefahr scheuen, und alle Ungemächlichkeiten ausstehen können. Der Neger nun, welcher sich hierzu bereit macht, kauft oder leihet alsdenn Waffen und Schilde. Seine Kinder werden aufs prächtigste angekleidet, und alles dasjenige, was er nur im Vermögen hat, mit vieler Pracht vor der Hütte zur Schau ausgelegt, damit es jedermann bewundern möge. Wenn nun die Gesellschaft versammelt ist, so macht ein jedweder von den Eingeladenen, dem neuen Edelmanne ein Geschenk; welcher denn nach diesen nutzbaren Feyerlichkeiten seine Kriegsübungen anfängt. Der Schmauß währet 8 Tage, und so bald derselbe zu Ende ist, so kan man demjenigen Neger, der es gefeyert hat, das rühmliche Recht, bey einem Feldzuge zween Schilde zu tragen, nicht mehr streitig machen.

Einige Reisebeschreiber geben vier verschiedene Grade des Adels unter den Negern an: den ersten

machen diejenigen aus, die durch die Geburt geadelt sind; den zweyten die, welche durch ihre Thaten in den Adelstand erhoben worden; den dritten, welche ihn erkauft haben; und den vierten, die ihn durch ihre Kriegsthaten erworben und von dem Könige selbst mündlich für Edelleute erkläret worden sind. In dem lezten Falle, sagt Desmarchais, muß sich der neue Edelmann zu den Füssen des Königs werfen, sich den Kopf mit Staube bedecken und demselben danken; da er denn zum Geschenke eine Trommel, einige Trompeten von Elfenbeine und das Vorrecht erhält, mit den Weissen zu handeln. Hierauf führt man ihn mit vieler Pracht durch das Dorf, bis zu seiner Hütte, neben welcher er einen Ochsen zum Schmause schlachten lässet. Diese Schmäuse, welche gemeiniglich einige Tage währen, kosten zuweilen bis 200 Mark Goldes, oder 6400 Pfund Sterling.

Uebrigens ist kein Neger, sagt Artus, welcher nicht gern einen Theil seines Vermögens hingiebt, wenn er nur ein Edelmann werden kan. Anfänglich macht er 3 Geschenke, welche unter den Adel und Vornehmen getheilet werden: und zwar entweder mit einem Hunde oder wilden Schaafe, einem zahmen Schaafe oder Ziege, einem Ochsen oder einer Kuh; einen Topf mit Palmwein und eine Henne nicht mit gerechnet, welche er einem jedweden Edelmanne schicken muß, seine Stimme zu erhalten. So wie er nun dem königlichen Minister seinen Namen anzeigt, so muß er zugleich einen Ochsen an einem öffentlichen Platze an einen Pfahl binden lassen; da denn ausgeruffen wird, daß dieser oder jener Einwohner geadelt zu werden verlanget; wobey denn zugleich der

Tag

Tag ernannt wird, da diese Erhöhung in den Adelstand geschehen soll. So wie nun derselbe gekommen ist, so stellt er sich vor den ganzen versammelten Adel, nebst allen seinen Kindern in prächtiger Kleidung, und einem jungen Neger, der hinter ihm einen kleinen Stuhl herträgt. Hierauf streuet ihm jedweder eine Handvoll Spreu unter die Füsse, und wünscht ihm zu seiner neuen Würde Glück. Man thut ihm darauf einen kleinen Schild an den Arm, welcher ohngefähr die Gestalt eines Topfdeckels hat, in die Hand aber giebt man ihm einen Pferdeschwanz, womit er sich die Fliegen abwehren kann. Alsdenn gehet man in Procession zu dem Hause des neuen Edelmanns, und der Ochse vorher, welchen ein einziger Mann führet. Das Volk aber gehet hinter her, und die beyden Hauptpersonen des Festes, nemlich der Herr Gemahl mit seiner Frau Gemalin, erscheinen mitten unter dem Adel, und werden auf kleinen Tragsesseln getragen. Die Freude ist bey dergleichen Vorfällen allgemein, und ein jedweder glaubt, seinen Antheil an diesem prächtigen Schmause zu haben. Drey Tage nach einander werden diese Ceremonien wiederhohlet, und an den letzten wird der Ochse geschlachtet, gebraten und unter das Volk vertheilet. Die angehenden Adelichen aber, dürfen von seinem Fleische nichts essen, weil sie sonst ohnfehlbar noch in diesem Jahre sterben würden. Der Kopf des Ochsen aber wird, nachdem er auf eine ganz besondere Art bemalt ist, neben der Thüre der Hütte des neu gemachten Edelmannes, zum Zeichen seiner Würde und Vorrechte, aufgehänget, die er

eben

eben angetreten hat, und darinnen bestehen, daß er nunmehro mit den Weißen handeln kann.

Bey den folgenden beyden Classen der Negern ist eben nichts sonsten zu merken, als daß keine Bettler unter ihnen sind. Denn die reichsten nehmen die armen in ihre Dienste, sind aber dabey so billig, daß sie diese nicht zu gar schlechten Arbeiten gebrauchen. Dieses ist in der That eine Art der Menschenliebe, welche unter den civilisirten Völkern noch nicht sehr allgemein geworden, und der Grundsatz dieses Betragens sollte billig der ganzen Welt zu einem Beyspiele dienen.

Alles dasjenige, was man als Gewißheit von der Regierungsform der Negern hat erfahren können, bestehet darinnen, daß es auf den weitläuftigen güldenen Küsten, theils monarchische, theils freye Staaten giebt; die Reisebeschreiber aber sind fast niemals mit einander einig, wenn man genau von ihnen wissen will, was für eine Art des Justitzwesens in einem jedweden eingeführet ist. Zu Axim ist die Regierung unter zwo Versammlungen vertheilet, unter die Kabaschirs oder Hauptleute und die jungen Herren, welche Manseros genennet werden. Jene schlichten alle Civilsachen in ihrer höchsten Instanz; soll aber ein Friede, oder ein Krieg beschlossen werden, so müssen beyde Versammlungen gleicher Meinung seyn; da denn die jungen Herrn gemeiniglich jederzeit die Oberhand über die Kabaschirs behalten. Ehe die Europäer in dieses Land kamen, so wußte man von dem königlichen Titel noch nichts, sondern es war nur der Titel eines Abim oder Hauptmannes, bekannt, welcher so viel bedeutete,

tete, als das Oberhaupt aus einem Bezirke; gegenwärtig aber machen die Negern einen grossen Unterscheid unter diesen beyden Würden.

Die Thronfolge, gründet sich an einigen Orten auf die Wahl, an andern aber ist sie erblich. In einigen ist es etwan ein vornehmer Herr des Landes, oder auch ein ausländischer Prinz, den man auf den Thron setzt; an andern aber der Sohn, Vetter oder nächste Anverwande. Ein jedweder Staat hat also, in Betracht dieses, seine besondern Gesetze. Ein König von Guinea aber erhält sich nicht lange auf dem Throne, wenn er entweder geitzig oder grausam ist.

Damit sich aber die Könige der Liebe ihrer Unterthanen versichern, so müssen sie ihnen öfters einen Schmaus anstellen, ihnen Palmwein und Fleisch zum besten geben, und in einer gewissen Vertraulichkeit mit ihnen leben. Uebrigens aber beobachten diese Herrn das äußerlich hohe sehr genau, vornehmlich in öffentlichen Feierlichkeiten, welche den ganzen Staat angehen, oder wenn sie einander Besuche abstatten. Sonsten haben sie keine Palläste, Leibwachen, Schlösser oder Hofleute um sich; sondern gehen an öffentliche Oerter und Märkte, mit zween oder drey Sclaven, deren einer ihren Säbel der andere aber den kleinen Stuhl trägt. Wenn sie nun unter das Volk kommen, so werden sie bald zur einen, bald zur andern Seite gestossen, ohne daß man einmal auf sie achtet, weil man sie in ihrer gemeiniglich schlechten Kleidung nicht erkennen kann. Ihre Gemahlinnen aber, sind eben so wenig durch eine grössere Pracht kenntbarer, sondern die schwere Arbeit des Ackerbaues,

und Besorgniß des Hauswesens, liegen ihnen täglich ob. Ein jedweder König hat indessen seine Bedienten, welche Braspos heissen, welches so viel bedeutet, als Standartenjunker und Säbelträger, wie auch seine fi=tis oder öffentlichen Ausrufer; ferner diejenigen, welche über ihre Gemahlinnen und Kriegsinstrumente die Aufsicht haben, wie z. E. über die Trompeten und Trommeln. Der König von Fetu hat überdieses einen Bedienten, welcher Di genennet wird; einen Oberschatzmeister, und einen Fatayra oder Haupt=mann über die Garde, welcher den König auf allen seinen Reisen begleitet; auch ist dieser Herr einer der mächtigsten Könige auf der goldenen Küste, welcher auch ein ziemliches Vermögen und ein Schloß von mehr als 200 Zimmern hat; welches aber das präch=tigste unter allen ist.

Ausser diesen vornehmen Bedienten und den Priestern der Fetischen, welche die Gerechtigkeit unter den Unterthanen der negrischen Könige verwalten, hat man auch Commissarien, die Enes genennet werden, und zu verschiedenen Zeiten, ihre ganzen Staaten durchreisen müssen, verschiedene Streitigkeiten durch ihre Endurtheile, aufzuheben. Es ist freylich ein solches Königreich mannigmal nicht so groß, als das Gebiete einer unserer grossen Städte. In verworrenen Fällen, und wenn die Partheyen sehr erbost auf ein=ander sind, daß sie sich nicht mit einander vergleichen wollen, gestattet ihnen der Richter, daß sie einander herausfordern, und einen Zweykampf halten können, da denn gemeiniglich einer von den beyden auf dem Platze bleibt. Alsdenn entwischet der Mörder selten der Rache der Angehörigen dessen, den er ermordet

hat;

hat; sondern er kömmet entweder ebenfalls ums Leben, oder wird in die Sclaverey verkauft. Diejenigen aber, welche die königlichen Befehle übertreten, müssen entweder eine Geldstrafe erlegen, oder werden aus dem Lande gejagt.

Eitele Ausflüchte und Betrügereyen finden übrigens in Guinea eben so wohl ihren Beyfall, als in Europa. Denn, wenn jemand bey den Kabaschirs über Ungerechtigkeit und Beleidigung klagt, so muß er allemal Geld und Brandwein mitbringen. Sind nun die Richter geneigt, dafür dankbar zu seyn, so ist seine Sache bald zu Ende; überwägen aber die Geschenke seines Gegners die seinigen, so wird die Sache in die Länge gezogen; zuweilen muß er auch gar so lange warten, bis diese Richter sterben, damit er den Proceß von neuen anfangen kan. Es giebt auch Kläger, welche, weil sie sich durch den Spruch der Richter oder deren Aufschub beleidiget glauben, Gelegenheit suchen, entweder ihrem Feinde oder gar einem der Vornehmsten aus dem Dorfe, so viel an Golde zu entwenden, als sie glauben, daß sie durch die Richter verlohren hätten. Alsdenn entstehet ein neuer Proceß wider den Beleidiger, und gegen diejenigen, die er verklagt hat: woraus denn nicht nur zuweilen Mord und Todschlag, sondern so gar innerliche und blutige Kriege entstehen.

Diesem allen ohngeachtet aber, was wir eben beygebracht haben, giebt es Fälle, wo die Gerechtigkeit mit vieler Aufrichtigkeit verwaltet wird. Ein Neger aus dem festen Lande kam in ein Haus auf der Küste, in welcher eine Frau wohnete, die er das Jahr vorher genothzüchtiget hatte. Das Weib

kannte

kannte ihn so gleich wieder, und klagte ihn vor den Kabaschirs an. Er wurde also eingezogen, vor sie geführet, und weil keine Zeugen bey dem Verbrechen gewesen waren, so brachte der Pfaffe das Gefäß mit dem Zeugungstranke hervor, wovon aber der Neger nicht trinken wollte; als nun das Weib einige Tropfen von diesem geheimnißvollen Trank getrost verschluckte, so gewann sie ihre Sache, und der Neger muste ihr 6 Unzen Gold bezahlen. Nachdem er dem Spruche der Richter ein Genüge geleistet hatte, so gestund er die That. Ein anderer Neger, welcher angeklagt wurde, daß er seinen Freund erschlagen, versicherte, daß er niemals den geringsten Zank mit ihm gehabt hätte; er verschluckte also den fürchterlichen Trank unerschrocken, und wurde mithin von der ihm beygebrachten Beschuldigung so gleich frey gesprochen.

Eine himmelschreyende Ungerechtigkeit aber, welche die Negern noch nicht unter sich haben abschaffen können, ist die Gewohnheit der Schuldforderer, vermöge welcher sie den Nachbarn ihrer Schuldner das erste beste wegnehmen, was sie nur erwischen können, und den Eigenthümern dabey sagen, daß sie sich solches von denen sollten bezahlen lassen, an welchen sie Forderung haben. Eben die Bewandniß hat es mit den Drohungen, die sie an gewisse Hausväter ergehen lassen, daß sie einen von ihren eben genannten ermorden wollten, wenn er ihnen nicht so gleich diejenige Summe erlegte, die sie ihren Söhnen oder Vettern geliehen hätten. Denn wenn diese Bösewichter dergleichen Drohungen würklich ausüben, so hat der gedachte Hausvater das verübte

Ver-

Verbrechen eben so sehr zu verantworten, als wenn er es selbst begangen hätte. Zu Axim haben sich die Manceros, von welchen wir vorher geredet haben, die Entscheidung der kleinen Zwistigkeiten zugeeignet. Wenn ein Neger also beleidiget ist, so gehet er zu diesen jungen Leuten mit den Worten: „dieser oder jener hat mich beleidiget, ich übergebe „und überliefere ihn also euch; strafet ihn, wie er „es verdienet hat.“ Alsbald wird der Verbrecher eingezogen, verhöret, fast jederzeit überzeugt, und zu einer Geldstrafe verdammet, für welche so gleich Brandtwein angeschaffet wird.

Ehe ein Krieg angekündiget wird, so läßt der König die Vornehmsten seines Volks zusammen kommen, und trägt ihnen die Ursachen vor, die ihn nöthigen, einen Krieg anzufangen. Wenn er ihnen nun sorgfältig zu Gemüthe führen kann, was sie für ansehnliche Beute machen können; so sind sie ihm selten zuwider. Er schickt also sogleich einen Titi oder Herold, welcher seinem Feinde den Krieg ankündigen muß, um sich wegen der angethanen Beleidigungen zu rächen, und ihm zugleich den Ort, Tag und Stunde anzuzeigen, wo und wenn die Schlacht geschehen soll. Dergleichen Kriege sind nun entweder mehr oder weniger blutig, nachdem die Partheyen mehr oder weniger auf einander erbittert sind: selten bleiben über 1000 Mann auf dem Platze, und es würden deren viel weniger seyn, wenn die Negern nicht eine grosse Ehre darinnen setzten, ihre Thüren mit den Kinnbacken ihrer Feinde zu bekleiden.

Eilftes Hauptstück.

Anmerkungen über die Negern aus dem Königreich Juida.

Dieses kleine Königreich auf der Küste der Sclaven, liegt, nach der Erzählung der Reisebeschreiber, in einer der angenehmsten Gegenden in der Welt; denn es hat die schönsten Felder, und einen allmähligen Abhang, welcher beständig mit grünen Gebüschen, Pomeranzen- Limonien- und andern Bäumen besetzt ist. Der Boden ist auch so fruchtbar, daß er beständig zwey bis dreymal jährlich Früchte trägt. Nachdem der Reis abgeerndet ist, so säet man Erbsen darauf, und nach diesen Hirse, das türkische Korn aber, nach der Hirse, wenn aber jenes abgebracht ist, so werden verschiedene Arten von Kartuffeln darauf gebauet. Uebrigens wird es in 26 Provinzen eingetheilet, deren jegliche ihre Hauptstadt hat.

Die Einwohner dieses Landes sind grosse, wohlgewachsene und starke Leute: ob sie aber gleich fleissig arbeiten, so ist doch ihre Unwissenheit ungemein groß. Ueber nichts muß man sich so sehr wundern, als über die Höflichkeit, welche aus allen Handlungen dieser Wilden hervor leuchtet. Denn wenn sich der Geringere dem Vornehmern nähert, so fällt er vor ihm auf die Knie, küsset die Erde dreymal, klatscht mit den Händen, und wünscht dem einen guten Tag, welchem er sich verbunden achtet, zu ehren, und vieles

Glück zu seiner Gesundheit. Der Vornehmere hingegen bleibt in seiner Stellung, antwortet verbindlich, klatscht leise in die Hände, und grüsset ihn ebenfalls. Wenn sich nun jener entfernen soll, welches er denn nicht eher darf, als bis er die Erlaubniß erhalten hat, so muß dieses allemal kriechend geschehen: denn bey diesem Volke ist eins der gröfsesten Verbrechen, wenn man in Gegenwart eines Vornehmern, entweder stehet oder sich niedersetzt. Die Hochachtung der Kinder gegen ihre Väter und der Weiber gegen ihre Männer, gehet noch weiter: denn diese nehmen nichts von jenen an, außer auf den Knien, und da sie beyde Hände darzu gebrauchen; welches denn für das Kennzeichen der größten Unterthänigkeit gehalten wird. Wenn sie also zu ihnen reden, so halten sie jederzeit die Hand vor dem Mund, um sie nicht mit ihrem Odem zu beschweren.

Wenn Gleiche einander begegnen, so fallen sie beyde vor einander auf die Knie, klatschen mit den Händen, und wünschen einander viel Glück. Wenn ein Vornehmer nieset, so fallen alle Anwesenden auf die Knie, klatschen in die Hände und wünschen ihm alles mögliche Glück. Eben dieses angenommene Merkmal der Höflichkeit, erstreckt sich auf alle Handlungen des bürgerlichen Lebens, und vornehmlich, wenn der Niedrigere von dem Vornehmern ein Geschenke erhält. Die Ceremonien bey ihren Besuchen, sind denen ziemlich ähnlich, welche die Chineser in ähnlichen Fällen beobachten, ob sie gleich von diesen in allen übrigen Dingen verschieden sind.

Der Reisebeschreiber Atkins merket an, daß

Männer und Weiber sich niederhocken, wenn sie ihr Wasser lassen, und die Weiber berechtiget sind, einen Mann in Geldstrafe zu bringen, welcher sich unanständiger Weise in ihrer Gegenwart entblößte, seine Nothdurft zu verrichten.

So faul und träge nun die Negern auf der güldenen Küste sind, eben so fleißig arbeiten die in dem Königreich Juida. Und zwischen beyderley Geschlechten ist eine solche eifrige Nachahmung, daß man daselbst niemanden müßig siehet. Denn während der Zeit, da die Männer den Ackerbau treiben, Kattunwolle spinnen, Kattunzeuge, Körbe und andere Werkzeuge von Holze oder Eisen, ferner Spiese oder andere Werkzeuge machen; so brauen die Weiber Bier, bereiten die Speisen, oder tragen ihre und ihrer Männer Arbeiten zu Markte. Männer und Weiber aber gehen so ziemlich anständig in Kleidung. Die erstern tragen bis sechs verschiedene Kleider, und dasjenige welches sie über die andern ziehen, hat wenigstens 7 bis 8 Ellen, und sie können sich in dasselbe fast ganz und gar einwickeln. Die rothe Farbe aber ist vornehmlich den Angehörigen des Königes eigen. Auch haben die Weiber mehrere Röcke oder Schürze, die sehr kurz sind, und über dem Bauche mit einer Schnalle befestiget werden. Ueberhaupt aber bedecket sich das ganze Volk niemals den Kopf, es mag auch eine Jahreszeit seyn, welche es wolle. Es giebt aber reiche Negern, welche französische Hüte mit einer Feder und ein Rohr in der Hand tragen. Alle Weiber gehen bis auf die Mitte des Leibes nackend, die unverheyratheten aber ganz und gar,

doch

doch nur so lange, bis sie heyrathen, worinnen ihnen denn die Knaben ohne Bedenken nachahmen.

Ein Neger in Juida hat zuweilen bis 40 Weiber; ihre Oberhäupter deren wohl 3 bis 400 oder gar noch einmal so viel; der König aber niemals weniger als 3 bis 4000.

In diesem Lande weiß man übrigens von Ehecontracten, Morgengaben, Zinsen oder wechselsweisen Geschenken nichts. Das Vieh hingegen wird so ziemlich theuer vertauscht, und die übrigen Waaren gegen die Weiber. Werden sie aber nicht als Jungfern gefunden, so hat man die Freyheit, sie gleich wieder fortzuschicken, und das wieder zu nehmen, was man gegeben hat, sie von den Ihrigen zu erhalten. Hat aber ein unverheyrathetes Frauenzimmer Proben ihrer Fruchtbarkeit geliefert, so geben sich die Männer viele Mühe um sie, weil sie hoffen, mit ihr eine ganze Reihe Kinder zu erzeugen: man ist aber nicht verbunden, sie durch Geschenke zu erhalten. Zu der Gültigkeit der Ehe ist übrigens genug, wenn man um die Tochter bey den Vater anhält, ist man nun wegen des Tausches einig, so wird die Braut von ihren Verwandten zu dem Bräutigam ins Haus geführt, welcher ihr einen neuen Schurz darreicht, der denn gemeiniglich der erste ist, den sie trägt. Hierauf schlachtet man einen Schöps zum Schmause, und der junge Mann, welcher ihn mit den beyderseitigen Eltern verzehret, schickt davon ein Stück seiner jungen Frau. Bey den Hochzeiten der Sclaven, sind noch weniger Ceremonien üblich: denn es wird hier blos die Einwilligung der Herren erfordert. Die Kinder aber, welche aus diesen

Ehen erzeugt werden, gehören dem Herrn des Mannes, wenn es Knaben, dem Herrn der Frau aber, wenn es Töchter sind.

Weil die Negern ganz ausnehmend eifersüchtig sind, so ist es auch nicht erlaubt, ihre Weiber anzurühren, oder sie einmal anzusehen. Wenn also ein gemeiner Mensch in das Haus eines vornehmen Herrn kommt, so muß er mit lauter Stimme schreyen: Ago, welches denn so viel bedeutet, daß sich die Weiber retiriren sollen. Diejenigen, welche sich unterstehen dieses Gesetz zu übertreten, bekommen Stockschläge.

Uebrigens haben beyde Geschlechter gleiche Freyheit, sich von einander zu scheiden. Ein Mann, welcher sich von seinem Weibe scheidet, muß ihren Eltern doppelt so viel bezahlen, als sich die Kosten des Schmauses damals betragen haben, da er sie heyrathete; will aber das Weib von dem Manne, so muß sie ihm diejenige Summe wieder entrichten, die er auf die Hochzeit verwendet hat. Uebrigens müssen die Weiber, eben wie auf der güldenen Küste, während der Zeit ihrer monatlichen Schwachheit, in der Einsamkeit leben, und nicht eher wieder zu ihren Vätern oder Männern kommen, als bis sie sich wohl gewaschen, und sorgfältig gereiniget haben. Sonst pflegen die Weiber, wenn sie 15 bis 16 Jahr alt sind, in Juida schon ein oder zwey Kinder zu haben; sie bekommen aber deren selten über 5 bis 6. Werden sie aber 25 bis 30 Jahr alt, so gebähren sie nicht mehr.

Weil nun alle Weibsbilder von den Weibern des Königes an, bis auf die allergemeinsten, sehr viel arbeiten müssen; so werden viele Mädgens bewogen,

lieber

lieber den ganz freyen Stand zu erwählen, und gar nicht zu heyrathen; in welchem denn einige, die den mehresten Zulauf haben, den Besuch in einem Tage von 30 Männern annehmen. Der gewöhnliche und gesezte Preis ist nicht über einen Pfennig. Wenn die reichen Weiber sterben wollen, so pflegen sie gemeiniglich eine Sclavin zu kaufen, und mit derselben dem gemeinen Wesen ein Geschenk zu machen, welche Freygebigkeit denn für eine sehr fromme Handlung gehalten wird, die Belohnung verdienet.

Daß also das kleine Königreich Juida so volkreich ist, rührt bloß daher, weil in demselben eine so grosse Menge von Weibern unterhalten wird. Daher giebt es Hausväter, die öfters bis 300 Kinder haben: derjenige aber, welcher nur halb so viel hat, schäzt sich schon für unglückselig. Mithin konnte ein gewisser Statthalter einen mächtigen Feind, bloß mit seinen Kindern, Enkeln und Sclaven zurück schlagen. Gemeiniglich werden in einem jedweden Monate bis 1000 Sclaven auf dem Markte verkauft.

Wenn ein Vater stirbt, so erbt dessen ältester Sohn nicht nur sein Vermögen und Vieh, sondern auch seine Weiber, mit welchen er nachher als der Ehemann lebt, nur seine Mutter und väterliche Großmutter ausgenommen.

Die Negern in Juida spielen ungemein gerne, vornehmlich aber die Hazardspiele. Nachdem sie alles verlohren haben, was sie nur besitzen, so ist es eben nichts seltenes, daß sie sich selbst auf das Spiel setzen; da sie denn ihres Gegners Sclaven werden, welcher sie denn auch ohne Barmherzigkeit auf dem ersten besten Markte verkauft. Die vernünftigern

aber vertreiben sich lieber die Zeit mit der Tobacks-pfeife, einer Unterredung, oder bezechen sich im Palm- oder Brandweine. Die Musik und das Tanzen sind auch ein Theil ihres Vergnügens; will man aber ihre Lustbarkeit so gleich stöhren, so darf man nur einmal den Tod nennen: denn sie halten abergläubischer Weise dafür, daß dadurch seine Ankunft beschleuniget wird, wenn man ihn nennet.

Die Reisebeschreiber vermuthen, daß die Negern in Juida einige wenige Begriffe von dem höchsten Wesen haben, welchem sie die Allmacht und Allgegenwart zuschreiben. Dieses Wesen, sagen sie, hat die Welt geschaffen, und verdienet daher den Vorzug vor den Fetischen, welches selbst seine Geschöpfe sind. Dieser grosse Gott aber ist viel zu erhaben, als daß er sich um uns bekümmern sollte; er verlangt daher weder Gebet noch Opfer, die Regierung über die Welt aber hat er den Fetischen übergeben. Unterdessen glauben sie doch, daß der Donner von ihm herrühre. Sie haben auch einige Vorstellungen von der Hölle, dem Teufel und der Erscheinung der Geister. Die Hölle befindet sich, nach ihrer Meinung, an einem Orte unter der Erde, wo die Bösen mit Feuer gequälet werden. Man erzählet auch, daß eine von ihren alten Hexen, nachdem sie einige Monate unsichtbar gewesen, auf einmal wieder erschienen sey, und ihnen erzählet habe, sie habe sich in der Hölle befunden. (Warum oder auf was für Art sie dahin gekommen sey, wird nicht gemeldet.) Hier habe sie einen alten königlichen Minister angetroffen, der erschrecklich gepeiniget worden wäre.

Dieses Volk hat auch die Beschneidung, wissen aber selbst nicht, aus was für einer Ursache sie unter ihnen eingeführet ist. Ihre Fetischen können in zwo Classen eingetheilet werden, in grosse und kleine. Zu jener gehören die öffentlichen oder allgemeinen Fetischen, dergleichen sind z. E. die Schlange, Bäume, das Meer, der Agoya und Euphrates, welcher lezte ein grosser Fluß in dem Lande ist. Von der Schlange aber wollen wir weiter unten reden. An gewisse grosse Bäume aber wenden sie sich, wenn sie die Heilung der Krankheiten erbitten wollen; mithin opfern sie ihnen alsdenn einen Teig von Hirse, türkischen Korne und Reis. Dieses sind die zweyten Fetischen. Das Meer aber macht die dritte Art aus. Zur Zeit des Ungewitters nemlich, wo die starke Bewegung der Wellen keine Fischerey oder Ausschiffung der europäischen Waaren verstattet, bringet man ihm ebenfalls Geschenke. Man läst ihm einen Ochsen schlachten, und wirft einen güldenen Ring so weit in das Wasser, als es möglich ist. Der Euphrates, welcher in der vierten Classe der Fetischen stehet, wird mit einem feyerlichen und zahlreichen Umgang geehret, den man auf seinen Ufern, zur Zeit der Theurung, veranstaltet. Die Priester bringen ihm nemlich im Namen des Volks eine grosse Menge Getraide, wovon sie ihm einige Hände voll opfern, das übrige aber gar weislich aufheben. Der Agoya, welcher die lezte Classe ausmacht, ist ein abscheuliches Götzenbild von schwarzer Erde, welches nicht so wohl einem Menschen, als vielmehr einer Kröte, ähnlich siehet. Gemeiniglich stehet er auf einem Fußgestelle von rothem Thone;

ist mit einem Stück rothem Tuche bekleidet, und mit Eidexen und Schlangen gecrönet, zwischen welche rothe Federn gesteckt sind. Oben siehet man ein Eisen, oder die Spitze von einem Spieße hervorragen, auf welcher eine grosse Eidexe steckt, unter welcher sich aber ein zunehmender halber Mond von Silber befindet. Dieses Götzenbild ist unter der Aufsicht des grossen Opferpriesters, gerade gegen demselben über aber sind drey hölzerne Schüsseln, deren eine 15 bis 20 Kugeln von Erde enthält.

Der Agoya ist übrigens diejenige Gottheit, bey welcher man sich Raths erhohlet, mithin ist wohl kein Neger oder negrisches Frauenzimmer, nur ein wenig andächtig oder bedachtsam, welches diesen Götzen nicht in zweifelhaften Fällen, und wegen des Ausganges ihrer Unternehmungen, um Rath frägt. Zu erst muß der Götze einige Geschenke haben, und alsdenn der Pfaffe auch das seinige; welcher, wenn er nun mit der Freygebigkeit der Opfernden zufrieden ist, die Kugeln aus der einen Schüssel so lange in eine andere wirft, bis die Anzahl in allen dreyen ungleich ist, und das thut er oft nach einander. Alsdenn spricht er mit grossem Nachdrucke aus, daß der Agoya denjenigen gefaßten Vorsatz nicht nur genehmige, sondern daß er auch glücklich von statten gehen werde. Mit diesem Ausspruche trift freylich der Erfolg nicht allemal überein, wenn aber die Negern sehen, daß sie oft betrogen sind, so werfen sie lieber die Schuld auf sich, als daß sie ihren ehrwürdigen Diener des Agoya der Betrügerey beschuldigen sollten. Denn es wäre in der That eine unerhörte Gottlosigkeit, wenn man den Vorhang

zerreissen wollte, welcher diejenigen Heimlichkeiten verbirgt, der den Götzen und seinen Opferpriester so genau mit einander verbinden.

So groß aber die Hochachtung der Negern gegen ihre hohen Fetischen auch immer seyn mag, so wird doch ihre Anbetung durch die unzählige Menge der kleinen Götzenbilder sehr getheilt, die sie sich selbst nach Belieben wählen, und mit welchen sie ihre Hütten, Felder, Heerstraßen und so gar die kleinsten Fußsteige, auszieren. Die allermeiste Achtung aber, erweisen sie der Schlange. Diejenige, welche in Juida angebetet wird, hat einen dicken runden Kopf, schöne und ofne Augen, eine kurze und spitzige Zunge gleich einem Pfeile, eine sehr langsame Bewegung, auffer, wenn sie auf eine giftige Schlange losgehet. Sie hat einen kurzen spitzigen Schwanz, eine sehr schöne braun und gelb gestreifte weisse Haut; ist ganz ausnehmend zahm; und, wenn man sie von ohngefähr tritt, so entfernt sie sich, ohne daß sie merklich böse wird. Sie ist ohngefähr so dick als die Lende eines Mannes, und gemeiniglich sieben und einen halben Fuß lang. Dieser Schlange etwas zu Leide zu thun; ist bey ihnen ein sehr schweres Verbrechen.

Die Negern aus Juida erzählen, daß sie ihre heilige Schlange schon vor vielen Jahren entdecket hätten, und sagen: „sie hätte eine andere Gegend „verlassen, von deren Einwohnern sie wäre angebe„tet worden; die sich aber eines so heiligen Schutzes „durch ihre Bosheit und Sünden unwürdig gemacht. „Denen in Juida wäre es also sehr lieb gewesen, daß „ihnen die Schlange den Vorzug vor jenen zugestan-

„den,

„den; sie hätten sie also mit ungemeinen Ehrenbezeu„gungen auf- und angenommen und sie in einem „seidenen Teppich in denjenigen Tempel getragen, wo „sie gegenwärtig ist."

Dieser Erzählung des Bosmann fügt Desmarchais noch bey: „es sey gewiß, daß diese Schlange „ursprünglich aus Ardra komme; und behauptet, „daß, als die Armee von Juida bereit gewesen wäre, „mit der von Ardra zu schlagen; so sey aus dieser eine „grosse Schlange hervorgesprungen, und in jene ge„flüchtet. Sie hätte nicht nur nichts schreckliches, in „Betracht ihrer Gestalt, an sich gehabt, sondern sie „wäre so zahm gewesen, daß sich niemand hätte ent„halten können, sie zu schmeicheln. Der Oberpriester „aber hätte sie auf die Arme genommen, und aufge„hoben, um sie der ganzen Armee zu zeigen. Bey „dem Anblicke dieses Wunders, wären alle Negern „auf ihre Knie gefallen, hätten ihre neue Gottheit „angebetet, wären hierauf mit doppelter Herzhaftig„keit auf ihre Feinde losgegangen, und hätten über sie „einen vollkommenen Sieg erhalten. Diese glückliche „Begebenheit habe das ganze Volk der Tugend der „Schlange beygemessen, folglich habe man sie mit „allen Ehrenbezeugungen aufgenommen, ihr einen „Tempel gebauet, ein Capital zu ihren Unterhalte „bestimmet; und dieser neue Fetische habe in kurzen „den Vorzug über alle alten Gottheiten erhalten. „Der Dienst, den man ihr erwiesen, habe sich immer „dadurch vermehret, je mehrere Wohlthaten man ihr „zu verdanken, sich schuldig erkannt hätte..... Das „zu ihrer Aufnahme erbauete erste Gebäude, sey, dem „Ansehen nach, zu klein gewesen. Mithin habe man

„ihr

„ihr einen neuen Tempel errichtet, mit Vorhöfen und „geräumigen Zimmern, und sowohl einen Oberprie„ster oder Pabst, als andere Priester zu ihrem Dienste „bestimmet. Man wählte daher jährlich einige sehr „schöne Jungfrauen, die ihr geweihet würden. Das „merkwürdigste aber sey, daß die Negern in Juida „glaubten, diese Schlange, die sie heut zu Tage anbe„ten, sey eben diejenige, welche ihre Vorfahren auf„genommen und der sie einen rühmlichen Sieg zu „verdanken hätten."

Man darf eben nicht zweifeln, daß die Nachkommen dieser berühmten Schlange, sehr zahlreich geworden seyn. Sie wird auch in dem Lande um destomehr geehret, weil sie diejenigen guten Eigenschaften ihres Stammvaters nicht verändert hat. Wenn also ein Neger einer von dieser Art begegnet, so giebt er ihr zu fressen und zu saufen, und behält sie mit Vergnügen bey sich. Ist sie ein Weibgen und gar trächtig, so macht er ihr ein Nest, wo sie ihre Jungen ablegen kann, und füttert diese auch so lange, bis sie sich selbst das Fressen suchen können. Die Europäer haben daher die Negern sehr boshaft gemacht, wenn sie eine Fetischenschlange getödtet haben. Aus dieser Ursache wurde einsmals eine englische Niederlage zerstöhret und alle Factors dey derselben ermordet, weil einer unter ihnen eins von diesen Thieren getödtet, welches sich zwischen einigen Ballen Kaufmannswaaren durchgeschlichen hatte. Wenn heut zu Tage den Fremden in diesem Lande dergleichen Thier begegnet; so bittet man sie mit gefaltenen Händen, daß sie ja der heiligen Schlange schonen sollen. Indessen sind sie einem sehr

beschwer-

beschwehrlich; denn sie kommen öfters haufenweise in die Häuser, und bleiben zuweilen 5 bis 6 Tage darinnen. Das einzige Mittel, sich von diesen unverschämten Gästen zu befreyen ist, daß man einen Neger ruft, welcher seine Fetischen nimmt, und sie ganz höflich heraus führet. Unterstünde sich aber ein anderes Thier, eine solche Schlange zu tödten, so würde es gewiß die Rache der Negern sehr schwer empfinden. Ein Schwein, welches einem holländischen Factor zugehörte, wurde einsmals darüber aufgebracht, als eine solche Fetischenschlange es auf eine gar zu gemeine Art schmeichelte; es machte sich also über sie her, und fraß sie auf. Sogleich fiengen die Pfaffen ein lautes Geschrey über die Entheiligung ihres Götzen an, und ließen ihre gerechten Klagen dem Könige vortragen, welcher denn so gleich alle Schweine im Königreiche zum Tode verdammte. Mithin büßeten einige tausend das Leben ein, und diese Thiere würden in dem ganzen Juida ausgerottet worden seyn, wo nicht der König, der eben nicht blutdürstig war, durch einen entgegengesetzten Befehl, dem Eifer der Pfaffen und dem allgemeinen Blutbade Einhalt gethan hätte, welches diese im Sinne hatten.

Uebrigens giebt es in allen diesen kleinen Provinzen des Königreichs Juida Wohnungen oder kleine Tempel, in welchen die Fetischenschlangen ihren Aufenthalt und Nahrung haben: man nennet sie Derbois und es gehet kein Neger vor ihnen vorbey, ohne sich daselbst aufzuhalten, diesen lebendigen Götzen anzubeten und sich dessen Befehle auszubitten. Die Weiber, welche das Amt der Priesterinnen vertreten,

müssen

müssen ihnen täglich zu fressen und zu saufen bringen, worzu der Staat die Kosten hergiebt. Sie beantworten auch diejenigen Fragen, welche die Anbeter an diese Schlangen ergehen lassen. Ihr vornehmster Tempel ist unter einem grossen Baume nicht weit von der Hauptstadt, und in demselben ist auch das Heiligthum des Vaters aller Fetischenschlangen. Man sagt, sie sey so dick, wie ein Mensch im Leibe, und von einer ungeheuren Länge. Man ruft sie an, wenn es zu viel oder zu wenig regnet, um eine reiche Erndte zu erhalten, und damit die Krankheiten der Thiere aufhören. Der oberste Priester, dieses kriechenden Thieres, dessen Geitz und Verschlagenheit eben so groß ist, als womit alle übrigen Pfaffen der falschen Gottheiten ausgezeichnet werden, fordert unaufhörlich, daß dem Götzen geopfert werden solle, und wenn dieses nicht oft genug geschiehet, so drohet er dem Land mit Mißwachse. Alsdenn aber giebt das Volk lieber alles hin, was ihm auch noch so nöthig ist, wenn es nur dessen Zorn besänftigen kann. Zuweilen will es aber der König nicht gestatten, daß man diesen Forderungen ein Gnüge leistet, und wagt es lieber, einen vorgegebenen Mißwachs zu erleben, als daß seine Magazine, zum Besten der Pfaffen ausgeleeret werden, deren Prophezeyhungen durch die erfolgende Erndte, fast jederzeit widerlegt werden.

Desmarchais macht uns eine Beschreibung von einem allgemeinen Umgange, welcher zu seiner Zeit in dem Tempel der Schlangen im Jahr 1725. gehalten worden ist, und den er mit angesehen hat. Zuerst ist eine grosse Menge Häscher mit langen Stäben erschienen, welche das Volk zu beyden Seiten zu-

zurück getrieben, Platz zu machen und niederzufallen. Hierauf ist ein Corps Fußvolk gekommen, welche vier Mann hoch marschiret und hinter welchen der oberste Trommelschläger des Königes mit zwanzig andern und einer gleichen Anzahl von Querpfeifern gefolget sind, und den Zug eröfnet haben. Nachher sind 12 königliche Weiber gekommen, welche die vor die Schlange bestimmten Geschenke getragen haben. Alsdenn der oberste Kammerdiener, mit unbedeckten Haupte, einem Stabe in der Hand und gleich den grossen Herrn, mit einem Schurze umgeben, welcher bis auf die Erde gereicht. Nach ihm 20 Trompeter, 30 Soldaten, 20 Querpfeifer, eben so viel Trommelschläger, und 12 andere königliche Weiber mit Körben, in welchen die Lebensmittel für die Schlange gewesen sind. Auf diese erste Abtheilung sind 3 königliche Zwerge mit langen Schurzen gefolgt; der Oberceremonienmeister mit unbedeckten Haupte und einem Stabe in der Hand; ferner 40 Musquetiers, 20 Trommelschläger, eben so viele Trompeter, eine gleiche Anzahl von Querpfeifern und abermal 12 königliche Weiber mit Geschenken der Königin Mutter, deren 3 Kammerdiener einen prächtigen Lehnstuhl trugen; dessen Lehne dem einen von ihnen auf dem Rücken befestiget war, die andern beyden aber denselben bey den Füssen trugen. Hierauf ist die Königin allein selbst gefolget, mit einem Stabe in der Hand. Ihr Anzug hat in verschiedenen langen Schurzen bestanden, die hinter ihr her geschlept haben, von prächtigen Zeuge gewesen sind, und auf dem Kopfe hat sie eine rothe Haube getragen. Hinter ihr sind 3 Weiber gefolget, die eben-

falls

falls sehr prächtig gekleidet gewesen; ferner 12 andere Weiber, die die Trommeln geschlagen, eben so viele, welche Trompeten, und eine gleiche Anzahl, welche Flöten geblasen haben. Der oberste Opferpriester aber, ist mit blossen Haupte, einem Stabe in der Hand, zulezt gekommen; endlich hat diesen Zug eine grosse Menge von Musquetiers, Häschern oder Pedellen beschlossen, welche bloß zu dem Ende da gewesen sind, das Volk zuruck zu halten.

So wie man nun zu dem Tempel gekommen ist, so hat sich der ganze Zug bey der Thüre zur Erde geworfen, sich mit dem Gesichte gegen dieselbe geneiget, mit den Händen geklatschet, sich den Kopf mit Staube bedecket, und ein grosses Freudengeschrey erhoben. Hierauf haben sich die Musicanten mit ihrem abscheulichen musicalischen Geräusche hören lassen, wobey zugleich die Soldaten ein beständiges Feuer mit ihren Flinten gemacht. Die Weiber sind darauf in den innern Hof gegangen, und die Königin Mutter hat die Geschenke dem obersten Opferpriester überliefert; welcher ihr aber nicht einmal die Ehre gestattet hat, die grosse Schlange zu sehen. Auch erhält so gar der König diese Gnade nicht: sondern er muß dem obersten Priester sein Anliegen, Zweifel oder Frage entdecken, durch dessen Mund denn der Großfetische seine göttliche Antwort nachher ertheilet.

Nach dieser Erzählung der Reisebeschreiber, wollen wir uns bemühen, einen Theil derjenigen Lügen und Betrügereyen zu entdecken, womit sich diese Pfaffen der Götzenbilder gemeiniglich abgeben. Indem sie sich die Leichtgläubigkeit des Volkes zu Nutze

machen, so bilden sie demselben ein, daß von der Zeit an, da das türkische Korn gesäet wird, bis dahin, da es Mannshoch ist, die Schlange sich damit beschäftige, indem sie liebenswürdige Jungfern besuche, welchen sie mit Liebe zugethan ist; diesen flößete sie einen hitzigen und gleichsam wütenden Trieb ein, welcher bloß mit der grösten Sorgfalt geheilet werden müste. Zufolge dieses, ist eine besondere Wohnung neben den Tempel dieses Götzen gebauet, in welchen die Mütter aus Thorheit ihre Töchter hinein schicken, sich daselbst einige Monate aufzuhalten; da ihnen denn die Eltern während dieser Zeit, nicht nur die nöthigen Lebensmittel reichen, sondern ausser diesem noch eine Summe Geldes erlegen müssen, damit sie von einem Uebel befreyet werden, womit sie niemals behaftet gewesen. Weil nun dieses ein Künstgrif der Pfaffen ist, und die jungen Weibsbilder auch unter der Hand unterrichtet werden, was sie daselbst thun sollen; so stellen sich diejenigen, die noch keinen Umgang mit der Schlange gehabt haben, jährlich so, als ob sie der Fetische gerührt hätte, und verlangen mit einem grossen Geschrey nach derjenigen Wohnung, wo sie geheilet werden können. Diejenigen nun, welche sich hier wohl befinden, offenbaren das Geheimniß gewiß nicht, weil ihnen selbst daran gelegen ist; die aber, welche einigermassen Ursache hätten, sich zu beschweren, unterlassen es, um nicht die empfindlichen Würkungen der Bosheit der Pfaffen zu erfahren. Mithin wird der Betrug niemals offenbar.

Die Ehefrau eines gewissen Negers, welche sich vielleicht auch wohl dabey befunden hatte, da sie vors

vormals als Jungfer die Probezeit allhier ausgehalten, kam auf den Einfall, abermal einen solchen Auftritt zu machen, und stellete sich, als ob sie närrisch wäre. Ihr Mann aber, welcher ohnfehlbar befürchtete, an der Schlange einen Nebenbuhler zu bekommen, führete sie so gleich an die Seeküsten, anstatt daß er sie in das vorerwehnte Gebäude hätte bringen sollen, und wollte sie an einige brandenburgische Kaufleute verhandeln, welche damals eben ihre Ladung der Sclaven versammelten. Als nun das Weib sahe, daß die Sache ernsthaft wurde, und sie in die Sclaverey fallen sollte; so warf sie sich ihrem Manne mit thränenden Augen zu Füssen, und gelobte ihm auf das heiligste an, daß sie niemals wieder einen solchen Fehler begehen wollte. Dieser ließ ihr auch Vergebung angedeyen: wäre aber diese Begebenheit vor die Priester gekommen, so würde der Fetische ohne Zweifel das Todesurtheil über beyde Eheleute gesprochen haben.

Während der Zeit, da der Reisebeschreiber Desmarchais in Juida gewesen ist, hat eine Prinzessin des Königes die Jungfernkrankheit dieses Landes bekommen, worauf man sie denn ebenfalls in die heilige Wohnung geführet, wo sie sich aber nur so lange aufgehalten hat; bis sie von ihrem Unsinne geheilet worden ist: als sie wieder herausgekommen, so hat sie mit allen ihren Gesellinnen so gleich die Freyheit erhalten, und ist mit ihnen, wie im Triumphe, wieder auf das Schloß ihres Vaters gezogen. Anstatt nun, daß sie die Pfaffen hätte für die Cur bezahlen sollen, so erhielt sie von dem ganzen Volke sehr stattliche Geschenke; und es ist sehr wahrscheinlich, daß

der König mit dem obersten Pfaffen der Schlange dasjenige theilet, was dieser Betrug einbringet. Auſſer diesen müssen wir noch zufolge der Nachrichten verschiedener Schriftsteller, hinzufügen, daß jedesmal, da diese geheime Betrügerey in Gefahr ist, entdeckt zu werden, sehr viele Wunder geschehen, solches zu verhindern, welches so viel heißt, man nimmt zu Morden und Giftmischungen seine Zuflucht, womit man den Unverschwiegenen die Mäuler stopft.

Die Diener, welche die nichtswürdige Geistlichkeit der Fetischenschlange ausmachen, bestehen in zwo Classen, die Priester und Priesterinnen: gegen beyde hat man eine solche Achtung, daß sie niemals zum Todte verdammet werden können, sie mögen ein so grobes Verbrechen begehen, als sie immer wollen. Von diesem Gesetze aber hat man doch eine Ausnahme gemacht, und zwar wegen der beleidigten Majestät. Der oberste Opferpriester ist nur allein berechtiget, in das Zimmer der grossen Fetischenschlange zu gehen; seine Würde ist erblich, und wird auf seine Kinder fortgepflanzet; er ist der vornehmste in dem Königreiche nach dem Monarchen, und gebohrner Statthalter der Provinz Beti, wovon er den Nahmen führet. Alle männliche Nachkommen der Priester, sind vermöge ihrer Geburth ebenfalls Priester. Man erkennet sie leicht an den Narben, die in ihrer zarten Jugend an ihrem Leibe gemacht werden; denn andere Kleidung als das gemeine Volk, tragen sie nicht; es wäre denn, daß sie Vermögen besäßen, und sich wie die Grossen des Reichs kleiden könnten, weil dieser Vorzug an ihrem Stande haftet. Alle diese

Betrü-

Betrüger erschöpfen übrigens den Staat durch allerley Erpressungen, und sie erlangen durch die Handlung, die sie treiben, noch mehrern Reichthum.

Die Betas oder Priesterinnen sind allerseits von unverschämten Stolze aufgeschwollen, und lassen sich unsinniger Weise Kinder Gottes nennen. Sie üben der durchgängigen Gewohnheit des Landes zuwider, die Herrschaft über ihre Männer aus, und lassen sich von ihnen auf den Knien bedienen: welches denn die Negern bewegt, sich, so viel als an ihnen ist, zu widersetzen, damit ihre Weiber nicht zu der fürchterlichen Ehre der Priesterinnen gelangen. Werden sie aber wider ihren Willen darzu erwählet, so dürfen die Männer, nach den Gesetzen, nicht zu wider seyn.

Jegliche Jahre werden mit vielen Feyerlichkeiten eine gewisse Anzahl von Jungfrauen erwählet, welche von den übrigen Weibern abgesondert, und der Schlange geweihet sind. Die Jungferpriesterinnen müssen übrigens diese Wahl verrichten. Um die Zeit, da das türkische Korn zu grünen beginnet, laufen sie mit Keulen durch die Gassen der Stadt, gleich als ob sie unsinnig wären, und zwar nach dem Untergange der Sonne die Nacht hindurch, bis sie wieder aufgehet, und schreyen: Nigo bodiname, welches so viel heißt, als: stehet stille, nehmet; worauf sie denn alle diejenigen Jungfern, welche von 8 bis 12 Jahr sind, mitnehmen, die ihnen nur in die Hände fallen. Es darf sich ihnen auch niemand widersetzen, wenn sie sie nur nicht mit Gewalt aus den Häusern nehmen. Diese Jungfern, von welchen ihre Eltern glauben, daß sie hierzu durch das Schick-

sal bestimmet sind, bekommen die Merkmaale der Schlange, so gleich, als sie in die Probe treten. Sie werden sehr gelinde behandelt, und in den heiligen Tänzen und Gesängen unterrichtet, welche zu dem Dienste des Götzen gehören. Der letztere Zeitpunkt ihres Unterrichts aber, ist unangenehmer: denn sie müssen sich auf allen Theilen ihres Leibes gewisse Vorstellungen von Blumen, Thieren und vornehmlich von der Schlange, machen lassen. Nachdem ihre Probezeit zu Ende ist, so führen die alten Priesterinnen diese angehenden, in einer sehr dunkeln Nacht wieder vor die Häuser ihrer Eltern; wo sie denn mit vielen Hochachtungsbezeugungen und Ehrfurcht, wieder aufgenommen werden. Einige Tage nachher kommen diese nichtswürdigen Lehrerinnen, und fordern eine Summe Geldes, für den Unterhalt dieser jungen Mädgens. Nun darf man aber gar nicht mit ihnen handeln, wo man nicht will, daß die vorerwehnte Summe zwey oder dreymal so hoch angesetzt werden soll. Dieses Geld wird in drey Theile getheilet: einen bekommt der Opferpriester, den andern der König, und die Priesterinnen den dritten.

Gegen das vierzehente Jahr, das ist, wenn sie mannbar sind, kehren diese jungen Priesterinnen wieder in den Tempel zurück, sich mit der grossen Schlange zu vermählen, da sie denn von ihren Eltern, zu dieser feyerlichen Handlung, recht aufgeputzt werden. Man führet sie also eine nach der andern in einen gewölbten Keller, in welchen zwo oder drey Schlangen seyn sollen, die sich mit ihnen durch Gevollmächtigte verheyrathen. So wie sie nun wieder heraus kommen, so erhalten sie den Titel, Weiber

der

der grossen Schlange, und diesen behalten sie die Zeit ihres Lebens. Aus dieser Vermischung entstehen jederzeit Nachkommen, die eine menschliche Gestalt haben. Zuweilen nehmen die Negern welche davon zu Weibern, jene müssen aber feyerlich versichern, daß sie ins künftige gegen sie eine auserordentliche Hochachtung bezeugen wollen. Andere hingegen, die keine Männer erhalten können, verkaufen ihre Gunstbezeugungen dem gemeinen Wesen, alle aber nehmen an der grossen Menge der Opfer Theil, welche der Schlange, als ihrem ersten Gemahle, gebracht werden.

Die Verwaltung der Gerechtigkeit in dem Königreiche Juida, beruhet auf der Person des Königes, welcher seine vornehmsten Bedienten zu Beyständen hat. Ist also ein Verbrechen begangen, so versammelt er diesen seinen Rath, fordert und zählt die Stimmen, um deren Verhältniß gegen einander auszumachen. Kommen nun die Meynungen der Räthe mit seinen Gedanken überein, so wird der Spruch so gleich vollzogen, wo aber nicht, so behält er sich das Recht vor, nach seiner höchsten Gewalt zu urtheilen. Der Mord und Ehebruch mit den königlichen Weibern, sind fast die einzigen Verbrechen, welche in diesem Lande die Todesstrafe verdienen. Die Mörder werden lebendig aufgeschnitten, ihnen die Eingeweide aus dem Leibe gerissen und verbrannt. Der Körper aber wird wieder mit Salz ausgefüllt und an einem öffentlichen Orte zur Schau ausgesetzt. Der Ehebrecher einer Gemahlin des Königes wird, nachdem er des Verbrechens überführet worden ist, zu dem Gerichtsplatz geführet und daselbst auf eine kleine

Anhöhe gestellet, wo er einige Zeit den Grossen des Hofes zum Ziele dienet, nach welchen sie mit ihren Spiessen werfen: nachher schneidet man ihm, in Gegenwart der Mitschuldigen, diejenigen Gliedmaßen ab, womit er sich versündiget hat, und diese muß er selbst ins Feuer werfen. Zuweilen wirft man sie alle beyde in einen tiefen Graben, begießt sie nach und nach mit siedendem Wasser, und überschüttet sie mit Erde. Auch bindet man zuweilen den Liebhaber an einen eisernen Bratspieß, und läßt ihn braten, da indessen seine Mitschuldige mit siedendem Wasser, welches die übrigen königlichen Weiber, ihr so lange auf den Kopf schütten müssen, bis sie todt ist, und auf diese Weise gebraten wird.

Wenn der gemeine Mann des Ehebruchs überführet ist, und der König das Todesurtheil gesprochen hat, so sucht man ihn so gleich auf, wenn er noch nicht in Verhaft ist; findet man ihn nun, so wird er auch an eben dem Orte, wo man ihn ertappt, sogleich ermordet, und sein Leib öffentlich so lange zur Schau ausgesetzt, bis er entweder ganz verfault ist, oder ihn die Thiere gefressen haben. Wegen dieser Strenge rechtfertiget sich der König mit diesen Worten: „würde der Ehebruch nicht auf diese Weise gestraft, so „würde die Ruhe der Familien beständig gestöhret; „übrigens kann das Volk hieran ein Beyspiel nehmen, „damit es das Ehebette seines Nächsten nicht beflecket." Zuweilen bedienet sich der König seiner Weiber, die gethanen Aussprüche zu vollstrecken, und schickt deren zuweilen drey bis vierhundert, das Haus und die Grundstücken eines Verurtheilten zu plündern. Einsmals erfuhr ein unschuldiger Neger, daß

er

er sehr vieler Laster wegen angegeben wäre, und der König befohlen hätte, daß sein Haus geplündert werden sollte. Anstatt nun, daß er die Flucht hätte nehmen sollen, so blieb er mitten auf seinem Hofe ganz ruhig, ließ aber einige 1000 Pfund Pulver um sich herum streuen, und als die königlichen Weiber ankamen, so bedrohete er sie, daß, so bald sie nur das geringste anrührten, er sich so gleich mit ihnen in die Luft sprengen wollte. Die gefährliche Weibermiliz zog sich also in Bestürzung zurück, und berichtete dem Könige den schlechten Ausgang ihrer Commission. Unterdessen aber hatten die Freunde des Negers diesen schon bey dem König gerechtfertiget, so, daß er sein aus Uebereilung gesprochenes Urtheil so gleich wieder zurück nahm.

Die geringern Vergehen werden mit Geldstrafen gebüßet. Kann die Anklage aber nicht bewiesen werden, so nimmt man seine Zuflucht zu den Fetischen, wie auf der güldenen Küste, oder man führt den Beklagten an das Ufer eines Flusses, welcher neben dem königlichen Schlosse fließt, und stürzt ihn in das Wasser: denn die Negern glauben, dieser Fluß habe die Eigenschaft, daß alle diejenigen darinnen ersaufen müssen, welche ihr Gewissen mit Lastern beflecket hätten. Die Negern aber sind zu geschickte Schwimmer, als daß sie sich aus dieser Probe nicht mit Ehren heraus wickeln sollten; sie können auch derselben gar überhoben seyn, wenn sie nur dem Könige eine Geldbuße erlegen: welche denn auch wohl der Zweck dieser seltsamen Ceremonie ist. Wenn zween Negern einander etwas versprechen wollen, so, daß keiner von beyden seine Zusage brechen soll; so

macht ein jeder von ihnen neben sich ein kleines Loch in die Erde, und läßt einige Blutstropfen hineinfallen, die sie mit Erde kneten, und nachher jedweder einen Klos davon verschlucken. Dieser Eid ist so heilig, daß ein jeder, der ihn bräche, unfehlbar davon sterben würde. Die Art zu seinen Schulden zu gelangen, die man ausstehen hat, ist eben so, wie auf der güldenen Küste. Uebrigens ist das Vergeltungsrecht in Juida üblich, und aus diesen und andern Bemerkungen haben die Reisebeschreiber Gelegenheit genommen, zu vermuthen, die Negern hätten es schon seit der Zeit des Salomo von den Juden erhalten; und daß Ophir, wohin dieser weise König seine Schiffe geschickt habe, kein ander Land sey, als Sophala. Sie geben auch vor, daß die Hochachtung, die sie gegen die Schlange hegen, von den Vorstellungen herrühreten, die sie von derjenigen Schlange hätten, welche Moses in der Wüsten aufgerichtet. Eben diese Bewandtniß habe es auch mit der Beschneidung, welche fast durchgehends auf dieser ganzen Küste üblich ist.

Die Negern haben übrigens in Juida eine ganz gute Meynung von den Weibern, weil sie gestatten, daß die Krone ihres Königes auf den ältesten Sohn komme, wenn anders derselbe zu der Zeit gebohren ist, da der Vater auf dem Thron gesessen hat. Dieser künftige Erbe muß also in ein entferntes Land gebracht, und daselbst als ein gemeiner Mensch erzogen werden, ohne etwas von seinem Stande und Rechten der Geburt zu erfahren, und ohne den geringsten Unterricht von der Regierungskunst zu erlangen. Aus dieser Ursache wird

zu

zuweilen ein junger Prinz von der Heerde Vieh weggenommen und auf den Thron gesetzt, das Land zu regieren, Der Ehrgeitz der Vornehmsten des Volks aber, erhellet vornehmlich aus diesem Betragen: denn sie sind auf die gedachte Weise gewiß, daß sich der König jederzeit ihres Rathes bedienen muß, welcher ihm, wegen seiner ausnehmenden Unwissenheit, unentbehrlich ist. Zuweilen geschiehet es, daß ein König von Juida erst 6 bis 7 Jahre nachher gekrönet wird, da er schon die Regierung angetreten hat; während dieser langen Zeit aber hat er nicht die Freyheit, aus seinem Schlosse zu kommen. Die Krönungsceremonie aber, wird mit einer Verehrung der Fetischenschlange angefangen, auf welche reiche Opfer erfolgen: nachher kommen alle Grossen herbey, und fallen vor dem erledigten Throne nieder, da indessen die Abgeordneten einen Herrn des Königreichs Ardra suchen, welcher schon seit undenklichen Zeiten das Amt verwaltet, dem Könige von Juida die Krone auf das Haupt zu setzen. Dieses Fest dauret 14 Tage nach einander. Der Edelmann von Ardra aber, bleibt übrigens 40 Tage gegenwärtig, damit er sich von seiner beschwerlichen Reise von 15 oder 20 Meilen wieder erhohlen kan; er verrichtet auch die Krönung nicht eher, als bis er durch einen Curier von seinem Herrn vernommen hat, daß die nöthige Vorbereitungen, vor dem Thore der Hauptstadt Ardra, Kraft der alten Verträge beyder Reiche mit einander, geendiget seyn, und worzu der König von Juida die Kosten geben muß. Alle kleinen hierbey vorfallenden Feyerlichkeiten wollen wir hier nicht beschreiben, deren sich der Herr von

Ardra bedienet, der die Krönung verrichtet, und zwar in dem Augenblicke, da er dem Könige den Helm abnimmt, und ihm denselben wieder auf den Kopf sezt: „Sehet! Unterthanen, dieser ist euer Kö„nig, seyd ihm getreu; so werden eure Bitten dem „Könige meinem Herrn angenehm seyn.„

Die Einkünfte des Königes von Juida bestehen in den Abgaben von allen, was gekauft und verkauft wird, in den Geschenken von den europäischen Comtoiren, in Geldstrafen und Einziehungen der Güter. Alle Unterthanen sind das ganze Jahr hindurch verbunden, diejenigen Ländereyen, welche dem Könige gehören, zu besäen und abzuerndten. Das Getraide müssen sie in die Magazine liefern, und den Tempel der grossen Schlange, wenn es nöthig ist, entweder mit ihren Händen ausbessern, oder die Kosten darzu hergeben. Der König würde sehr reich seyn, wenn nicht der gröste Theil der Steuern, eben wie anderwärts, in den Händen derer bliebe, die sie einnehmen. Die Gaben, welche der Bauer täglich entrichten muß, werden auf die Kleidungen der königlichen Weiber verwendet.

Uebrigens betrachten die Negern in Juida ihren König als eine Gottheit, und nähern sich ihm niemals ohne einem mit Ehrfurcht verbundenen Schauder. Man erscheinet auch nicht vor ihm, als auf seinen Befehl; nähert sich ihm nicht anders, als auf den Knien, und in dem man mit dem Bauche auf der Erde lieget. Die, welche ihm des Tages früh ihre Ehrfurcht bezeugen, strecken sich vor der Thüre seines Schlosses auf der Erde aus, küssen dreymal den Staub, sagen eine gewisse Anbetungs-

formel

formel her und klopfen dabey in die Hände. Ein Wort aus seinem Munde macht sie zitternd, diese Furcht aber verschwindet so gleich, als er weg ist, und ein recht hofmäßiges Betragen, niederträchtige Schmeicheleyen, boshafte Verbindungen, abscheuliche Lügen u. d. gl. sind ihnen lauter Kleinigkeiten, wenn sie nur die Absichten ihres schädlichen Ehrgeitzes oder schmutzigen Geldhungers erreichen können. Sie, sind zwar nicht so geschliffen, als unsere Europäer, allein sie gleichen ihnen an tiefsinniger Klugheit und verschlagenen Wesen. Denn eben diejenigen Grossen des Staats, welche wir im Staube liegend geschildert haben, theilen alle Gewalt mit ihrem Regenten, und dieser mischet sich niemals anders in ihre besondere Zwistigkeiten, als nur unter dem Vorwande einer Vermittelung. Sie haben Vorrechte, die er nicht kränken würde, und, wenn sie zuweilen einem Nachbar, ohne seine Einwilligung, den Krieg ankündigen, so würde er ihm auch zugleich angekündiget seyn, so bald er sich unterstünde, ihnen zu widersprechen. Ein König in Juida speiset niemals öffentlich, aber er trägt kein Bedenken, vor seinen Unterthanen zu trinken. In was für einem Zimmer seines Schlosses er eigentlich schläft, weiß man niemals; und wenn man einige Bedienten darum fragen wollte, so würde man zur Antwort bekommen: „glaubt ihr denn, daß Gott schläft?"

Von dem Tode des Königes an, bis daß sein Nachfolger wieder auf den Thron kommt, verfliessen gemeiniglich 3 Monate: und während dieser Zeit, in welcher man auf keine Gesetze achtet, gehet es sehr unordentlich zu, weil sich allerley Räubereyen in dem

Lande

Lande hervorthun, welche Ursache sind, daß niemand seines Lebens, Vermögens, und der Ehre gesichert ist. Nachdem aber diese Tage eines regierlosen Zustandes verflossen sind, so wird alles wieder ordentlich. Binnen dieser Zeit wird das Gebäude abgetragen, wo der verstorbene König seine Wohnungen gehabt hat, vor seinen Nachfolger aber ein neues gebauet.

Das Grab, in welches der König versenkt wird, ist 15 Fuß ins Gevierte, und 5 Fuß tief, und einem Keller ziemlich ähnlich. Achte von seinen Gemahlinnen, werden aus den übrigen erwählet, die ihm in die andere Welt folgen müssen. Diese werden lebendig begraben, welches zu verstehen ist, man erdrücket und erstickt sie, durch die Menge der Erde, welche man in das Grab oder Keller auf sie wirft. Derjenige vornehme Bediente aber, welcher bey dem Leben des Monarchen, dessen Liebling gewesen ist, wird jederzeit dem Geiste seines verstorbenen Herrn geopfert. Denn er hat alle Ehre und Vorrechte genossen, so lange der König gelebt hat; so bald er aber diese Stelle erlanget hat, ist er auch darzu bestimmet worden, ihn nicht zu überleben. Den übrigen Bedienten, welche der oberste Opferpriester erwählet hat, daß sie dem Verstorbenen in der andern Welt zu einem Gefolge dienen sollten, werden die Köpfe abgeschlagen, und über diesem unglückseeligen Haufen der Opfer, die um dem Gewölbe herum begraben, und deren Köpfe in einiger Entfernung aufgesteckt sind, macht man einen Haufen von Erde, auf welchen die Waffen des Königes nebst allen seinen Fetischen gepflanzt werden.

Zwölftes Hauptstück.

Anmerkungen über das Königreich Ardra.

Wenn man die Küsten ausnimmt, so ist das Königreich Ardra den Europäern wenig bekannt. Es liegt sehr nahe an dem Ufer des Meeres, wo es einen mäßigen Strich Landes zwischen dem Königreiche Juida und Benin einnimmt; man sagt aber, daß es weiter in das Land hinein ungleich breiter wäre. Die Luft ist in diesem Lande ganz ausnehmend ungesund, vornehmlich den Europäern, welche daselbst nicht lange leben; die Einwohner des Landes aber, sind durchgehends stark, und werden sehr alt. Das Land ist flach, eben und sehr fruchtbar; an einigen Orten ist es mit Holzungen bewachsen, zwischen welchen sehr angenehme Thäler liegen. Es bringet indisch Korn, Hirse, Kartuffeln von verschiedenen Arten, Limonien, Pomeranzen, Cocusnüsse, Palmwein und Salz im Ueberflusse hervor.

Der König von Ardra hat seinen Sitz in einer Stadt mit Nahmen Assem oder Azem, welche die Europäer gemeiniglich Groß-Ardra nennen. Ihre Häuser sind ziemlich ordentlich gebauet, die Gassen breit, reinlich und enthalten ein zahlreiches Volk. Das königliche Schloß ist zwar sehr groß, aber nicht besser gebauet, als die übrigen Häuser der Bürger; übrigens giebt es in derselben auch ziemlich gute Gärten. Dieses ist die Beschreibung, welche uns die Reisebeschreiber von gedachter Stadt machen, die im

Jahr 1724, als der König von Dahome sich des Königreichs Ardra bemächtigte, ganz und gar umgestürzt wurde.

Die Sitten, Regierungsform und Religion der Negern in diesem Lande, haben mit denen in Juida viele Aehnlichkeit. Ihre Kleidung bestehet in verschiedenen Schurzen von Zeuge, welche sie selbst machen, und von welchen einige entweder mit Goldfäden oder Lahne durchwürket sind. Personen von Stande tragen über den Schultern eine Art von kurzen Manteln. Der König aber ist mit zween Schurzen bedecket, deren einen er über dem andern, wie eine Jacke, trägt; der eine aber ist viel länger, als der andere. Zuweilen thut er auch noch wohl eine seidene Scherpe hinzu, welche für ein Degengehänge passiren kann, nebst einer Haube mit Spitzen, welche ihm bis auf die Schultern heruntergehet, und auf dem Kopfe eine kleine Krone von schwarzem wohlriechenden Holze bedecket. In der Hand aber trägt er jederzeit eine kleine Geißel.

Die Weiber daselbst besitzen vielen Reitz und halten sich sehr reinlich: sie sparen keine Sorgfalt, denen Männern zu gefallen, von welchen sie wissen, daß sie eckel und dabey geil sind.

Die gewöhnlichen Speisen sind Reis, verschiedene Hülsenfrüchte, Kräuter, Wurzeln, Rind- und Schöpsenfleisch, Federvieh und Hundefleisch, welches die Negern am allerliebsten essen. Ihr Getränke aber ist eine gewisse Art Bier, welches Pitau genennet wird.

Die Männer in dem Königreich Ardra haben die Freyheit, so viel Weiber zu nehmen, als sie ernähren können. Die königliche Gemahlinn aber, hat

das

das besondere Vorrecht, daß sie die übrigen Weiber ihres Gemahls ihrer Nothdurft wegen, verkaufen kann, wenn er ihr dieselbe verweigert. Die vornehmen Herren heyrathen lauter Jungfern von vornehmen Stande, die nicht über 10 Jahr sind. Diese nehmen sie so lange unter ihre Mägde, bis sie vermögend sind, den Stand der Weiber anzutreten. So lange sie noch Jungfern sind, gehen sie ganz und gar nackend, und bedecken auch nicht einmal dasjenige, was die Schaamhaftigkeit zu bedecken gebietet; außer alsdenn erst, wenn die Zeit der Vollziehung der Ehe angesetzet ist. Diese Weiber haben niemals mehr als 2 oder 3 Kinder, und bey den Hochzeiten fallen keine merkwürdigen Ceremonien vor: die Negern können übrigens nicht begreifen, daß ihre Weiber Zwillinge gebähren könnten, ohne Ehebrecherinnen zu seyn.

Die gewöhnlichen Beschäftigungen der Einwohner in Ardra, sind der Ackerbau, die Fischerey, das Salzmachen und die Handlung. Ihre Sprache ist schwer und unangenehm. Bey ihren Leichenbegängnissen wird es eben so gehalten, wie auf der güldenen Küste; nur daß der Befehlshaber in dem Dorfe, denjenigen Zeug hergeben muß, in welchen sie eingewickelt werden. „Sie haben keinen deutlichen Begriff von der Unsterblichkeit der Seele, und dennoch „vermuthet man bey ihnen eine verworrne Erkenntniß von dem höchsten Wesen; weil sie ein Wesen „glauben, welches diejenigen Zeiten ordnet, da ein „jeglicher unter ihnen in der Welt erscheinen, wieder aus derselbigen herausgehen, abermal in dieselbe „wieder zurück kehren muß, und welches überhaupt

„alle Begebenheiten des Lebens nach seinen Gutdün„ken einrichtet. Wenn man den Tod nur einmal „nennet, so zittern sie schon. Ob sie nun gleich „überzeugt zu seyn scheinen, daß Leib und Seele „miteinander verfaulen; so glauben sie doch, daß „diejenigen, welche im Streite für ihr Vaterland das „Leben eingebüßet haben, wieder auf der Erde er„scheinen werden, aber mit ganz neuen Gesichtszü„gen und einer andern Gestalt, so, daß sie auch ihre „allerbesten Freunde nicht kennen würden." Alles dieses ist indessen weiter nichts, als eine politische Erfindung der Pfaffen, den Soldaten Muth zu machen. Wenn sie nun nach einer Schlacht bemerken, daß einige merkwürdige Negern geblieben sind; so bemühen sie sich, ihren Leib wegzunehmen, und ihn heimlich zu begraben, damit der gemeine Mann immerfort glaubt, daß sie nicht würklich gestorben sind, sondern man sie nicht erkennte, weil sie ihre Gesichtszüge geändert hätten. Uebrigens verleitet der Aberglaube die Negern hier zu eben den Ausschweifungen, als in den übrigen Gegenden der Küste. Ihren obersten Pfaffen oder Pabst, halten sie für einen Propheten, welcher, wegen des genauen Vernehmens, in welchem er mit dem Teufel stehet, im Stande ist, künftige Dinge vorherzusagen. In dem Audienzsaale bemerkt man eine häßliche Figur, welche ein Kind ohngefähr von 4 Jahren vorstellet, welches eine weiße Farbe hat, denn die Negern, wie wir schon bemerket haben, geben vor, daß der Teufel unsere Farbe an sich habe. Dieses Götzenbild unterrichtet den obersten Priester in allen dem, was künftig geschehen soll; es dictirt ihm die Aussprüche,

die

die er bekannt machen muß; endlich sagt es auch alle Jahre vorher, daß europäische Schiffe ankommen werden, und beschreibt überhaupt die Güter und Menge der Waaren, die sie mitbringen. Wenn aber dieser Teufel, in gewissen Fällen, den Negern wichtige Dienste leistet; so behandelt es sie dahingegen in andern sehr hart; denn diese unglückseeligen Leute beklagen sich sehr oft, daß sie von ihm geschlagen werden. Denn man hört sie wenigstens sehr oft des Nachts im finstern erbärmlich schreyen, und hiervon soll das die Ursache seyn, was wir jetzt eben gesagt haben.

In dem Königreich Ardra wird der Eigenthümer eines Hauses, wo eine Feuersbrunst ausgekommen ist, am Leben gestraft, die Priester ausgenommen. Derjenige, welcher dem Befehle vom Hofe nicht nachlebt, wird geköpft, und alle seine Kinder zu Sclaven gemacht. Der Gläubiger aber kann seinen Schuldner verkaufen, wenn er nicht bezahlen kann. Ein Eheweib, welche mit einem Sclaven die Ehe gebrochen hatte, wird eine Sclavin desjenigen Herrn, welchem ihr Liebhaber angehöret, wenn er von einem höhern Stande ist, als der beleidigte Ehemann; ist er aber niedriger, so wird der Mann der Herr des ehebrecherischen Sclaven.

Alle Einwohner von Ardra müssen ihrem Könige ein ziemlich starkes Kopfgeld bezahlen. Die Truppen des Landes bestehen in 40,000 Mann Reuterey, und alle Unterthanen sind ohne Unterscheid gehalten, die Waffen zu ergreifen, so bald sie den ersten Befehl erhalten, Kinder und alte Männer ausgenommen. Die Waffen der Soldaten sind Säbel und Flinten;

auch haben sie Bogen und Pfeile, Dolche, kurze Spieße und hölzerne Keulen.

Dreyzehentes Hauptstück.

Anmerkungen über das Königreich Benin.

Die meisten Erdbeschreiber setzen das Königreich Benin oder Benni zwischen den 19ten und 35 Grad der Länge, und 10ten Grad nordlicher und dritten südlicher Breite. Folglich geben sie ihm ohngefähr 930 Meilen in die Länge, von Abend gegen Morgen, und 640 deren von Mitternacht gegen Mittag in die Breite. Bey dieser Voraussetzung sind die Grenzen des Landes gegen Abend, der Meerbusen Benin und die güldene Küste, Nigritien gegen Mitternacht; die Königreiche Mayack und Makoko gegen Morgen, und der Meerbusen Congo gegen Mittag. Weswegen denn die Länder Juida, Ardra und viele andere, in der Mitte liegen würden. Diese geographische Beschreibung aber gründet sich blos auf Nachrichten, die sehr wenig ächt sind, und diejenigen Reisenden, welche am meisten auf ihrer Hut sind, sich nicht betrügen zu lassen, muthmasen nur, daß dieses Land an der Küste herunter von dem Vorgebürge Lagos an, bis zu dem Flusse Forcados, ohngefähr 170 Meilen lang seyn möchte.

Die Einwohner des Königreichs Benin sind von ziemlich guter Gemüthsart, angenehm, höflich und sehr klug. Sie nehmen gern Geschenke an, jedoch, um sie gedoppelt wiederzugeben. Man kann

alles von ihnen erhalten, auch so gar das, was sie selber am nöthigsten brauchen, jedoch auf eine schickliche Art; will man aber Gewalt brauchen, so läuft man Gefahr, gar nichts zu bekommen. In ihrem Umgange sind sie sehr höflich; in dem aber, was ihren Eigennutz betrift, ungemein mißtrauisch und zurückhaltend. Gegen die Fremden haben sie viel Liebe, verfahren sehr billig gegen sie, und gestatten es niemals, daß ein Europäer ungestraft beleidiget wird. Lässet ein Neger dieses Vergehen zu Schulden kommen, so ziehet man ihn ein; bindet ihn die Hände auf den Rücken, und nachdem ihm vorher der Kopf niedergebückt ist, so haut man ihm denselben mit dem Beil ab. Sein Körper aber wird geviertheilet, und den wilden Thieren vorgeworfen. Ob nun dieses Volk gleich in seinen Handlungen sehr gerecht und vorsichtig verfähret, so kann es doch seine Unkeuschheit nicht bändigen: sondern es glaubt, alsdenn genug gethan zu haben, wenn es dieselbe nur für jedermanns Augen verbirgt. Daher ist es den Beninern ein Vergnügen, wenn sie sich mit Zoten unterhalten können; allein sie wollen nur einen Vorhang davor gezogen wissen, und derjenige, welcher davon am zweydeutigsten reden kann, wird für den sinnreichsten gehalten.

Die Mannspersohnen von Stande kleiden sich in diesem Reiche ziemlich prächtig: sie tragen ein Stück weißen Nesseltuch, das eine Elle lang und halb so breit ist, statt der Hosen. Drüber haben sie einen feinern Zeug von Seide oder Baumwolle, welcher nicht kürzer ist, als 15 oder 16 Ellen, sehr künstlich in Falten gelegt, und mit einer Scherpe aufgebun-

bunden, deren Ende mit einer Franze und güldenen Spitze gezieret ist. Der ganze obere Theil des Leibes aber bleibt nackend.

Die Weiber tragen lange Röcke von Nesseltuche von verschiedenen Farben. Vorne sind sie mit Schnallen fest gemacht. Der Kopf und die Schultern sind mit einem kleinen Mantel bedeckt, oder auch einem Schleyer einer Ellen lang. Um den Halse aber tragen sie viele Reihen von Corallen; an ihren Armen und Beinen bemerkt man eine grosse Menge glänzender Ringe, von Kupfer oder Eisen. An den Fingern tragen sie auch viele Ringe. Bis in das 12te Jahr gehen die Kinder beyderley Geschlechts ganz und gar nackend, und zuweilen gar so lange, bis sie heyrathen; es wäre denn, daß man von dem Könige die ausdrückliche Erlaubniß erhielte, daß sie Kleider tragen dürfen, welches denn für eine grosse Gnade gehalten wird. Die Männer lassen ihre Haare wachsen, und zieren sie mit einigen darzwischen gesteckten Stückgen von Corallen: die Weiber aber legen sie in grosse und kleine Locken, und machen daraus oben auf dem Kopfe eine Erhöhung, die einem Hahnenkamme ähnlich ist, welcher Aufzug deswegen einige Annehmlichkeit haben muß, weil unsere lächerlichen Trachten in Europa fast eben so sind. Das Palmöl aber, womit sie sich bestreichen, giebt ihnen eine gelbe Farbe, die ihnen eben diesen Vortheil nicht gewähret.

Die Reichen des Volks leben ziemlich leckerhaft. Ihre vornehmsten Speisen sind Rind- und Schöpsenfleisch, Geflügeltes, und Kartuffelmehl, wovon sie eine Art Brod backen. Die Armen aber nehmen mit frischen Fischen vorlieb, die entweder in Wasser gekocht,

kocht, oder nachdem sie vorher eingesalzen, an der Sonne gedörret sind.

Die Vielweiberey ist in diesem Lande üblich; wie viel Weiber aber ein jedweder nehmen soll, hänget von seinem Gutdünken, Liebe oder Vermögen ab. Wenn um ein Mädgen bey den Aeltern angehalten ist, worzu denn allemal einige Geschenke erfordert werden; so führet man sie, ohne fernere Umstände, zu ihrem künftigen Manne. Anstatt, daß nun derselbe in dem Hause einen Schmaus geben sollte, so schickt er einem jeden von seinen Freunden eine Portion Essen ins Haus. Die Negern sind eigentlich über keine Männer eifersüchtig, als nur über ihre Landsleute; denn den Europäern gestatten sie alle mögliche Freyheit mit ihren Weibern: haben sie aber auf dieser Seite viele Nachsicht zu genüssen, so ruhet auf der andern Seite die ganze Last des Hauswesens auf ihnen. Denn sie müssen kaufen, verkaufen, ihre Kinder in Obacht nehmen, die Lebensmittel bereiten und auch den Ackerbau treiben. Diejenigen Weiber aber, welche das Unglück haben, unfruchtbar zu seyn, sind ein Spott des Volks. Während ihrer Schwangerschaft schlafen sie bey ihren Männern nicht. Kommen sie mit einem Knäblein nieder, so wird dasselbe gleich, als ob es der Krone gehörte, dem Könige dargereicht. Ist es aber ein Mädgen, so bleibt sie so lange bey ihrem Vater, bis zu ihrem mannbaren Alter; alsdenn kan sie nach ihrem Gutdünken mit sich verfahren. Beyde Geschlechter werden beschnitten; welche Gewohnheit sie von ihren Vorfahren erhalten haben, mehr aber wissen sie davon nichts. So viele Schmerzen übrigens diese Operation ver-

ursachet, so ist sie doch ohne Zweifel lange nicht so schmerzhaft, als diejenigen Schnitte, Zerritzungen, oder Stiche, die man an ihrem Leibe macht, um an demselben gewisse unauslöschliche Bilder hervorzubringen. Wenn der siebente Tag nach der Geburt eines Kindes vorbey ist, so muß der Vater den Seinigen und Freunden einen Schmaus geben, welche Ergötzlichkeit und Freudenbezeugung aus der Ursache herrühret, weil das Kind alsdenn von dem bösen Geiste nichts mehr zu befürchten hat: bey welcher Gelegenheit denn auch Essen und Trinken auf den öffentlichen Landstrassen ausgesetzet werden muß. Ein ganz besonderer Umstand, und aus welchem erhellet, was für eine Tyranney mit dem alten Herkommen verbunden sey, ist dieser: daß, da man in der Hauptstadt des Königreichs Benin die Geburt zweener Zwillinge für ein sehr glückliches Zeichen hält, in der Stadt Arebo, ob sie gleich zu eben dem Reiche gehöret, eine solche Frau grausamer Weise mit ihren beyden kleinen Kindern geopfert wird, wenn sie Zwillinge gebohren hat, und dieses Opfer einem gewissen Teufel gebracht wird, den man in dem nächsten Walde verehret. Die Frau kan gerettet werden, wenn man an ihrer statt einen Sclaven opfert, die beyden Kinder aber müssen ohne Barmherzigkeit sterben. Dieses Holz, wo der Teufel seinen Sitz hat, ist bey den Negern so heilig, daß sie weder ihre Weiber, noch die Wilden aus andern Gegenden, hineinlassen. Unterstehet sich solches aber ein Europäer, so können sie sich nicht genug verwundern, daß er wegen dieser Entheiligung, nicht sogleich auf der Stelle eines grausamen Todes stirbt.

Unter-

Unterdessen geben die Pfaffen vor: daß der Götze die Handlungen der Weissen zu sehr verachtete, als daß er über dieselben aufgebracht werden könnte; wenn diese Uebertretung aber von einem Schwarzen geschähe, so würde er, wegen dieses Mangels der Ehrfurcht, bald Rache üben.

Sind die Beniner krank, so nehmen sie ihre Zuflucht zu den Pfaffen, welche ihnen alsdenn einige einfache Arzneymittel verordnen; wollen diese nichts helfen, so wird geopfert. Da es nun zuweilen geschiehet, daß auch beyde nicht anschlagen; so ermangeln diese Lügendiener nicht, den Mangel eines guten Erfolgs dem Verstorbenen zur Last zu legen. Man mag übrigens so viel Vertrauen auf diese Pfaffen setzen, als man wolle, so sind sie deswegen doch nicht reicher: denn die Einwohner opfern ihr Vieh gemeiniglich selbst in den Häusern.

Ueber die Menge der Mordthaten aber, welche bey dem Ableben eines Königes, oder andern vornehmen Herrn, verübet werden, muß man billig erstaunen, und daß dadurch das Königreich Benin nicht längst entvölkert worden ist. Denn so bald ein negerischer König den Geist aufgegeben hat, so öfnet man neben seinem Schlosse ein grosses Loch, welches unten sehr weit ist, oben aber nur eine kleine Oefnung hat. In dieses wirft man zuerst die Leiche des Königs; nachher die meisten von seinen Bedienten beyderley Geschlechts, die ihm in seinem Leben gedienet haben. Hierauf legt man den Stein wieder oben auf die Oefnung und nimmt ihn nicht eher wieder hinweg, als den folgenden Tag. Alsdenn aber neigt sich ein gewisser hierzu bestimmte Bediente

mit dem Kopfe gegen den Boden dieser Gruft, und fragt diejenigen in allem Ernste, welche den Tag zuvor hineingestürzet sind, ob sie den König angetroffen hätten. Hört er nun das geringste Geschrey oder Wehklagen, so wird die Oefnung gleich wieder zugedeckt; und diese grausame Gewohnheit wird immer so lange fortgesetzt, bis man gar kein Winseln mehr höret. So bald nun der Thronfolger diese Nachricht erhält; so giebt er so gleich dem Volke auf dieser Todtengruft einen stattlichen Schmaus, welcher bis in die Nacht dauret. So wie aber diese herein gebrochen ist, so zerstreuen sich die abscheulichen Gäste durch alle Gassen der Stadt, machen alle diejenigen Einwohner nieder, die ihnen begegnen, und werfen ihre Leichen als neue Opfer, die das Volk seinem Könige macht, in die vorerwehnte Gruft.

Wenn ein Bürger von Benin in einer andern Gegend des Reichs stirbt, die von dieser Stadt ziemlich weit entfernet ist, so trocknet man seinen Körper bey einem gelinden Feuer, legt ihn in einen Sarg, und bringt ihn nach der Hauptstadt. Die Trauer bestehet darinnen, daß man sich den Bart oder die Haare vom Kopf schneiden lässet; die Zeit der Betrübniß aber, das heist, da man allerley abentheuerliche Verziehungen des Gesichts macht, darf nicht länger als 14 Tage währen. Wenn ein vornehmer oder reicher stirbt, so werden zuweilen wohl 40, zuweilen auch wohl noch einmal so viel Sclaven ermordet.

Nachdem wir in einer Erzählung bewiesen haben, wie weit sich die Contraste unter den Menschen

erstre-

erstrecken können, so dürfen wir nur unser Augenmerk, zu mehrerer Beglaubigung, auf andere Gebräuche der Beniner richten. Der König und die grossen Herrn sind darauf bedacht, wie sie allen Unterthanen in dem ganzen Königreiche, so viel Arbeit verschaffen mögen, als sie zu ihrem Unterhalt nöthig haben: alte abgelebte Leute aber werden umsonst unterhalten; welches denn die Ursache ist, daß man in dem ganzen Lande keinen Bettler findet. Unter dem ganzen Volk aber ist ein beständiger Umlauf von Geschenken, welche von dem Reichthume zu zeugen scheinen, den einige besitzen, und dem Eigenthume eines jedweden Bürgers.

Obgleich dieses Volk eine starke Handlung mit Sclaven treibt; so gereicht diese doch nicht zum Nachtheile der Bevölkerung. Denn es sind gemeiniglich Negern aus dem innern des Landes, welche an die Europäer verkauft werden. Der Beniner nennet sich zwar einen Sclaven des Staats, er ist aber in der That frey; und der, welcher eines Verbrechens wegen in die Sclaverey verdammet wird, kann nicht auswärts verkauft werden. Dennoch haben die Männer die Erlaubniß, sich auf diese Art von ihren Weibern zu entledigen.

Die Beniner glauben ein höchstes Wesen von einer unsichtbaren Natur, welches Himmel und Erde erschaffen hat, und die Welt nach Gesetzen einer unerforschlichen Weisheit regieret. Weil dieses Wesen aber gut ist, sagen sie, so brauchen wir es nicht anzubeten; da hingegen muß man dem Teufel desto fleißiger opfern, weil er uns unaufhörlich zu verfolgen trachtet. Ihre Anverwandten und Freunde kom-

men

men, wie sie vorgeben, öfters in der Nacht zu ihnen, sie zu besuchen, und verlangen gewisse Sachen, die sie ihnen aber nicht sogleich geben können, als der Tag hereinbricht. Diese Pflicht aber halten sie doch sehr heilig; und wenn sie das verlangte nicht selbst hätten, so würden sie es lieber sogleich von ihren Nachbarn borgen. Was sie aber ihren Fetischen täglich bringen, hat nicht viel zu bedeuten; denn, opfern sie ihnen zuweilen einen Hahn, so bekommt er nur das Blut davon, das Fleisch behalten sie vor sich. Die Opfer aber, welche vornehme Herren jährlich veranstalten, bestehen darinnen, daß sie eine grosse Menge von Ochsen, Kühen, Schaafen und allerley Federvieh, schlachten lassen, von deren Fleische ihren Anverwandten und Freunden ein stattlicher Schmaus von einigen Tagen, zubereitet wird.

Außerdem, daß dieses Volk einige Begriffe von dem göttlichen Wesen hat, welches von ihnen Orissa genennet wird, so glaubt es auch eine Hölle und Paradies, welches in dem Meere seyn soll. Sie glauben auch, daß die menschliche Seele ein würkliches Wesen sey, und nennen sie Passador oder den Führer. Dieser Geist muß dermaleinst entweder ein gutes oder böses Zeugniß von den Handlungen dessen ablegen, den er so treulich begleitet hat. Alle Häuser sind übrigens mit Fetischen gleichsam angefüllet, deren immer einer abentheuerlicher ist, als der andere. Man trift deren auch eine grosse Anzahl auf den Gassen der Stadt, den Heerstraßen und an den kleinsten Fusssteigen an, wo sie in kleine Hütten eingeschlossen sind, und an allen diesen Orten pflegen ihnen auch die Einwohner ihre Opfer zu bringen.

Die

Die Pfaffen des Landes aber rühmen sich, mit dem Teufel in einen gewissen Vernehmen zu stehen, und zwar vermittelst eines Topfes, durch welchen drey Löcher gemacht sind, wo sie Klehen herausnehmen, vermittelst welcher sie künftige Dinge weissagen. Sie genüßen grosse Vorrechte, dürfen aber bey Lebensstrafe nicht aus dem Reiche gehen; und eben diese Strafe würden die Pfaffen aus andern Gegenden leiden müssen, welche sich unterstünden, hieher zu kommen.

Das Jahr der Beniner bestehet aus vier Monathen, und der Sabbath oder Ruhetag kommt alle fünf Tage. Jährlich werden zwey vornehme Feste gefeyert: das Todten- und Corallenfest. An dem Todtenfeste schlachtet man eine grosse Anzahl von Thieren, und opfert überdieses noch 25 Menschen. Diese aber sind gemeiniglich Uebelthäter. An dem Corallenfeste zeigt sich der König seinen Unterthanen öffentlich, und opfert unter freyem Himmel.

Seine Gewalt ist unumschränkt, und sein Wille das höchste Gesetz. Die Unterthanen in diesem Reich werden in drey Classen getheilet. In die Grossen, welche gleichsam nur die Mittler zwischen dem Könige und Unterthanen seyn sollen, in der That aber die Regierung in den Händen haben, weil ohne ihnen nichts unternommen wird; ja so gar diejenigen Klagen des Volks dem Könige nicht einmal vorgetragen werden, welche zu ihrem Nachtheile gereichen könnten. Die zwote Classe sind die Hauptleute jeglicher Gassen. Einige regieren das Volk, andere die Sclaven; diese ferner alles dasjenige, was zum Kriegswesen gehöret, jene aber haben das Vieh, die Früchte

des Landes, die Häuser, u. s. f. unter Händen, aber alles dieses unter dem Befehle der ersten Classe. Die Viadors machen endlich die dritte Classe aus. Unter den Grossen des Hofes sind drey, welche eine Art des Ritterordens tragen, wovon das Zeichen ein Halsband von Corallen ist, welches sie bey Lebensstrafe niemals ablegen dürfen. Ob diese Halsbänder gleich von den Corallen ihren Namen haben, so bestehen sie doch nur entweder aus einer blaß rothen gebrandten Erde, oder glatten Steine, welcher eine Aehnlichkeit mit dem rothgestreiften Marmor hat.

Der älteste Sohn beerbt allemal seinen verstorbenen Vater. Ist er nun von vornehmen Stande, daß er für den alleinigen Erben seines Vaters erkläret werden kann, da er denn das Recht hat, seinem Geschwister, von der Erbschaft so viel zu geben, als er es für gut befindet; so muß er dem Könige einen Sclaven vorstellen, und den drey vornehmsten Ministern noch einen andern. Wenn die Mutter noch lebt, so muß ihr der Sohn ihren hinreichenden Lebensunterhalt anweisen, und sie in dem Genusse alles dessen lassen, was sie von dem Verstorbenen erhalten hat. Die übrigen Weiber gehören sein; er kann sie also sämtlich oder zum Theil zu seinen übrigen Weibern nehmen, und zu seinem Vergnügen gebrauchen, oder arbeiten lassen, damit sie ihm etwas erwerben.

Der Dieb wird auf die Weise bestraft, daß er das Gestohlne wieder ersetzen, und über dieses noch eine Geldstrafe erlegen muß, die dem Gestohlnen und seinem Vermögen Verhältnißmäßig ist. Hat er aber

den Diebstahl in dem Hause eines vornehmen Herrn verübt; so kann ihn nichts vom Tode retten. Auf eben die Weise verliehrt auch der Mörder das Leben, wenn er ein gemeiner Mann ist, begehet aber ein Grosser dergleichen That, so bekommt er die Landesverweisung. Weil man ihn aber niemals wieder siehet, so glauben die Negern, er sey von derjenigen Wache ermordet, die ihn habe an die Gränze bringen müssen. Derjenige, welcher mit der Faust einen erschlägt, muß den Todten auf seine Kosten begraben lassen, einen Sclaven darstellen, welcher an seiner Stelle gestraft wird, und überdieses noch den vornehmsten drey Ministern des Reichs eine Geldstrafe erlegen.

Ein Ehemann, welcher seine Frau des Ehebruchs überführet hat, kann ihr Stockschläge geben lassen, und sie aus dem Hause jagen; überdieses erhält er ein völliges Recht über das Vermögen dessen, welcher die Ehe mit ihr gebrochen hat. Die vornehmen Herrn bey Hofe aber, rächen sich mit eigener Hand: denn wenn sie ihre Weiber in einer solchen Schandthat angetroffen haben, so ermorden sie nicht nur beyde Verbrecher zugleich, sondern lassen auch ihre Leiber den wilden Thieren vorwerfen.

Ist aber der Ehebruch nicht hinreichend bewiesen, so müssen sich die Beklagten auf eine gewisse Art von der Anklage erledigen, so, wie sie an jeglichen Orten eingeführt ist. Man führt sie nehmlich vor den Pfaffen, welcher ihnen die Zunge mit einer Hahnenfeder durchsticht. Dringet diese Feder leicht durch, so ist es ein Zeichen der Unschuld; wird sie aber in der Mitten durch die Fibern aufgehalten, so ist weiter keine Uebers-

zeugung

zeugung nöthig. Bey einer andern Probe nimmt der Pfaffe ein Stück Erde und knetet in dieselbe 7 oder 9 Federn, welche der Beklagte nacheinander herausziehen muß. Gehen sie leicht heraus, so ist es ein Zeichen der Unschuld, im Gegentheile aber ein Beweis von dem würklich begangenen Verbrechen. Die dritte Probe bestehet darinnen, daß man den Saft aus gewissen Kräutern dem Beklagten in die Augen speyet. Empfindet er hiervon keine Schmerzen, so wird er freygelassen; werden ihm aber die Augen davon roth und entzünden sich, so muß er eine Geldbuße erlegen. Ein kupferner in Feuer glühend gemachter und auf die Zunge desjenigen, welcher Ehebruchs beschuldiget ist, gelegter Ring, ist die vierte Probe. Wird ihm die Zunge von demselben verbrandt oder nicht; so ist er in jenem Falle schuldig, in diesem aber unschuldig. Der Eid ist die fünfte Art, sich von der Anklage eines Verbrechens zu retten; hat ihn aber der Beklagte geleistet, so muß er noch eine andere Probe ausstehen, welche aber vor einem Neger eben nicht gefährlich ist: denn man wirft ihn in einen Fluß, welcher, wie die Einwohner des Landes sagen, die Eigenschaft an sich hat, daß alle Verbrecher darinnen ersaufen müssen, die Unschuldigen aber ganz gemächlich ans Ufer bringet, wenn sie auch gar nicht schwimmen können. Weil aber alle Negern sehr gut schwimmen können, sie mögen unschuldig seyn, oder nicht; so können sie sich auch auf diese Probe leicht rechtfertigen. Die Geldstrafen werden unter den Beleidigten, die Obersten der Provinzen und die drey vornehmsten Herrn bey Hofe getheilet. Der König aber erhält nichts davon. Und zwar deswegen, weil er ganz und gar nichts davon

von erfährt, ob entweder Verbrechen begangen, oder andere Zwistigkeiten der Unterthanen vorgefallen sind.

Der regierende König ernennet bey seinem Leben denjenigen seiner Söhne zum Nachfolger, dem er am meisten gewogen ist. Dieses Geheimniß offenbahret er einem von seinen drey Ministern, und so bald der König die Augen geschlossen hat, so lässet dieser, nachdem er vorher schon den Schatz der Krone in seine Verwahrung genommen hat, den Obermarschall zu sich kommen, und zeigt ihm zu sechs verschiedenenmalen den letzten Willen des verstorbenen Königs an. Hierauf läßt der oberste Minister an dem Tage, welcher zu der Ausruffung angesetzt ist, denjenigen Prinz zu sich kommen, welcher zum Regenten ernannt ist, und befiehlt ihm, daß er dem Obermarschall befehlen solle, dem Volke einen König zu geben. Einige Zeit nachher lassen beyde Ministers zusammen eben diesen Herrn abermal vor sich kommen, und zeigen ihm, nachdem er sich vor ihnen auf die Knie gesetzt hat, den letzten Willen seines verstorbenen Vaters an. Hierauf richtet er sich wieder in die Höhe, wird sogleich mit den königlichen Kleidern angethan, und empfängt von den Vornehmsten des Reichs, die gebührende Ehrerbietung. Dieser neue König hält sich alsdenn einige Zeit verborgen, unter dem Vorwande, als ob er sich die Regierungsgeschäfte angelegen seyn ließe. Welche Bemühung aber aus der Ursache ziemlich unnöthig seyn würde, weil er versichert ist, daß seine Ministers, die ihn eben auf den Thron gesetzet haben, ihn weiter nichts lassen, als nur den äußerlichen Glanz der königlichen Würde; übrigens aber das ganze Gewicht der öf-

sentlichen Regierung mit dem eigennützigsten Eifer auf sich laden werden. Bey diesem Hofe beobachtet man übrigens eben die unmenschliche Staatsklugheit, als bey dem türkischen. Denn so wie ein neuer Regent auf den Thron kommt, so werden seine unglückseligen Brüder entweder erstochen oder erdrosselt.

Vierzehentes Hauptstück.

Anmerkungen über das Königreich Loango.

Das Königreich Loango hat gegen Mitternacht zu Gränzen, das Land Gabon; gegen Morgen Mokoko oder Anziko; und gegen Mittag den Fluß Zaire. Seine Länge beträgt 430 Meilen von Abend gegen Morgen, und die Breite von Mitternacht gegen Mittag ohngefähr 320 Meilen. Es ist in verschiedene Provinzen eingetheilet, von welchen die grössesten Mayomba und Kalongo sind.

Diese Provinz Mayomba ist dergestalt mit Holze bewachsen, daß man durch dieselbe ganz und gar im Schatten reisen kann, ohne von den Sonnenstrahlen beschweret zu werden. Es wächst in derselben weder Geträide noch irgend eine Art von körnigten Früchten, sondern die gewöhnlichen Speisen der Einwohner sind Wegerich, Wurzeln, Nüsse, Elephantenfleisch und anderes Fleisch von wilden Thieren, vornehmlich aber Fische, welche in den Flüssen sehr häufig sind. Die Hauptstadt ist zugleich der Sitz des Stadthalters dieser Provinz. Man nennet ihn Manibomma und er giebt dem Könige

in

in Loango von weiter nichts Rechnung, als nur von dem rothen Holze. In dieser Stadt ist ein berühmtes Götzenbild, welches Maramba heißt, und in sehr grossen Ansehen stehet. Es ist in einen grossen Korb gesetzt, welcher die Gestalt eines Bienenkorbes hat, mitten in einem Hause, welches zu seinem Tempel dienet. Hier wird der Götze unaufhörlich um alle Begebenheiten des Lebens um Rath gefragt, vornehmlich, wer einen Diebstahl oder Mord begangen hat. Die Negern dieses Landes sind übrigens dem Aberglauben und der Hexerey so ergeben, daß sie fast gar keine natürlichen Ursachen des Todes glauben, wenn jemand in ihren Viertel gestorben ist; sondern sie lassen alle Nachbarn desselben vor dem Maramba einen Eid schwören, daß sie nicht Schuld an seinem Tode sind. Ist der Verstorbene aber ein vornehmer Mann, so muß die ganze Stadt eben diesen Eid leisten. Ein jeder setzt sich nehmlich, so wie die Reihe an ihn kommt, auf die Knie, nimmt das Götzenbild auf seine Arme, und spricht darauf folgende Worte ganz deutlich: „o Maramba! ich will „die Probe aushalten.“ Denn diese elenden Leute glauben, daß, wenn das Verbrechen auch schon seit 30 Jahren begangen wäre, der Verbrecher nichtsdestoweniger gleich todt zur Erde fallen würde. Diesem Maramba opfert man Männer, Weiber und Kinder von 12 Jahren. Der Ganzas oder oberste Priester, schliesset die Lehrlinge oder angehenden Priester an einem dunkeln Ort ein, wo sie einige Zeit fasten müssen. Hierauf läßt er sie wieder herauskommen, mit dem ausdrücklichen Verbote, den Mund nicht aufzuthun, man möchte sie auch auf eine Art

zum reden zu bewegen suchen, auf welche man wolle. Nach dieser Probe, welche allemal ihre Schwürigkeit hat, werden sie für den Maramba geführet, und der Priester lässet sie bey demjenigen Blute schwören, das aus verschiedenen Oefnungen fließt, die er ihnen auf den Schultern, in Gestalt eines halben Mondes, gemacht hat, daß sie dem Götzen getreu seyn wollen. Diese Negern tragen zum Zeichen ihrer ausgehaltenen Probe eine kleine Schachtel an dem Halse, in welcher einige Reliquien des Maramba enthalten sind.

Die Provinz Kalonga liegt der vorigen gegen Mittag: sie ist sehr fruchtbar an Korn, und man sammelt daselbst eine ungeheure Menge Honig. Ehedem war sie ein eigenes Königreich, und deren Unterthanen frey; gegenwärtig aber stehet sie unter der Herrschaft des Königes von Loango, und erlegt demselben Tribut.

Die Einwohner in dem Königreiche Loango haben von dem höchsten Wesen nur einen sehr unvollkommenen Begrif: Sie nennen es Sambian Pongo; und weil sie von ihm nichts hören, so bekümmern sie sich auch nicht darum, es besser kennen zu lernen. Sie glauben zwar, nach diesem Leben in eine andere Welt versetzt zu werden; sie können sich aber nicht vorstellen, wie diese Veränderung zugehen werde: denn die Lehre von der Auferstehung der Todten halten sie für abgeschmackt. Diese elenden Götzendiener wenden sich mit ihrem Gebete an eine ungeheure Menge von Götzenbildern, unter welche sie die Regierung über die Welt ausgetheilet haben. Einige sind über den Wind und das Ungewitter gesetzt, und

beschützen das Getraide; andere herrschen über die Fische in dem Meere, den Flüssen, wie auch über die wilden und zahmen Thiere, viele lassen sich die Gesundheit der Menschen angelegen seyn, erhalten die Erbschaften und das Vermögen, ordnen den Gewinn bey der Handlung, und krönen die Unternehmungen mit einem glücklichen Ausgange. Alle diese Götzen führen den Nahmen Mokissos: einige von denselben haben eine so ziemliche grobe menschliche Gestalt: andere sind blosse Stöcke, an einem Ende mit Eisen beschlagen, Rohrstäbe, Hörner, die mit Federn ausgezieret sind, und andere Dinge, die von einer eben so grossen Ausschweifung zeugen. So ist z. E. ein runder Topf, der keine Füße hat, vornehmlich ein Mokisso von sehr grosser Tugend: wenn man aber einer sehr schweren Strafe entgehen will, so muß man ja keinen von allen diesen Götzen übergehen, sondern sie alle anbeten: denn die Mokissos sind gar ungemein eifersüchtig auf einander.

Wer sollte aber wohl glauben, daß das Verfahren Mokissos zu machen, zu einem Handwerke geworden sey? denn die Negern haben gewisse Meisters, die sie Engangas Mokissos nennen, von deren Kunst sie sehr viel Rühmens machen. Wenn es also ein Bürger für nöthig hält, sich eine neue Gottheit machen zu lassen, so versammelt er alle seine Nachbarn und Bekannten. Nachdem er ihnen nun die Ursachen angezeiget hat, welche ihn zur Veranstaltung eines neuen Götzen bewogen haben, so bittet er sie um ihren Beystand, neben seiner Hütte eine andere von Palmzweigen zu bauen, in welche er sich denn sogleich einschliest. In derselben steckt er 15 Tage, redet in

den ersten 9 Tagen kein Wort, und zwar vermöge der beyden Papageyenfedern, welche er beständig in den beyden Ecken des Mundes trägt. Will ihn jemand besuchen, so klopft er mit einem kleinen Stabe auf einen Klotz, den er vor sich hat, anstatt daß er ihn auf die gewöhnliche Art mit dem Händeklatschen begrüßen sollte. Nach diesen Vorbereitungen begiebt man sich auf eine Ebene, wo weder Bäume noch Büsche wachsen, mit einem Dembe oder Trommelschläger, um welchen man einen geheimnißvollen Kreis macht. Dieser Dembe fängt darauf an zu trommeln und zugleich zu singen. Nachdem er nun recht lebhaft zu werden beginnet, so giebt der Enganga das Zeichen zum Tanze. Nunmehr läuft die ganze Gesellschaft zusammen, besingt das Lob der Mokissos, und der fromme Neger, um dessen Willen das Fest gefeyert wird, fängt alsdenn auch an, zu tanzen, wenn die übrigen aufgehöret haben. Er tanzt drey Tage nach einander, ohne zu einer andern Zeit aufzuhören, als da er schlafen und essen muß. Nach dem Verlaufe dieser Zeit kommt der Enganga wieder; erhebt ein schreckliches Geschrey, macht abscheuliche Gesichtsverziehungen, schlägt auf verschiedene Klötze, woraus Mokissos gemacht werden sollen, redet ganz unverständliche Wörter, macht verschiedene weiß und rothe Striche auf die Schläfe, Augenlieder und die Brust des Anbeters, damit er rein genug seyn möge, den Mokisso würdig aufzunehmen. Zuweilen siehet man diesen mitten unter den heftigen Verzuckungen, womit er erschüttert wird, eben wie den Enganga durch die Wälder, gleich als wider seinen Willen, lauffen, oder sich in die Einöden

begeben, wo er sich mit grünen Blättern bedeckt. Hier muß man ihn nun wieder mit der Trommel aufsuchen, indem man dieselbe schlägt, denn so bald er deren Schall höret, so kehret er freywillig wieder zurück. Bald darauf aber fällt er in eine Schlafsucht, so, daß er in einigen Tagen kein Glied rühret. Während dieser Zeit wählet der Enganga einen gewissen Zeitpunkt, da er ihn fragt, was er vor eine Verbindung mit seinem Mokisso eingehen wolle. Der Teufel, sagt Ogilby (S. 512.) denn aus diesem Schriftsteller entlehnen wir diese gegenwärtige Nachricht, antwortet darauf durch den Mund seines Anbeters, aber mit einem heftigen Schaume und den Merkmalen der allerstärksten Verzuckung, die den Leib dieses Unglückseligen nicht eher wieder verlassen, als nachdem die Gesellschaft zu seiner Ehre abermal wieder einen Tanz gehalten hat. Alsdenn legt der Enganga den Anbeter einen eisernen Ring um den Arm: welcher denn lieber sein Leben, als diesen Ring verliehren würde. Wie viel man dieser Nachricht übrigens trauen dürfe, wird ein jeder von selbst leicht erachten.

Ueber den Zustand und die Beschaffenheit der Seele nach dem Tode, sind die Negern gar nicht mit einander einig. Denn die Meinung dererjenigen, welche zu der Krone Hofnung haben, bestehet darinnen, daß die Seele eines Verstorbenen, in dem Leibe eines von seinen Angehörigen wiedergebohren werde. Andere scheinen zu glauben, daß Leib und Seele zugleich mit einander vergiengen. Wiederum andere setzen die Seelen ihrer Angehörigen unter die Zahl ihrer Schutzgötter. Auch giebt es welche, die

dafür halten, sie wanderten in ein unterirrdisches Land: und die allermeisten schmeicheln sich, daß sie beständig in ihren Häusern blieben, wo sie in kleinen Wohnungen, die besonders unter dem Dache gebauet wären, die Erstlinge von allen Früchten sehr gerne genössen, die man ihnen vorsetzte.

Uebrigens stirbt, nach der Meinung dieser Götzendiener, niemand eines natürlichen Todes; und der, welcher jemanden ums Leben bringt, kan ihn, durch seine Beschwörungen, wieder mit Gewalt aus dem Grabe hervor und in seine Dienste bringen. Die auf diese Weise erweckten Todten aber, werden von ihren Herren mit ungesalzenem Fleische erhalten: denn, wenn man Salz hinzu thut, so werden sie sichtbar, aller künstlichen Zaubereyen ungeachtet.

Wenn ein Kind gebohren wird, so läst man den Enganga jederzeit holen, der ihm Vorschriften ertheilet, die es in seinem ganzen Leben beobachten muß: dergleichen sind z. E. daß er niemals in einem Kahne über einen Fluß fährt, sondern jederzeit herüber schwimmet; sich den Kopf oder Bart bescheren läst; von gewissem Fleische und Früchten enthält; einen Gürtel von dem Fell eines gewissen Thieres trägt; sich um den Kopf eine Binde bindet, anstatt, daß er eine Haube oder Hut aufsetzen sollte. Die Weiber aber sind eben so wohl an dergleichen lächerliche Beobachtungen gebunden.

Unter der grossen Menge abergläubiger Meinungen der Negern, ist eine vor andern merkwürdig. Wenn ein Einwohner von Loango sich unbedachtsamer Weise auf ein Bette sezt, und bald nachher erfährt, daß die Nacht vorher ein Mann mit

einer

einer Frau darinnen gelegen haben, so muß er so gleich zu einem Schmidt laufen und ihm sein Vergehen anzeigen. Der Schmidt macht also Feuer in der Esse, nimmt den kleinen Finger an der linken Hand des vermeinten Verbrechers, läst ihn selbigen um seinen Kopf drehen, thut einige Schläge mit dem Hammer auf den Ambos, und spricht ihn darauf mit einigen Worten frey, die er ganz leise redet. Diese Ceremonie nennet man Vampa mumba oder die Reinigung. Derjenige, welcher der Vater eines Unsinnigen ist, muß sich enthalten, von gewissen Stücken Büffelfleische zu essen; wird ihm aber nachher ein Sohn gebohren, der mehr Vernunft hat, so ist er von dieser Verbindung frey.

Den Priestern, Grossen des Reichs, und dem Könige selbst, ist sehr viel daran gelegen, daß der Aberglaube unter den Negern erhalten werde. Wenn die Schwester des Königs einen Erben zur Welt gebohren hat; so muß sie sich in ein kleines Dorf begeben, und darf kein Schweinefleisch mehr essen. Beginnet das Kind zu laufen, so wird es zu dem obersten Priester gebracht, welcher ihm verbietet, daß es öffentlich keinen Kola essen soll; in geheim aber lässet er solches zu. Ein anderer Priester befiehlet, sich des Fleisches von verschiedenen Geflügelten zu enthalten, wo er es nicht selbst geschlachtet und zubereitet hat. So wie er endlich seine Wohnung ändert, und sich dem Hofe nähert, so findet er immer Priester, die sich bemühen, seinen Geschmack noch mehr einzuschränken und seine Verbindlichkeiten zu vermehren; so, daß, wenn er auf den Thron kommt,

er eben so geschickt in dem Götzenwesen ist, wie ein Pfaffe.

Die Priester, oder Engangas, werden durch die Tittel der Mokissos unterschieden, zu welchen sie gehören. Jeglichen Tages in aller frühe feyren sie den Dienst des Götzen mit Gebet und heimlichen Beschwörungen. Sie empfehlen die Gesundheit des Königes, der königlichen Familie, die Glückseligkeit des Staats, der vornehmen Häuser, den guten Fortgang der Handlung und Fischerey. Das Volk klatscht darauf mit den Händen, und verbindet seine Wünsche mit den Wünschen des Oberpriesters.

Die Einwohner des Königreichs Loango heissen Bramas. Sie sind munter und von einer langen Leibesgrösse; höflich in ihrem Betragen, aber von verderbten Sitten, eifersüchtig über ihre Weiber; begierig nach Reichthümern; vor den Palmwein nur allein sehr eingenommen; gegen ihre Art der Religion gleichgültig, und nichts destoweniger unter dem ganzen Volke am meisten abergläubig. Die Kleidungen der Männer und der Weiber des Landes, sind mehr oder weniger kostbar, nachdem ein jedweder mehr oder weniger im Vermögen hat; in vielen Stücken aber kommen sie mit der überein, welche die Einwohner in Juida und auf der güldenen Küste tragen. Hier bestehet der gröste Schmuck in einigen Pelzwerken, Papageyenfedern und Franzen aus Elephantenhaaren.

Bey den Heyrathen ist nichts sonderliches zu merken; ausser, wenn sich ein Mädgen vor der Hochzeit hat verführen lassen, so muß sie mit ihrem Liebsten bey Hofe erscheinen, ihren Fehler eingestehen, und

den König um Vergebung bitten. Diese Befreyung macht ihr keine Unehre; allein sie ist unumgänglich nothwendig. Denn ein Mädgen, welches diese Pflicht verabsäumte, würde ihr Vaterland einer abscheulichen Dürre aussetzen, so, daß es darüber vielleicht gar zu Grunde gehen könnte. Die Negern in Loanga heyrathen selten mehr als zwey oder drey Weiber, welche nicht so wohl ihre Weiber, als vielmehr ihre Sclaven sind, weil sie die ganze Last des Hauswesens tragen müssen. Der älteste Sohn ist der einzige Erbe seines Vaters; er muß aber vor den Unterhalt seiner Brüder und Schwestern so lange sorgen, bis sie seiner nicht mehr nöthig haben.

Ogilby erzählet, daß in diesem Lande alle Kinder weiß gebohren, aber in einer Zeit von zween Tagen, vollkommen schwarz werden: er fügt auch hinzu, daß von einem Vater und Mutter, die beyde Negern sind, zuweilen eben so weisse Kinder gebohren würden, als die europäischen sind. Jene führt man alsdenn zu dem Könige und nennet sie Dondos. Sie werden in allen Arten der Zauberey unterrichtet, dienen den Zauberern seiner Majestät, und genüssen das besondere Recht, auf dem Markte alles dasjenige zu nehmen, was sie nöthig haben. Diese weissen Negern dürfen sich auch in Gegenwart des Königes niedersetzen, und haben viele götzendienstliche Gebräuche unter Händen, vornehmlich aber die Verfertigung der Mokissos.

Die Leichenceremonien des Landes haben nichts besonderes; nur müssen wir mit wenigen diejenigen Untersuchungen beybringen, welche angestellet werden, die Ursache des Todes desjenigen zu ent-

entdecken, welcher eben gestorben ist. Diese Untersuchung bestehet darinnen, daß man zu demjenigen Hexenmeister gehet, welcher vor allen andern berühmt ist; der denn, so bald er vernommen hat, daß man ihn um Rath fragen will, sich hinten in seine Hütte auf die Erde sezt, und ein grosses Messer vor sich hat. Dieses berührt er öfters und wendet es um, ohne ein Wort zu sprechen; nachher reibt er sich die Hände eine nach der andern mit vieler Ernsthaftigkeit. Darauf sagen die Freunde des Verstorbenen zu ihm: „Dieser oder jener ist gestorben: ist es durch Zauberey „geschehen? oder haben die Mokissos sein Leben von „ihm gefordert? „ Wenn nun der Zauberer aufhöret seine Hände zu reiben und sie gegen einander schlägt; so sind sie versichert, daß ihr Freund auf Befehl der Mokissos gestorben ist. Fährt er aber fort, die Hände zu reiben, so fragen sie abermal: "der oder „jener ist gestorben; ist es durch Zauberey geschehen, „oder durch den Willen der Mokissos? wer hat ihm „den tödtlichen Streich versezt? wo wohnt er? war „er ein Freund des Verstorbenen? ist er ein Mann? „ist es ein Weib? was für eine Ursache hat ihn zu „dieser That bewogen?" Wenn nun der Zauberer mit eben diesen Bewegungen beständig fortfährt; so gehen die Freunde endlich weg, öfters 2 bis 3 Monate beständig durch die Stadt und verschiedene Wohnungen des Landes, alle Mokissos zu fragen, so lange, bis sie die Wohnung des Verbrechers entdeckt haben. Oefters geschiehet es, daß sie glauben ihn zu kennen, aber sich nicht getrauen ihn zu nennen; alsdenn aber ziehen sie die ganze Stadt auf ihre Seite, und erhalten von demjenigen, welcher darinnen

nen zu befehlen hat, die Erlaubniß, die Sache zu untersuchen. Nachdem sie sich nun in der Hauptstrasse einquartirt und einen Pfaffen zu sich kommen lassen, welcher den wunderbaren Trank zu machen weiß, den sie Bonde nennen; so wählt man in jedweder Gasse einen Mann, welcher dieses Getränke für seine Nachbarn austrinkt: wird er nun von demselben dergestalt getrunken, daß er taumeln und umfallen will; so wird gar nicht mehr gezweifelt, daß der Thäter unter der Anzahl dieser Einwohner sey. Mithin muß einer derselben nach dem andern eben diesen Trank trinken. Wird nun der Mörder unter den Männern nicht gefunden, so müssen die Weiber dran, und eben diese Probe aushalten. Derjenige endlich, welcher würklich umfällt, ist eben hierdurch allein überführt, daß er das Verbrechen begangen habe. Weswegen er denn sogleich ermordet wird.

Es ist also eine ganz natürliche Folge des ausschweifenden Aberglaubens, daß die Negern von Loango nicht gestatten, einen Fremden in ihr Land zu begraben, sondern fordern, daß dessen Leiche wenigstens 2 Meilen von den Küsten ins Meer geworfen werden soll. Von diesem strengen Gesetze hatten sie, aus Gewogenheit gegen einen portugiesischen Kaufmann, eine Ausnahme gemacht, als er in einer von ihren Städten gestorben war. Da es aber in eben dem Jahre in 2 grossen Monaten nicht regnete; so nahmen sie diese Ungnade der Götter, als eine Würkung ihrer übel angewendeten Gewogenheit an; liessen die Leiche wieder ausgraben, und sie mit vielen Verfluchungen ins Meer werfen. Dasjenige nun, was bey dieser Begebenheit das meiste Unglück war,

bestund darinnen, daß drey Tage nachher ein starker Regen fiel, die Pfaffen darauf nicht ermangelten, sich diesen ungefähren Zufall zu Nutze zu machen, und die Ehre der Mokissos zu erheben.

Das Königreich Loango ist, wie alle übrige Reiche der Welt, aus verschiedenen kleinen Districten zusammengebracht, die ein gewisses herzhaftes Oberhaupt anfiel, welches bald ein Bundesgenosse, bald ein Feind der furchtsamen Nachbarn war, und die Kunst erfand, sie alle unter das Joch zu bringen. Die Könige von Loango aber werden von ihren Unterthanen als Götter verehret; denn sie glauben, daß diese Herren die Gewalt haben, regnen zu lassen. Gegen den Monat December also, versammelt sich das ganze Volk mit Geschenken, bringt sie ihrem Könige, und zeigt ihm an, daß die Felder Regen nöthig haben. An einen zu dieser Feyerlichkeit bestimmten Tage, versammeln sich also die vornehmen Herren bey Hofe, der Adel und alle so zu dem Soldatenwesen gehören, auf einer Ebene, fangen dieses Fest damit an, daß sie den König kniend verehren, und alle ihre Kriegsübungen wiederhohlen. Man hört von allen Seiten den Schall sehr grosser Trommeln, welche zween Negern kaum heben können, und den Schall der Trompeten von Elephantenzähnen, die von ausnehmender Grösse sind. Nachdem dieses Geräusch vorbey ist, so steht der König auf, ohne daß er seinen Thron verläst, auf welchen er sitzt, und schiest einen Pfeil gegen den Himmel. Regnet es nun an eben dem Tage, so ist jedermann voller Freuden bis zum rasend werden.

Die Gerechtigkeit wird in diesem Lande von einer gewissen Anzahl vornehmer Herren verwaltet, welche auch zugleich Stadthalter der Provinzen sind. Sie machen den Rath des Königes aus, und haben eine grosse Menge von andern Bedienten unter sich. Die Truppen sind zahlreich, aber ohne Zucht; zu ihren Waffen haben sie grosse Schilde von sehr starken Leder, die den ganzen Leib bedecken, kurze mit Eisen beschlagene Spieße und eine Art von Handgriffe in der Mitte des Stiels, welcher dazu dienet, daß sie ihn mit desto mehrerer Gewalt werfen können, ferner eine Art von Dolche, welcher, was seine Gestalt anbetrift, mit der Spitze des Spießes und einen sehr scharfen Degen, viele Aehnlichkeit hat.

Wir haben bereits des Getränkes Bonde oder Bonda gedacht, dessen man sich zur Probe bedient, wenn man die Beklagten nicht zum Schwure, bey dem Nahmen des Königes, lassen will. Es wird derselbe aus dem Safte einer Wurzel gemacht, die so dicke ist, als die Lende eines Menschen, und ohngefähr 6 Zolle lang. Das Wasser, in welchen dieser Saft einige Stunden gegohren hat, wird davon so bitter als Galle. Derjenige nun, welcher davon trinkt, fällt sogleich Sinnenlos zur Erde, wenn er schuldig ist. Man befiehlet diese Probe alsdenn zu machen, wenn Diebstähle, Vergiftungen und Hexereyen geschehen sind; und zu Loango lassen die Diener des Bonda die Würkungen dieses Giftes allemal auf ihre Feinde und diejenigen kommen, aus deren Untergange sie ihren Nutzen ziehen können. Die Reichen, wenn sie anders nicht geitzig sind, haben von der Probe dieses Getränkes niemals etwas Böses zu befürchten, denn es ist

ihnen

ihnen ja erlaubt, an ihrer Stelle einen Sclaven darzustellen. Diejenigen, welchen die verschlagene Bosheit der Pfaffen, die falsche Ueberzeugung eines Verbrechens, welches gemeiniglich nur in der Einbildung seinen Sitz hat, auspresset, werden aus ihrem Hause geführet, und vor demselben geviertheilet; die aber, so sich erhalten wollen, nachdem die Probe gemacht ist, nehmen sogleich ein Gegengift ein, das aus Menschenkothe und einigen Kräutern gemacht und mit Wasser vermischet ist, wodurch die heftigen Würkungen des Giftes gehemmet werden. Woraus man denn die Folge ziehen kann, daß das Leben der Menschen zu Loango von den abscheulichen Austheilern des Bonda abhänget.

Die Weiber des Königes, deren, wie man versichert an der Zahl 5 bis 6000 seyn sollen, sind von der Probe des Bonda nicht ausgenommen. Denn wenn sie schwanger werden, so giebt man dieses fatale Getränk einem Sclaven ein; fällt nun derselbe um, so wird sie zum Feuer verdammt, und der Ehebrecher lebendig begraben. Unter allen diesen Gemahlinnen, ist eine, die der König vor andern gewählet hat, sie seine Mutter nennet, und welche, vermöge dieser Wahl, ein so vorzügliches Ansehen genüst, daß er in allen wichtigen Sachen ihre Meynung anhören muß. Beleidigt er sie, oder er will ihr nicht folgen; so hat sie das Recht, ihn mit eigenen Händen zu ermorden. Weil sie nun vermöge ihres Alters noch füglich ein Vergnügen an der Wollust haben kann, so hat sie auch die Freyheit, sich einen Liebsten zu wählen, und die Kinder, welche vielleicht aus diesem Umgange entstehen,

stehen, werden unter diejenigen gerechnet die aus königlichen Geblüte sind.

Die Söhne eines Königes von Loango, folgen ihrem Vater nicht in der Regierung, sondern der älteste von seinen Brüdern erhält den Thron, nach ihm; oder wenn die erwehnten nicht mehr vorhanden sind, der älteste Sohn von den Schwesterkindern. Die gewöhnliche Kleidung des Königes bestehet aus einigen Stücken von europäischen Zeugen; in der linken Hand aber trägt er eine wilde Katzenhaut, welche wie ein Ermel zusammengenehet, an dem Ende aber befestiget ist.

Vermöge eines Reichsgesetzes darf kein Mensch gegenwärtig seyn, wenn der König speiset, derjenige aber, welcher das Unglück hat den König trinken zu sehen, wird am Leben gestraft. Ein Kind von zwölf Jahren, und Sohn eines der vornehmsten königlichen Bedienten, hatte sich in dem Speisesaale niedergesetzt, war daselbst eingeschlafen, und erwachte in eben dem Augenblicke, da der König den Becher ansetzte, um zu trinken: weswegen es denn sogleich ermordet wurde. Zween Söhne des Königes hatten eben das Schicksal, und sogar die Thiere sind in dergleichen Fällen nicht verschonet. Diese Grausamkeit hat ihren Ursprung aus der abergläubigen Meynung, daß ein negrischer König sogleich sterben müste, wenn ihn jemand trinken oder essen gesehen hätte: wider welchen betrübten Zufall denn kein ander Mittel ist, als daß man sogleich einen andern an seiner Stelle sterben läst. Es ist aber die Meynung nicht, als ob sich nicht der König zuweilen mit seinen Lieblingen was zu Gute thäte; in diesem Falle aber

wird einem jedweden durch eine Glocke das Zeichen gegeben, wenn der König im Begriff ist zu trinken: da sich denn ein jeder mit dem Gesichte so lange zur Erde niederbückt, bis er den Becher wieder weggesetzt hat. Niemand aber darf diejenigen Speisen anrühren, von welchen er gegessen hat; sondern das, was er übrig läßt, muß sogleich in die Erde vergraben werden.

Funfzehentes Hauptstück.

Von dem Königreiche Congo.

Dieses weitläuftige Land wurde von den Portugiesen im Jahr 1484 entdecket, welche sich auch in demselben 1491. festsetzten. Das Königreich hat zu Gränzen gegen Mitternacht den Fluß Zaire, gegen Morgen die Länder Macacu und Azico, die Monsoles, Jagas und Matamba, gegen Mittag den Fluß Dende; und gegen Abend das Meer. Seine Lage ist zwischen den 2ten und 11ten Grade südlicher Breite, und zwischen dem 32ten und 41sten Grade der Länge gegen Morgen. Von Mitternacht gegen Mittag beträgt seine Länge 560 Meilen, und seine Breite von Abend gegen Morgen ohngefähr 520 deren.

Die zahlreichen Völker, welche in diesem mächtigen Reiche wohnen, nennen sich Mosicongos. Sie sind gemeiniglich schwarz; viele aber unter ihnen haben eine dunkle Olivenfarbe. Die meisten haben schwarze grause Haare, andere aber auch rothe. Sie sind alle von einer mittelmäßigen Leibesgröße; haben gemeiniglich

niglich einen schwarzen Augapfel; einige aber einen meergrünen. Ihre Lippen sind ziemlich platt. Ob es gleich das Ansehen hat, daß sie gegen die Fremden angenehm und höflich, billig und von vielen Verstande und Lebhaftigkeit in ihrem Umgange sind; so besitzen sie doch vielen Stolz, Verwegenheit, Jachzorn, und ihre Vernunft wird vom Weine und starken Getränken, die sie mit einer unglaublichen Begierde in sich hinein schütten, leicht zerstreuet. Diese unglückselige Leidenschaft unterhält in ihnen einen fast unüberwindlichen Hang zur Dieberey; und alles das, was sie sich durch diese schändliche Mittel erwerben, verzechen sie wieder mit ihren Freunden. Diejenigen Hofbedienten, welche das Unglück gehabt haben, in Ungnade zu fallen, legen sich so lange auf die Strassenräuberey, bis sie wieder zu Gnaden angenommen werden. In ihren öftern Zwistigkeiten sparen sie weder Gewehr noch Gift, um sich auf die eine oder andere Art zu rächen; weil aber die Gerechtigkeit strenge ausgeübet wird, so geschiehet es selten, daß der Verbrecher der verdienten Strafe entwischet.

Ehe die Portugiesen in dieses Land kamen, trugen die Mosicongos Schurze von Palmbaumzeugen, die ihnen von der Mitte des Leibes bis über die Knie herunter giengen. Vorne befestigten sie Häute von Tygern, Zybetkatzen oder Biebern wie ein Schurzfell vor dem Leibe. Eine Art von Kappe bedeckte ihnen den Kopf: ihr Leib aber war mit einem Ueberrocke bedeckt, welcher auf eben die Art gewürket war, als ein Netz, von Palmbaumblättern, und mit Franzen besetzt, wovon ein Ende über die

rechte Schulter gieng, damit die Arme frey waren, und auf eben diese Schulter legte man einen Zobelschwanz. Eine kleine dünne gerade viereckigte Haube oder Kappe, dienete nicht so wohl zu der Bedeckung des Kopfes, als zu einer Zierde, worauf sie sehr viel hielten. Der König allein und einige vornehme Herren, trugen Pantuffeln oder Mönnichsschuhe von Palmholze; das übrige Volk aber, gieng barfuß. Dieses bedeckte sich die natürlichen Theile mit einem Schurze. Die Weiber von Stande trugen deren dreye, von welchen der erstere bis auf die Fersen herunter gieng; über dieses hatten sie eine Art von Leibgen, welches vorne offen war, und über den Schultern einen kleinen Mantel von Palmblättern, und eine kleine Haube auf dem Kopfe. Die gemeinen Weiber aber waren zwar auf eben die Weise gekleidet, ihr Anzug aber nur von schlechtern Zeugen: die Sclaven aber bedeckten blos die natürlichen Theile.

Als die Portugiesen in dem festen Lande aufgenommen wurden, der König von Congo die christliche Religion angenommen hatte, und ein Theil der vornehmen Herren bey Hofe eben so wohl; so trugen die Negern, nach dem Beyspiele ihrer Herren, und in so ferne es ihr Vermögen gestattete, spanische Mantels, Hüte, seidene Unterkleider, Ueberzugschuhe von Sammet oder Saffiane, und portugiesische Stiefeln, wie auch lange castilische Degen. Die Weiber aber machten alle diejenigen Trachten nach, welche die vornehmen Damen in Lissabon aufbrachten; bedeckten sich den Kopf mit einem Schleyer, trugen güldene Ketten am Halse, und

gewöhn-

gewöhnten sich auch an, die kostbarsten Kleinodien zu tragen.

Wenn dieses Volk in der Verschwendung der Kleider, auch viele Beyspiele und Beweise von der Unmäßigkeit der Europäer in Verschiedenheit der Speisen, geliefert, die es auf deren Tafeln gesehen; so hat es nichts destoweniger seine Mäßigkeit doch nicht ganz und gar verläugnet. Denn es ist immer noch mit seinen Landesfrüchten und Wurzeln zufrieden, und verlangt zu seinem täglichen Unterhalte nicht mehr. Glückselig wären diese Leute, wenn sie nicht eine so unmäßige Begierde zu hitzigen Getränken hätten, wodurch sie auf Ausschweifung gerathen, und bald ihre natürliche Munterkeit darüber einbüßen möchten.

Bis hieher haben die Mosicongos in einer groben Unwissenheit gelebet, und die wenige Neigung, die sie gegen Künste und Wissenschaften äussern, läßt auch eben nicht hoffen, daß sie jemals heraus gezogen werden möchten. Erst seit 200 Jahren haben sie schreiben gelernt; vor dieser Zeit wusten sie so gar nicht einmal die Namen der Prinzen, die sie regieret hatten. Sie zählten ihre Jahre bloß nach den Wintern, die bey ihnen im Monat May angehen und im November zu Ende sind; ihre Monate aber, nach den vollen Monden; und die Tage der Wochen nach ihren Marktägen. Die Grösse des Landes aber schätzten sie nach der Anzahl der Tagereisen, die erfordert würden, von einem Ende bis zu dem andern durch dasselbe zu wandern, und ein solcher Theil wurde abermal darnach geschäzt, ob man frey oder beladen reisete. Nachdem sie gearbeitet haben, so singen und tanzen sie. Sie haben auch einige Hazardspiele;

vornehmlich aber ist zu merken, daß dieser schädliche Zeitvertreib mit den Karten, ebenfalls bis zu ihnen gelanget ist. Die Weiber begeben sich in ihre Hütten, und nachdem sie mit ihren Kindern gegessen und getrunken haben, so setzen sie sich rund um ein kleines Feuer, und schwatzen so lange mit einander, bis sie der Schlaf überfällt.

Zu gewissen Zeiten versammeln sich alle diejenigen, welche ein so genanntes Dorf ausmachen, mitten auf einem grossen Platze, oder grünem Rasen, welcher mit Bäumen beschattet wird, setzen sich in einen Kreis, und essen mit einander, was zu einem Schmause bereitet ist. Alsdenn haben sie eine grosse Flasche, welche sie in der Gesellschaft herum gehen lassen; da denn ein jedweder so viel trinkt, als es ihm beliebt, und sie alsdenn wieder an gehörigen Ort sezt. Geschiehet es zuweilen, daß ein Fremder oder Reisender darzu kömmt, so kan er sich mit zwischen die Reihe setzen, mit ihnen nach seinem Appetite essen und trinken, und nachher in aller Stille wieder weggehen, ohne sich bey ihnen zu bedanken. Man fragt ihn niemals wer er ist, woher er kommt, und wo er hin will.

Alle glückliche Begebenheiten des Lebens werden mit dergleichen Ergötzlichkeiten, Singen und musicalischen Instrumenten gefeyert.

Die Häuser oder Hütten in Congo, sind von allen denen sehr wenig unterschieden, welche auf den ganzen africanischen Küsten gegen Abend angetroffen werden; obgleich die Mosicongos Steine, Zimmerholz und Lastthiere haben, welche die Baumaterialien hinzu tragen könnten. Denn es fehlet ihnen an

Arbeits-

Arbeitsleuten, über dieses gestatten es ihre Nachläßigkeit und alten Gewohnheiten nicht, daß sie mit weniger Mühe und Arbeit bequemere Wohnungen baueten.

Das Vermögen der Reichen in Congo wird durch den Sclavenhandel und den Verkauf ihrer Zeuge, des Palmöles, der Kolanüsse, und Elephantenzähne erworben; welche Waaren sie gegen kupferne Kessel, englische Tücher, gedruckte Leinwand und andere Kleinigkeiten vertauschen. Das Land bringt so wenig Pferde hervor, als daß es welche ernähren kan; aus dieser Ursache muß man sich allhier von Sclaven auf Sesseln tragen lassen, über welche Sonnenschirme gehalten werden, damit man von der Sonnenhitze nicht so sehr beschweret werde. Diese Art zu reisen, hat allerdings ihre Bequemlichkeit, denn man kommt in einem Tage eben so weit, als wenn man mit einem Pferde den Trab reitet: denn es müssen sich immer verschiedene Rotten von Sclaven in verschiedenen Entfernungen auf den Weg stellen, wenn man nemlich so hurtig fortkommen will.

Ehedem nahmen die Mosicongos ihre Weiber auf die Probe, um zu erfahren, ob sie auch Hofnung hätten, mit ihnen ruhig und vergnügt zu leben; seit dem aber das Christenthum bey ihnen eingeführt ist, so haben die Mißionarien nicht wenige Mühe gehabt, ihnen diesen Gebrauch abzugewöhnen. Sie sagen übrigens, daß ein solches Verfahren der menschlichen Gesellschaft nachtheilig sey, und eben so wohl den Annehmlichkeiten, die man doch aus der Vereinigung beyder Geschlechter erwarten kan. Um sich aber schadloß zu halten, wenn sie sich verheyrathet haben,

so nehmen sie noch so viele Beyschläferinnen, als sie ernähren können.

Alle diejenigen aber, welche entweder keine Christen sind, oder sich um die Vorstellung der Missionarien wenig bekümmern, behalten ihre alte Gewohnheit in Betracht des Ehestandes. Die Eltern eines jungen Menschen schicken den Eltern einer Jungfer ein Geschenk, welches gleichsam die Morgengabe ist, und lassen einen Antrag zum heyrathen machen. Dieses Geschenk muß vornehmlich mit einer Flasche Palmwein begleitet seyn, welcher vorher ausgetrunken wird, ehe man das Geschenke annimmt: wenn man sich zu trinken weigern wollte, so würde solches als eine Beschimpfung ausgelegt werden. Nachdem man nun die Antwort ertheilet, und die Geschenke angenommen hat, so wird die Jungfer in Gegenwart der Anverwandten und Freunde ihren Liebsten ausgeliefert. Ist nun dieser nach einigen Wochen mit seiner Wahl nicht zufrieden, so schickt er sie wieder zurück, und nimmt sein Geschenk wieder; wenn anders der Fehler oder die Ursache nicht an ihm liegt, weswegen diese Verbindung nicht bestehen kan: denn wenn das ist, so hat man nicht nöthig, ihm etwas wieder zu geben. Uebrigens mag das Geschenk von einem Werthe seyn, von welchem es wolle, so muß der Braut Vater allemal, wenigstens dem Scheine nach, damit zufrieden seyn; wenn er anders nicht das Ansehen haben will, als ob er sein Fleisch und Blut verkaufte: unterdessen hat man doch eine Art von Gesetze, kraft welches die Geschenke, dem Vermögen dessen Verhältniß mäßig seyn müssen, welcher sie giebt. Wenn ein Neger mit seiner Frau nicht

zufrieden

zufrieden ist, und auch dasjenige nicht verliehren will, was er gegeben hat, sie zu erlangen; so kan er sie einem jungen Menschen von seinen Angehörigen überlassen. Diese schlechte Gewohnheit ist mit Landesgesetzen bestätiget, und die Missionarien können die übeln Folgen desselben mit aller ihrer Mühe kaum verhindern. Die Weiber nehmen auch sehr gern Männer auf die Probe, und weil sie noch unbeständiger sind, als diese; so lassen sie sich nicht eher in einen beständigen Ehestand ein, als erst nach sehr vielen dergleichen Versuchen. Die Bedenklichkeiten, welche übrigens die Eltern haben, ihre Töchter zum Ehestand zu zwingen, wird es auch schwerlich gestatten, daß diese Gewohnheit so bald eingestellet wird.

Wenn ein Mädgen es gestattet, daß eine Mannsperson sich einige Augenblicke ihrer Pfeife bedient, und daraus rauchet; so macht sie sich dadurch verbindlich, ihm ihre Gunst angedeyen zu lassen. Wird ein Mann des Ehebruchs überführt, so muß er dem beleidigten Manne so viel bezahlen, als ein Sclave werth ist; die Frau aber bey ihrem Manne um Vergebung ihres Vergehens bitten, oder gewärtig seyn, daß er sie fortjagt.

Ein Ehemann aber ist gehalten, sich ein Haus anzuschaffen, seine Frau und Kinder anständig zu kleiden; die Bäume zu verschneiden, Aecker zu pflügen, und Palmwein in die Haushaltung zu schaffen. Die Weiber aber tragen für alles dasjenige Sorge, was die Zubereitung der Speisen anbetrift, und gehen allein auf den Markt, entweder zu verkaufen, oder einzukaufen. So lange es regnet, so gehen sie bis zu Mittage auf das Feld zur Arbeit, die Män-

ner aber ruhen den Vormittag. Wenn nun die Weiber wieder nach Hause kommen, so bereiten sie das Mittagsessen, und wenn etwas daran fehlt, so müssen sie solches für ihr Geld anschaffen oder es eintauschen. Die Frau und Kinder essen nicht eher, als nachdem der Hausherr gegessen hat, und zwar jene allemal im stehen, und das aus der Ursache, weil die Mosicongos vorgeben, daß die Weiber deswegen da wären, ihnen zu dienen und unterthänig zu seyn. Es ist aber eben nicht zu verwundern; denn diese wilden Leute haben keine Begriffe von den anständigen Sitten der Europäer; ihre Weiber aber wissen von dergleichen nichts; widrigenfalls würden die Sachen bald anders werden, und zum Vortheile der letztern ausfallen.

Bekommt ein unverheyrathetes Frauenzimmer ihre monatliche Veränderung und zwar zum erstenmale, so muß sie an eben dem Orte bleiben, wo sie ist, und zwar so lange, bis jemand von ihren Angehörigen kommt, sie zu sich nimmt, und sie wieder zu den Ihrigen führt. Hier muß sie ganz allein bleiben, und darf mit niemanden umgehen, sondern sich in einer Hütte zwey oder drey Monate mit einer Sclavin aufhalten, sich daselbst täglich wenigstens sechsmaal waschen und sich mit einer Salbe salben, welche aus Wasser und einem gewissen Pulver gemacht wird. Wenn die Weiber schwanger sind, so müssen sie sich um den Leib einen Band von Baumrinde befestigen, aus was für einer Ursache, oder wofür dieser Talismann eigentlich gut seyn soll, weiß man nicht. Mit den Schnüren aber, welche die Zauberer des Landes den leichtgläubigen

Weibern

Weibern geben, sie den jungen Negern um die Köpfe zu binden, hat es diese Bewandniß nicht: denn diese sollen für alle Krankheiten bewahren, wie diese Betrüger vorgeben, eben so sollen auch die Knochen und Zähne von einigen Thieren, die sie sehr theuer verkaufen, gleiche Würkung haben.

Wir müssen hier, von dem Missionarius Carli (S. 570.) ein so sehr unverschämtes und abergläubiges Verfahren beybringen, als man sich nur vorstellen kann, und darinnen bestehet: "wenn ein Kind „entwöhnet wird," sagt dieser Verfasser, "so legen „es die Eltern auf die Erde und machen ihm, ich „weiß nicht was, weil es die Bescheidenheit nicht „gestattet zu nennen. Der Vater nimmt es alsdenn „wieder auf seine Arme, und hält es eine Weile „schwebend in der Luft in die Höhe, damit es auf „diese Weise stark werden soll." Die heydnischen Negern haben die Gewohnheit, ihre Kinder sogleich zu den Zauberern zu bringen, als sie nur gebohren werden; und diese Betrüger verkündigen ihnen, nach einer zum Scheine angestellten Untersuchung, ihr künftiges Schicksal. Weil nun in diesen Gegenden die Medicin beständig mit der Zauberey verbunden wird, so unterwirft man die Kranken auch ihren Untersuchungen; sterben sie nun, so ist es, wie bey uns in Europa, ihre eigene Schuld, und niemals dessen seine, welcher sie besucht hat. Diese seynwollenden Zauberer halten das ganze Volk, mit einer gewissen götzendienstlichen Uebung in Furcht, welche in ihrer Sprache Kejilla heißt; sie bestehet darinnen: daß sie einem jedweden den Genuß eines gewissen Fleisches oder Wurzel verbietet. Die Negern aber

würden

würden lieber Hunger sterben, als ein solches Gesetz übertreten.

In Congo giebt es nur wenige Krankheiten, die auch selten gefährlich sind. Aus dieser Ursache braucht man auch in allen Fällen nur wenige Arzeneyen. Die Kopfschmerzen werden geheilet, wenn man sich an den Schläfen ein wenig Ader läßt. Die Kinderblattern haben niemals üble Folgen; sondern eine Salbe von Sandelholze heilet sie in kurzem. Alle Purganzen aber bestehen darinnen, daß man einige Finger voll Pulver von den Rinden einiger Bäume einnimmt. Der Saft von einzelnen Kräutern aber heilet alle Arten der Wunden.

Weil man sich nun hier eben so wenig einbilden kann, als in Loango, daß jemand natürlicher Weise sterben kann, so argwöhnet man allemal, daß ihn die Frau vergeben habe, hat aber diese die Schuld der Natur bezahlt, so soll der Mann eben diese Bosheit begangen und ihr entweder Gift, oder ein anderes heftiges Mittel beygebracht haben. Mithin sind die Angehörigen und Freunde des Verstorbenen geschwinde darhinter her, sich alles dessen zu bemächtigen, was der Verstorbene hinterlassen hat, und ermangeln nicht, den überlebenden Theil, ganzer 8 Tage nach einander mit ihren Vorwürfen zu ängstigen. Nach dieser Zeit zwingen sie ihn, sich durch die gewöhnliche Probe von dem Verdachte zu retten; wird er nun für unschuldig erklärt, so führt man ihn triumphirend wieder in seine Hütte; ist ihm aber der Anschein nachtheilig, so kann er die Landesverweisung gar nicht vermeiden.

In den Königreichen Kakongo und Angoy, soll es gar nicht erlaubt seyn, jemanden zu begraben,

wenn

wenn nicht alle seine Angehörigen versammelt sind. Man schlachtet einige Hüner, mit deren Blute das Haus inn- und auswendig besprengt wird; die Gerippe aber wirft man aufs Dach, dadurch zu verhindern, daß die Seele des Verstorbenen nicht wieder komme, und die Lebendigen mit ihren Erscheinungen beunruhige; weil derjenige, welcher die Seele eines Verstorbenen erblickte, sogleich ebenfalls des Todes seyn würde. Nachdem man also, dem alten Herkommen gemäß, das Seufzen und Wehklagen verrichtet hat, so setzt man sich zu Tische, ißt, trinkt und steht wieder auf zu tanzen. Nachdem der Tanz vorbey ist, so gehen alle Umstehenden an einen finstern bestimmten Ort, wo beyde Geschlechter im finstern die Freyheit haben, sich ohne Unterscheid mit einander zu vermischen. Weil nun dieser liederliche Gebrauch mit dem Schlage einer ungeheuren grossen Trommel angekündiget wird, so findet sich auch eine unglaubliche Menge von Leuten ein, die dieses Spiel mitmachen. Die Mütter können also ihre Töchter nicht länger halten, und die Herren haben auch nicht Kräfte genug, ihre Sclaven beyderley Geschlechts zu bändigen; das besondere aber ist dieses, daß, wenn der Verstorbene ein Ehemann ist, sich seine hinterlassene Wittwe von allen denjenigen gebrauchen lassen muß, welche es nur verlangen, und zwar mit der Bedingung, so lange kein Wort zu sprechen, als man mit ihr allein ist.

Bey dem Leichenbegängnisse eines vornehmen Mannes, muß es allemal in gerader Linie geschehen, wenn man ihn zum Grabe trägt, trift man aber unter Weges auf einen Gegenstand, es seyn nun entweder Wände oder gar Häuser, so läßt man

sie

sie ohne Umstände abtragen. Gemeiniglich begräbt man auch Sclaven zugleich mit in eben dasselbe Grab; und die Mißionarien haben es bis hieher durch alle ihre Vorstellungen nicht dahin bringen können, daß diese abscheuliche Gewohnheit abgeschaft ist.

Der König von Congo ist unumschränkt: seine geheime Rathsversammlung bestehet jederzeit gemeiniglich aus zwölfen seiner Lieblinge: seine Hofstadt ist zahlreich, und der Adel unterscheidet sich durch weisse Hauben, die er trägt. Bey der Bekehrung des ersten christlichen Königes, wuste man noch von keinen andern Gebräuchen, als denen, welche bey andern negerischen Monarchen üblich waren; nachher aber hat man zum Theil diejenigen bey dem Hofe zu Congo eingeführet, welche bey dem zu Madrit üblich sind. Das Eigenthumsrecht über die Güter und Grundstücken, ist bey dem Könige; eben so auch die Ernennung der Bedienten zu allen und jeden Aemtern: auch sind so gar die Kinder des Königes von diesem strengen Reichs-Grundgesetze nicht einmal ausgenommen. Die Einkünfte dieses berühmten Königes von Congo aber, sind überaus mittelmäßig. Denn wenn man dem Pigafetta (S. 97. 180.) glaubt, so erstrecken sich dieselben nicht über 120 französische Livres; diejenigen Geschenke aber nicht mitgerechnet, welche er von seinen Bedienten erhält: indessen fehlt es ihm an Mitteln nicht, seine Einkünfte zu vermehren. Oefters gehet er, in Begleitung seiner Hofleute aus dem Schlosse, trägt eine weiße Haube auf dem Kopfe, thut dieselbe gleich weg, um einen Hut aufzusetzen; weil es ihm aber sogleich anders einfällt, so nimmt er die Haube wieder, aber mit einer

solchen

solchen Nachläßigkeit, daß der Wind oder ein anderer Zufall macht, daß sie auf die Erde fällt. Hierauf wird er sehr ungnädig, kehrt wieder zurück, schließt sich ein, und läßt den Tag darauf Soldaten ausmarschieren, welche sich durch das ganze Land zerstreuen, und von dem Volke eine starke Auflage erpressen, um dadurch dasjenige Verbrechen zu büssen, welches der Wind gegen ihn begangen hat. Ogilby liefert diese Nachricht. Der Reisebeschreiber Carli aber berichtet uns (S. 572.) daß ein König von Congo im Stande sey 900,000 Mann ins Feld zu stellen, wenn er etwan 400 Musquetirs zu bestreiten habe, die etwan nichts weiter bey sich haben, als ihre Flinten und ein paar Canonen; daß aber diese schlechten Soldaten sogleich die Flucht ergriffen, so bald man die erste Salve auf sie gäbe.

Ein Beweis von der Feigheit dieser Africaner ist dieser, daß, wenn zwo negrische Armeen gegen einander stehen, sie mit ganz kalten Blute die Ursache ihres Streites untersuchen, und nicht eher, als nur nach vielen Verweisen und Scheltwörtern handgemein werden. Die Kriegsgefangenen werden Sclaven der Ueberwinder, und an die Europäer verkauft.

Weil nun nichts gewisses in Betracht der Thronfolge bestimmet ist, so versammeln sich die Grossen sogleich nach dem Ableben eines Königes, und tragen die Krone demjenigen Sohne, Bruder oder Vetter des verstorbenen Königs an, von welchen sie die mehresten Vortheile hoffen. Nachdem nun der König auf diese Weise ernannt ist, so begiebt sich der Adel und die Portugiesen an denjenigen Platz, welcher

cher vor dem Schlosse der Hauptstadt ist; wo die Krone nebst den güldenen Armbändern und einem Beutel gelegt ist, welcher die päbstliche Bulle mit der Confirmation enthält; da denn so gleich ein Herold folgende Worte ausruft: "ihr, der ihr König wer„den sollet, seyd weder ein Dieb, Geitzhals noch „Rachgieriger, sondern ein Freund der Armen; gebet „Allmosen zur Auslösung der Kriegsgefangenen und „Sclaven; stehet den Unglückseligen bey; seyd mit„leidig gegen die Kirche; bestrebet euch aus allen „Kräften, Friede und Ruhe in dem Reiche zu erhalten; „und beobachtet mit unverbrüchlicher Treue, die Ver„bindung mit eurem Bruder von Portugall." Nach diesen Vorbereitungen, sucht man den König, welcher mitten unter dem Volke ist, hervor, führet ihn zu dem Lehnstuhle, legt ihn die königlichen Kleider an, und lässet ihn auf das Evangelium schwören, daß er alle diejenigen Puncte sorgfältigst halten wolle, welche eben ausgerufen sind. Hierauf wirft sogleich die ganze Gesellschaft, zum Zeichen ihrer Freude, ein wenig Erde und Sand auf ihn zu; ihn aber zugleich zu erinnern, daß er, wie seine Unterthanen, dermaleinst Erde und Asche seyn werde. Der neue König nimmt darauf während den ersten 8 Tagen seiner Regierung, die Ehrfurchtsbezeugungen seiner Hofleute, der Portugiesen und der Geistlichkeit an; den neunten begiebt er sich auf den öffentlichen Platz, redet das Volk an, und wiederholet seinen vorigen Eid: welcher denn mit vielen Zurufe der Freudensbezeugung und Versicherung des Gehorsams und der Treue von dem Volke, erwiedert wird: welches alles aber denn nicht hindert, daß man, bey dem ersten Misvergnü-

gen,

gen, oder da der Regen nicht so gleich fällt, als es nöthig ist, eben diesen unumschränkten, und, dem Scheine nach, so aufrichtig gefürchteten Monarchen, sogleich ermordet.

Ehedem heyrathete ein König in Congo sehr viele Weiber; nachdem er aber zur christlichen Religion bekehret ist, so hat er nur eine, welche Nomi mombada genennet wird: er weis sich aber wegen dieses Zwanges, durch eine grosse Menge von Beyschläferinnen, die er hält, schadlos zu halten. Die Einkünfte dieser Königin bestehen in einer Abgabe, welche auf die Länge der Betten aller Unterthanen in dem Reiche gelegt ist. Diese Abgabe ist nach dem Werthe eines Sclaven, für jedwede Elle bestimmet; wenn also das Bette drey Ellen lang ist, so muß man für eben so viele Sclaven bezahlen.

Von der Tugend dieser Königin und dem Betragen ihrer Damen, redet man ziemlich schlecht: denn wenn man ihre Gunst erlangen will, so wird weiter nichts darzu erfordert, als daß man nur die Mauern des Schlosses auf einer Leiter herzhaft hinauf steigt. Ehedem wurden die Leichenbegängnisse der Könige auf die Weise beehret, daß man 12 Jungfrauen opferte; seitdem aber das Christenthum eingeführet, ist diese abscheuliche Gewohnheit abgekommen, sondern man lässet es dabey bewenden, daß man dieses Leichenfest des Königes desto übermäßiger mit Essen und Trinken feyert.

Die Provinzen des Königreichs Congo, werden von Herren regieret, die man Mani nennet, die eine grosse Menge von andern Bedienten unter sich haben, und deren Gehalt in einigen Abgaben von Na-

turalien bestehet, welche von dem abgetragen werden, was die Unterthanen in ihren Bezirken erndten. Auch hat man einen Richter, welcher in allen bürgerlichen Sachen eine Geld- oder Gefängnißstrafe auferlegen kann. Der König ist zwar der einzige Richter in peinlichen Sachen; er spricht aber sehr selten ein Todesurtheil. Beleidiget aber ein Mosicongo einen Portugiesen hart, so wird er nach portugiesischen Gesetzen gerichtet, und gemeiniglich aus dem Lande in eine wüste Insel auf zwölf Jahre verwiesen; da er alsdenn wieder begnadiget, und zuweilen auf eine vortheilhafte Art wieder gebraucht wird. Wenn ein Portugiese einen Mosicongo verklagen will, so muß er ihm vor den Richtern des Landes belangen; will aber der Mosicongo den Portugiesen angreifen, so muß er seine Klagen bey dem französischen Consul anbringen.

Der Götzendienst, Mord und Zauberey werden mit dem Tode bestraft, wenn Zeugen vorhanden sind; alle Güter der Verbrecher aber, zum Vortheile der Krone, eingezogen.

Sechzehentes Hauptstück.

Anmerkungen über das Königreich Angola.

Dieses Königreich ist so zu sagen aus den Trümmern des Königreichs Congo entstanden, und ein Stück von demselben. Es wird gegen Norden von Congo, gegen Morgen von Matamba, gegen Mittag von Bengala, und gegen Abend von dem

Welt-

Weltmeere eingeschlossen. Seine Lage ist zwischen 7 Grad 30 Minuten, und 10 Grad 40 Minuten süder Breite, und zwischen 32 und 31 Grad 20 Minuten der Länge. Es ist 510 Meilen von Abend gegen Morgen lang und über 190 von Mitternacht gegen Mittag breit, wie uns Dapper versichert.

Der König von Angola hat seinen gewöhnlichen Sitz zwischen einem starken Gebürge, welches sieben Meilen im Umfange hat, und zu welchen man nicht anders als durch einen einzigen Weg gelangen kan. Dieses Gebürge ist mit Feldern und Wiesen umgeben, welche vollkommen hinreichend sind, die nöthigen Lebensmittel zu gewehren.

Das Volk ist in vier negerische Stände eingetheilet: Nemlich in den Adel; herrschaftliche Kinder oder die freyen Einwohner, welche alle Künstler und Bauern sind; die Sclaven der Edelleute, welche dem Erben zugehören; und diejenigen Sclaven, welche entweder durch Krieg oder Handlung erworben werden. Die Künstler und Bauern können durch ihre Verbrechen in die Sclaverey gerathen und ziehen alsdenn alle ihre Angehörigen in eben das Unglück. Bey diesem Volke trift man übrigens einen Theil der Gebräuche der Mosicongos an.

Das Verfahren in diesem Lande, den Acker zu bauen, ist ziemlich seltsam. Denn man öfnet den Erdboden in Furchen mit einer Art von Schaufel, und wenn die Flüsse von Regenwasser aufschwellen, welches von den Bergen herunter läuft, so sticht man den Fluß durch, damit in die Furchen eine gewisse Quantität Wasser hineintreten möge, welches man eine Weile darinnen stehen lässet. Nachher

läſſet man das Waſſer durch eben die Rinnen wieder in den Fluß laufen; beſäet darauf das Feld; da man denn nach drey Monaten eine reichliche Erndte hat. Die Negern von Angola leben ſehr mäßig, und ſind mit wenigen Lebensmitteln zufrieden. Ihren vornehmſten Handel treiben ſie mit Sclaven. Sie heyrathen mehrere Weiber, die erſte unter dieſen aber hat vor allen übrigen einen ſehr groſſen Vorzug. Diejenige, welche gebohren hat, darf ſo lange nicht wieder zu ihrem Mann kommen, als bis das Kind Zähne hat. Alsdenn nehmen es ſeine Anverwandten und Freunde und tragen es dem Vater hin, der einige Geſchenke dafür geben muß. Die Weiber in Angola geben ſich auch mit der Handlung ab, und betreiben überhaupt alle auswärtige Geſchäfte; da indeſſen ihre Männer ganz ruhig zu Hauſe ſitzen, ſpinnen und Zeuge machen. Uebrigens ſind dieſe Weiber ſehr eiferſüchtig, und im Stande, eine Nebenbuhlerin mit ihren Händen zu zerreiſſen. Einige Reiſebeſchreiber legen ihnen auch die ſeltſame Gewohnheit bey, daß ſie dem Neuenmonde allemal den Hintern zukehren, und dieſes zwar aus Haſſe gegen ihn, weil dieſer Planet, wie ſie ſagen, die Urſache ihrer monatlichen Schwäche ſeyn ſoll.

Das Land iſt überhaupt ſehr ungeſund, und die hitzigen Fieber daſelbſt ſehr gemein, an welchen die Menſchen in wenigen Stunden ſterben, wenn ſie nicht ſchleunig ihre Zuflucht zu dem öftern Aderlaſſen nehmen. Die veneriſche Krankheiten ſind ebenfalls ſehr häufig und viele Negern müſſen an denſelben das Leben einbüſſen. Die Bitios de Kis iſt ebenfalls eine gefährliche Krankheit, welche demjenigen

gen, der damit behaftet ist, in eine tiefe Melancholie sezt, ihm heftige Kopfschmerzen, Schwellen der Augen verursachet, und alle Kräfte benimmt. Das einzige Mittel wider diese Krankheit ist, daß man sich öfters und mit Fleisse den Hintern wischt, und sich öfters Stuhlzäpflein setzen lässet. Nimmt aber die Krankheit überhand, welches denn daraus erhellet, daß der Mastdarm stark aufzuschwellen beginnet, aus welchen denn eine schwärzliche Materie herausgehet; so muß man seine Zuflucht zu Umschlägen von Tobacksblättern mit Salz und Weineßig vermischet, nehmen; wodurch denn zwar die Krankheit geheilet wird, dem Patienten aber wehrend der Zeit, da diese Umschläge würken, unsägliche Schmerzen verursachen. Zuweilen vermerken die Negern in diesem Lande, daß ihr Gesicht nach und nach schwach wird: um dieser Ungemächlichkeit nun vorzubeugen, nehmen sie eine rohe Hünerleber, legen sich selbige eine Zeit auf die Augen, und sind so fort wieder geheilet. Sie sind auch noch vielen andern Krankheiten unterworfen, die uns unbekannt sind, und eben so wohl die Mittel, durch welche sie selbige wieder heilen.

Seit wie langer Zeit das Königreich Angola eigentlich unabhängig gewesen ist, weiß man nicht; doch aber, daß es ehedem den Königen von Congo Tribut erlegt hat; oder, eigentlicher zu reden, daß der König zu Angola unter dem Könige von Congo stund, welchem auch diejenigen, die dem ersten Statthalter gefolget sind, der das Joch abgeschüttelt hat, einen gewissen Tribut erlegen. Wollen wir übrigens dasjenige annehmen, was uns Tapper von diesen Ländern sagt; so müssen wir den Ursprung der Un-

abhängigkeit dieses Reichs in das sechzehente Jahrhundert setzen. Denn dieser sagt uns, daß ein kleiner Prinz, Namens Angola, unter dem Beystand der Portugiesen, einigen andern kleinen Prinzen, die seine Nachbarn gewesen, den Krieg angekündiget und sie überwundtn hätte. Nach dem Tode des leztern hat dessen älteste Tochter, Namens Anna Singa, ob sie gleich in der christlichen Religion erzogen war, sich unter heydnischen Gebräuchen krönen lassen. Hierüber sind die Portugiesen aufgebracht worden; haben einen Vetter dieser Prinzessin auf den Thron gesezt, und sie nebst den Vornehmsten ihrer Parthey gezwungen, in wüste Oerter zu fliehen. Sie hat zu verschiedenen malen gegen ihre Feinde unglückliche Versuche gemacht, und gegen dieselben einige Schlachten verlohren. Dahingegen versichert man, daß sie in dem vesten Lande viel glücklicher gewesen wäre; weil sie daselbst Eroberungen gemacht hätte, und vornehmlich an derjenigen Seite, wo die Jaggas angrenzen.

Ob nun gleich das, was uns diese Verfassere von den africanischen Königen erzählen, so ziemlich romanenhaft heraus kömmt, so können wir uns doch nicht enthalten, etwas weniges von ihrer Geschichte beyzubringen. Weil sie durch die Waffen Ehre zu erlangen suchte, so zeigte sie sich ihren Unterthanen niemals anders, als in Mannskleidern; nachdem sie aber ihre Feinde überwunden hatte, so waren sie ihres Schutzes versichert: denn sie gestattete durchaus nicht, daß man ihnen die geringste Beleidigung erwies. Weil sie nun mit unumschränkter Herrschaft ein irrendes Volk regierete, so zoge sie den Teufel allemal erst

zu

zu Rathe, ehe sie eine Unternehmung wagte, und opferte demselben die allerschönste Jungfrau, die sie nur entdecken konnte. Bey dieser abscheulichen Feyerlichkeit bedeckte sie ihren Leib mit Häuten von wilden Thieren, trug einen Degen, den sie an dem Hals hängen hatte, eine Hellebarde in dem Gürtel und einen Degen in der Hand. Hierauf ergriff sie eine Feder, zog sich dieselbe durch die Nase, in welcher sie beständig ein Loch unterhielt; ergriff hierauf das Opfer, hieb ihr mit eigener Hand den Kopf ab, und trunk ein Glas von dem Blute derselben aus. Ihrem Beyspiele folgten auch die andern Vornehmen des Volks. Anstatt sich aber einen Gemahl zu nehmen, so hielt sich dieses außerordentliche Frauenzimmer 60 junge Männer, welchen sie erlaubte, noch andere Weiber zu haben, jedoch mit der Bedingung, daß sie alle diejenigen Kinder tödten sollten, die von ihnen gebohren würden.

Diese abscheulichen Diener einer unerhörten Grausamkeit, waren beständig in weiblichen Kleidern, und führeten auch weibliche Namen; die Königin aber, welche beständig in Mannskleidern war, nahm ebenfalls einen männlichen Namen an, und hatte bey Todesstrafe verboten, daß sich niemand anders ausdrücken sollte, wenn er von ihr redete. Alle diese besondere Nachrichten sind aus den Erzählungen eines gewissen Schifhauptmanns gesammelt, welcher Fuller hies, und eine Compagnie von 60 Mann commandirte, welche die Holländer dieser Königin, in ihren Kriegen mit den Portugiesen zu Hülfe geschickt hatten.

Eine jede Provinz des Königreichs Angola hat ihren Statthalter, und jeder Bezirk wieder seinen Unterbefehlshaber, welcher Sofa genennet wird, und endlich wieder verschiedene Makottes, oder Räthe unter sich hat, die er in wichtigen Dingen zu rathe ziehen muß. In diesem Lande werden alle Laster, von welchen man überführt ist, mit der Sclaverey bestraft. Diejenigen Bezirke, welche unter der Herrschaft der Portugiesen sind, tragen diesen ihren Tribut jährlich in einer gewissen Anzahl von Sclaven ab; müssen ihnen auch in Kriegszeiten Truppen und Sänftenträger liefern, wenn sie innerhalb dem Lande umherreisen. Die Vielweiberey, welche allenthalben unter den Negern eingeführet worden, macht, daß dieses Volk beständig sehr zahlreich ist, so, daß der König, der es regieret, wohl mehr als eine Million Menschen ins Feld stellen könnte. Denn sobald er nur die Trommel rühren läßt, so hat er schon hunderttausend Freywillige zu seinen Diensten. Was kan man aber von einer so grossen Menge Menschen fürchten oder hoffen, indem man uns versichert, daß im Jahr 1584, 500 Portugiesen, unter dem Beystande einer kleinen Anzahl von Mosicongos, zwölfmalhunderttausend Angolier, und das Jahr darauf 200 Portugiesen, und zehentausend Negern, deren sechsmalhunderttausend aufs Haupt geschlagen hätten? Wo aber keine Anführung und Herzhaftigkeit ist, da ist freylich die Menge der Menschen unnütze.

Siebenzehentes Hauptstück.

Von dem Götzendienste der Völker in Congo und Angola, und der Einführung der christlichen Religion in diesen Königreichen.

Der abgeschmackte Dienst der Mokissos bestimmet die Religion der Negern, welche in dieser Gegend wohnen. Die Götzenbilder, welche gemeiniglich mitten in den Häusern stehen, sind meistentheils von Holze, haben die Gestalt einer Ziege, die Schaale einer Schildkröte, die Vorder- und Hinterbeine aber von einem gewissen Thiere, und die Knochen von einem Elephanten: Man nennet sie überhaupt Gongampemba, und ihre Priester Gangas, wie zu Congo, oder Singhillis, welches so viel heißt, als der Gott der Erde. Diese Betrüger erkennen einen Pabst über sich, welcher den Titel Ganga Kitorna führet, und als der erste Gott seiner Art geehret wird. Diesen glauben die Negern alles dasjenige verdanken zu haben, was aus der Erde hervor wächst: Weswegen sie ihm denn die Erstlinge, als ein Zeichen ihrer schuldigen Erkäntlichkeit, davon bringen. Dieser lebendige Gott rühmt sich, daß er unsterblich sey. Wenn er nun merkt, daß sein Lebensende herannahet, so wählt er einen von seinen Priestern, und stellet sich, als ob er ihm seine Gewalt überlieferte; befiehlt ihm, daß er ihn entweder in Gegenwart des Volks erwürgen, oder mit einem Keule todtschlagen soll. So weit gehet dasjenige erstaunliche Verfahren, welchen sich

diese unglückseligen Leute unterwerfen, blos zu dem Ende, damit sie nur die Negern in ihrem Heydenthume erhalten. Denn sie bilden ihnen ein, daß, wenn das Amt eines obersten Priesters nicht mehr verwaltet würde; so gäbe die Erde alsdenn kein Gedeyen mehr, und die Welt näherte sich ihrem Untergange.

Wenn man die Mokissos recht feyerlich ehren will, so stellt man einen Tanz an, den sie Quimbrara nennen, und während welchem die Tänzer vorgeben, daß der Geist des Götzenbildes einen jeden von ihnen erfüllete, und durch dessen Mund alle Fragen beantwortete, welche man an ihn ergehen ließe, sie möchten entweder das Vergangene oder Künftige betreffen. Die Enthaltung von gewissen Speisen ist auch ein sicheres Mittel, die Gewogenheit der Mokissos zu erwerben.

Die Gangas geben sich schlechterdings vor Propheten aus, und aller Wahrscheinlichkeit nach, sind sie nichts anders als Betrüger. Unsere leichtgläubigen Missionarien, und unter andern Merolla (S. 45. 46. u. f.) erzählen uns hier von Begebenheiten, woraus die unverschämte Arglist dieser vorgegebenen Zauberer erhellet, als auch die ausnehmende Einfalt derer, welche uns diese Erzählungen liefern; Aus dieser Ursache wollen wir uns der Mühe überheben hiervon zu reden. Nur müssen wir anführen, daß sich das Volk allemal an den Gangas wendet, wenn es um Regen bittet, wenn es den Ausgang einer Unternehmung wissen, oder überhaupt etwas Zukünftiges erfahren will. Unsere Zigeunerweiber oder Blankenschwestern wissen übrigens alle diese Fragen leicht zu beantworten. Denn wenn in denen Gegenden, welche den

Portugiesen unterthänig sind, einer von diesen vorgegebenen Zauberern eingezogen wird; so verantwortet er sich gemeiniglich mit nachfolgenden Ausdrücken: "Weswegen sollte ich mich nicht vertheidi„gen, da ich mir doch nichts vorzuwerfen habe? „meine Beschäftigung ist jederzeit gewesen, meinen „Nächsten Gutes, aber niemals Böses zu erweisen. „Wenn meine Landsleute ihre Aecker besäet, Regen „nöthig gehabt und ich alsdenn ihnen denselben ver„liehen habe, ist denn diß eine Sünde? Wenn ich „mit Löwen, Tygern und andern wilden Thieren „Umgang gehabt, mit ihnen geredet und diese mir „geantwortet haben, was für eine Bosheit kan man „hier immer finden? Wenn mich, bey einer Gele„genheit, da sich kein Fahrzeug auf dem Flusse befin„det, ein bloßer Bewegungsgrund des Mitleidens be„wogen hat, Crocodille zu rufen, jemandem den „Uebergang zu gewähren, was für ein Verbrechen „habe ich hiermit begangen?" Alle diese Reden hindern es indessen nicht, daß in allen denen Gegenden, wo die Missionarien einige Macht haben, die Zauberer wenigstens zur Sclaverey verdammet worden sind. In gewissen Provinzen aber, wo dergleichen Betrüger als freye Leute gebohren werden, gerathen sie alsdenn erst in die Sclaverey, wenn sie eben dieses Laster zum drittenmale begehen.

Es geschahe indessen unter der Regierung des Dom Jean des *II.* Königes in Portugall, als das Christenthum auf diesen Küsten zuerst geprediget wurde: denn ein gewisser Priester, welcher mit einigen Portugiesen in dem Lande zurückgelassen war, daß sie sich daselbst niederlassen sollten, war so glücklich, den

Ge-

Gemahl der Sogno, einen Vetter des Königes von Congo, zu bekehren; da denn der König seinen jungen Vetter, einen Neger darzu anhielt, daß er sich, nach dem Beyspiele dieses negerischen Herrn, ebenfalls taufen ließ. Bald nachher wurde der ganze Hof christlich, und alle Götzenbilder des Landes verbrannt. Das angehende Christenthum aber hatte dahingegen ein betrübtes Schicksal auszustehen, weil es Feinde hatte, die ihm harte Streiche versetzten. Vornemlich aber wurden die Weiber wieder eine Religion aufgebracht, welche die Vielweiberey untersagte; und ihr Geschrey prophezeyete dem Staate ganz gewiß den Untergang. Die Prinzen dieses ersten christlichen Königes bemühten sich umsonst, das Volk im Zaum zu halten, und die Lehren der heiligen Schrift in Ansehung zu bringen, von welchen sie vielleicht selbst noch nicht vollkommen überzeugt waren; mithin waren sie auch nicht vermögend, den Aufruhr zu stillen. Sondern die Jaggas, ein sehr wildes Volk, welches in dem Lande wohnet, verwüstete das gute Königreich, und seit der Zeit sind nur noch ganz geringe Ueberbleibsel des Christenthums da geblieben. Die Provinz Sogno, wo das Licht des Evangelii zuerst aufgegangen, ist also diejenige, wo sich noch eine ziemliche Menge Christen befindet.

Achtzehentes Hauptstück.

Von den Anzikos und Jaggas.

Diese beyden wilden Völker, welche ein sehr weitläuftiges Land in dem innern Theile von

Africa

Africa besitzen, sind den Europäern wenig bekannt; weil sie aber an die Königreiche Congo und Angola gränzen, so haben sie sich daselbsten, durch ihren öftern Einfall furchtbar gemacht; und dieses ist die Ursache, weswegen wir etwas von ihnen beybringen müssen.

Die Anzikos sind hurtig und kriegerisch. Sie streiten jederzeit zu Fuß. Ihre Waffen sind kleine und kurze Bögen, mit einer Schlangenhaut von verschiedenen Farben umwunden; die Seite ist von einer Pflanze gewebt, welche mit dem Rohr eine ziemliche Aehnlichkeit hat; die Pfeile aber sind kurz, dünne, und von sehr hartem Holze. Man sagt, daß sie diese Pfeile mit so einer Geschwindigkeit fortschießen können, daß sie deren 28 nacheinander abdrücken können, ehe noch der erste auf die Erde fällt. Sie führen auch Hellebarten und Hackmesser, mit welchen sie die Pfeile abhalten, die ihre Feinde auf sie schießen. Nichts aber ist Bewunderungswürdiger, als die Geschwindigkeit, mit welcher diese Wilden die Gebürge durchstreichen. Uebrigens lobt man ihre Herzhaftigkeit, Liebe zur Billigkeit, angenehmen Umgang und redliches Wesen. Wenn sie keinen Krieg haben, so fallen sie gemeiniglich in Congo ein, wo sie Sclaven ausheben, die sie den Portugiesen verkaufen, wie auch Elephantenzähne und Zeuge aus Nubian, ob sie gleich an dasselbe nicht unmittelbar gränzen. Auf der Rückkehr nehmen sie Salz und Muschelwerk mit, welches so zu sagen ihr Geld ist, ferner seidene Waaren, Leinwand und Glaswaaren. Uebrigens haben sie die Beschneidung und zerritzen sich das Gesicht mit einer eisernen Spitze. Ein abscheuliches Verfahren aber, und welches man kaum

glauben

glauben sollte, wovon wir auch schon in der Beschreibug von dem Pigafetta (S. 52.) Erwähnung gethan haben, bestehet darinnen, daß sie Menschenfleisch fressen, und solches auf ihren Märkten eben so verkaufen, als in den europäischen Fleischbänken das Rind- und Schöpsenfleisch verkaufet wird. Eben der Verfasser versichert, daß sie alle diejenigen Gefangenen fressen, welche sie im Kriege zu Sclaven gemacht haben, oder auch wohl ihre eigenen, wenn sie ihnen fett genung sind. Wird ein Wilder des Lebens überdrüßig, oder er will die Verachtung zeigen, die er gegen dasselbe hegt; so erbietet er sich selbst freywillig mit allen seinen Sclaven, daß er sich nebst diesen, von seinem Herrn will fressen lassen. Die gemeinen Anzikos tragen nichts zu ihrer Bedeckung auf dem Kopfe und gehen mit dem obern Leib nackend; die Edelleute aber tragen seidene und Leinewandskleider, wie auch eine rothe, schwarze oder blaue Mütze. Die Weiber ahmen dem Beyspiele ihrer Männer in der Kleidung nach, einige gehen ziemlich wohl gekleidet, andere haben weiter nichts als einen Schurz um den Leib; die erstere tragen Schurz die letztern gehen barfuß; alle aber sind wohl gewachsen, ausnehmend geschwind und gewiß nicht ohne Reitz. Von der Religion dieses Volks weiß man weiter nichts, als daß sie Götzendiener sind.

Alle Reisebeschreiber, welche Gelegenheit gehabt haben, von den Jaggas zu reden, machen die abscheulichste Schilderung von ihnen, als ob sie die allerwildeste Nation auf dem ganzen Erdboden wären. Sie sind, sagen sie, in einen grossen Theile von Africa vertheilet, von den Abyssinischen Grän-

zen

zen gegen Norden nemlich an, bis gegen Mittag an das Gebiethe der Hottentotten. Sie sind groß von Statur, ausnehmend schwarz, haben eine heßliche und fürchterliche Gestalt. Von dem Gebrauche der Kleider wissen sie nichts, und ihr ganzes Betragen ist sehr wild. Sie haben zwar Oberhäupter unter sich; Könige aber gestehet man ihnen nicht zu. Sie irren in den Wäldern umher, wie wilde Thiere, welchen sie auch ziemlich ähnlich sind; thun Einfälle in das Gebiete ihrer Nachbarn, Sclaven zu machen. Ihre Waffen sind ein kurzer Degen, oder Dolch, ein Werfspieß und lederne Schilde, mit welchen sie den ganzen Leib bedecken. Wenn sie sich an einem Orte lagern, wenn es auch nur eine einzige Nacht seyn sollte; so befestigen sie allemal ihr Lager. Ein Theil der Armee beschäftiget sich Bäume zu fällen, der andere aber, sie an Ort und Stelle zu schaffen. In kurzen haben sie also einen runden Verhack gemacht, in welchen sie 12 Oefnungen lassen, deren jede mit einer Wache und Officiers besezt ist. Ihr Oberhaupt lagert sich in die Mitte, in einem besondern Verschlage; die gemeinen Soldaten aber bauen sich in eben diesem Verhacke kleine Hütten, und pflanzen ihre Waffen vor deren Eingang; damit sie so gleich zum Streiten bereit sind, wenn Lerm entstehet. Die Wache aber hält ihren Umgang jegliche Nächte sehr genau, mit Trommeln und andern Instrumenten, die bey ihnen üblich sind.

Für die Frucht und den Wein von dem Palmbaume sind sie sehr eingenommen; und dasjenige Land, welches die meisten von diesen Bäumen hervor-

brin-

bringet, ist auch ihren Einfällen am meisten ausgesezt. Uebrigens bleiben sie an einem jeden Orte so lange, bis die Lebensmittel aufgezehret sind, die sie da antreffen. Weil sie nun keinen Acker bauen, und eben so wenig Vieh füttern; so leben sie lediglich von dem, was sie rauben.

Die Jaggas haben ihre Weiber allezeit bey sich. Diese africanischen Weiber tragen ihre Haare, mit hohen Zöpfen, oder Toppeen, zwischen welche sie Muscheln legen. Den Leib aber bestreichen sie sich mit Bisam, und eine besondere Schönheit, wornach sie streben, ist diese, daß sie nur 4 Zähne weniger haben, zween deren oben, und eben so viel unten fehlend. Diejenigen nun, welche nicht so herzhaft sind, sich selbige auszureissen, werden von der Nation verachtet. Alle Kinder, welche diese Weiber gebähren, werden unmenschlicher Weise sogleich bey ihrer Geburt begraben; damit aber das ganze Volk hierdurch nicht gar ausgehe, so ziehen sie doch Knaben und Mädgens auf, deren Eltern sie zu dem Ende ermorden, um sie zu fressen. Diese jungen Leute tragen ein Halsband, welches das Zeichen ihrer Knechtschaft ist, und zwar so lange, bis sie ihrem Oberhaupte den Kopf von einem Feinde bringen; worauf sie denn unter die Anzahl der Soldaten genommen werden.

Gedachtes wilde Volk ist eine geraume Zeit von einem Weibsbilde regieret worden, welche Ten-Banda-Dumba hieß. Diese Heldin, oder vielmehr unsinnige Furie, unterstund sich, nachdem sie, wegen Ermordung ihrer Mutter, und kriegerischen Geist, gewürdiget worden war, die Jaggas zu regieren, die-

sem

sem Volke Gesetze zu geben, welches doch alle natürliche Empfindung und Menschheit bey sich erstickt hatte. Weil sie nun versichert war, daß der Aberglaube allein dasjenige Mittel sey, die Annehmung dieser Gesetze zu bewürken, und die Natur zu unterdrücken; so rief sie dieser zu Hülfe. Nachdem sie also ihre Truppen versammelt hatte, so hielt sie an dieselbe nachfolgende abscheuliche Rede: "Meine „Freunde, gegenwärtig werde ich euch in den Ge„heimnissen der Jaggas eurer Vorfahren unterrich„ten; und euch die Gewohnheiten und Gebräuche „lehren, wie auch die Mittel, wie ihr reich, mächtig „und unüberwindlich werden könnet. Achtet dem„nach keine Verbindung der Blutsfreundschaft; denn „diese dienet nur, den Geist verzagt und kleinmüthig „zu machen." Hierauf ließ sie sich ihren Sohn herbringen, der noch ein Kind war, setzte ihn in einen Mörser, und zerstieß ihn lebendig mit ihren Händen im Angesichte der ganzen Armee. Nachdem sie nun denselben wie eine Brühe zustossen hatte, so that sie einige Kräuter und Wurzeln hinzu, machte eine Salbe daraus, und bestrich sich mit derselben, in Gegenwart der Soldaten, den ganzen Leib. Diese nahmen darauf gar keinen Anstand, ihrem Beyspiele zu folgen; sie ermordeten also ihre Kinder, um eben damit diesen Gebrauch zu machen; so, daß dieses zu einem unverbrüchlichen Gesetze bey dem ganzen Volk geworden ist, wenn sie zu Felde gehen, und etwas unternehmen wollen. Nach diesem Gemetzele wurde befohlen, alle Kinder der Ausländer zu dem Ende beym Leben zu erhalten, damit sie im Kriege erzogen werden, und von keinem andern Va-

terlande und Gesetzen wissen möchten, als die ihre Wildheit ausgeheckt hatte. Dieses verwünschte Weib wollte sogar, daß man das Menschenfleisch allen übrigen Speisen vorziehen sollte, das Fleisch der Weibsbilder ausgenommen. Diese Ausnahme aber erweckte vielmehr eine grössere Begierde dergleichen Fleisch zu fressen; und es soll, wie man sagt, Oberhäupter unter ihnen gegeben haben, welche gemeiniglich alle Tage für ihren Tisch ein Weibsbild haben schlachten lassen.

Ein anderes Gesetz aber befahl, daß man die unfruchtbaren Weiber zu dem Ende sollte leben lassen, daß man sie bey den Begräbnissen grosser Herren opfern könnte; und gestattete zugleich ihren Männern die Erlaubniß, sie zu tödten und zu fressen. Ein anderes Gesetz befahl allen Oberhäuptern, welche zu Felde giengen, daß sie die eheliche Pflicht mit ihren Weibern, in Gegenwart der ganzen Armee verrichten sollten: wieder ein anderes aber, daß sie die Gebeine ihrer Eltern in Kästen bey sich führen, ihnen Menschen opfern, und sie vorher mit ihrem Blute netzen sollten, wenn man sie um Rath fragen wollte.

Wenn das Leichenbegängniß eines Oberhauptes begangen wurde, so opferte man zuweilen wohl 100 Kriegsgefangene: Man begrub deren verschiedene gar lebendig, die Officiers waren, und eine Menge von Sclaven, damit sie ihm in jener Welt dienen möchten; Ueberdieses auch noch zween von seinen Weibern, welchen aber vorher die Arme entzwey geschlagen wurden.

Man lieset in der Reisebeschreibung des Carli (S. 576.) daß der Groß-Jagga, welcher seinen Sitz in der Stadt Kassanji oder Kasangi, gehabt hätte, die an den Gränzen des Königreichs Matamba liegt, jährlich seinen Geburtstag mit einem prächtigen Schmause gefeyert habe. "Alle Völker aus den „Städten dieses Königes, sagt Carli, welche vermögend sind zu reisen, müssen sich auf einen grossen „Platze versammlen, wo man auf verschiedenen Bäumen eine gewisse Anzahl Hütten vor den Monarchen und die vornehmsten Herren seines Reichs gebauet hat. In diese begeben sie sich unter dem „Schalle ihrer musicalischen Instrumenten. In einiger Entfernung bindet man alsdenn an den „Stamm eines Baumes den allerwildesten Löwen, „den man nur in dem Lande finden kann. Hierauf „wird das Zeichen gegeben, der Löwe sogleich losgelassen, welcher denn, sobald er eine so zahlreiche „Gesellschaft siehet, anfängt ein wenig zu brüllen; „weil er aber kein Mittel siehet, zu entwischen, sogleich auf den ersten Neger losgehet, dem er nur „aufstößt. An statt nun, daß das Volk fliehen sollte, so geht es ganz unbewafnet auf ihn los, das „Thier zu tödten, und schätzt es sich für ein Glück, „wenn es in diesem Streite und im Angesichte seines Herrn umkommt. Der Löwe ermangelt auch „nicht, vorher eine grosse Menge derselben zu erwürgen, ehe es mit ihm selbst so weit kömmt; endlich „aber muß er doch der Menge unterliegen. Nachher aber, wird er von denen, die noch leben, wieder gefressen; der König aber mit einem grossen Freudengeschrey wieder zu seinem Schlosse begleitet."

Diese Erzählung aber kommt mit demjenigen nicht überein, was wir im vorhergehenden berichtet haben. Denn Carli redet hier von einem Monarchen, welcher seine Residenz in einer Stadt habe, die in der That die einzige ist, die auf unsern Charten genannt ist: und ob man gleich die Jaggas an einem so abscheulichen Gemetzele und Mahlzeit schon erkennen kann, so ist doch so viel gewiß, daß sie diejenigen nicht sind, von welchen wir kurz vorher gehandelt haben. Um nun die Erzählung des Carli mit der zu vereinigen, die wir aus dem fünften Buche der allgemeinen Geschichte von England (the modern. Part of an univerſal hiſtory) genommen haben; so muß man glauben, daß sich ein gewisser ziemlich starker Schwarm von dem wilden Volke der Jaggas, an den Gränzen des Königreichs Matamba niedergelassen habe.

Der Reisebeschreiber Battel, dessen Erzählung in der Burchas eingerücket ist, sagt von sich, als ob er eine geraume Zeit in dem Dienste des Kalandula, Oberhaupts der Jaggas, gewesen wäre. Ferner, daß dieser Krieger niemals etwas unternommen habe, ohne dem bösen Geist vorher ein Opfer zu bringen; zu welcher Feyerlichkeit er allemal den Anbruch des Tages oder Sonnenaufgang gewählet hätte. Auf dem Haupte habe er eine Mütze, die mit Pfauenfedern gezieret gewesen, gehabt, sich auf einen Stuhl ohne Lehnen gesetzt, seine Zauberer zur Seite, und um sich 30 oder 40 Weiber, welche Schwänze von wilden Pferden in den Händen gehalten, mit welchen sie hin und her wedelten, und ihr Geschrey mit dem Geräusche der Trommeln und andern Instrumenten,

menten, die sich hinter dem Kreise hören liessen, vereinigt hätten. Alsdenn habe man ein grosses Feuer gemacht, über welches man verschiedene Arten von weissen Staube in einem irdenen Topfe gesetzt. Die Zauberer hätten ihn gebraucht, dem Kalandula damit die Stirne, Brust und den Bauch durch und durch zu bestreichen, und zwar mit ganz besondern weitläuftigen Ceremonien. Hierauf habe man ihm seine Hellebarte gereicht und empfohlen, seine Feinde nicht zu schonen, weil er seinen Mokisso bey sich hätte. Hierauf habe man ihm ein Knäbgen gebracht, welches er sogleich getödtet hätte. Hierauf wären vier Männer gefolgt, die er ebenfalls erschlug, und die, welche nicht auf den ersten Schlag sogleich tod zur Erde gefallen, wären herausgeführet, und von den Soldaten vollends ermordet worden. Dieses abscheuliche Gemetzele sey mit einer Opferung von vier Kühen beschlossen, die auf dem Platze, und fünf andern, die außerhalb demselben wären geschlachtet worden: diesen habe man eben so viele Ziegen und Hunde beygefügt, deren Fleisch von den Umstehenden mit einem grossen Freudengeschrey wäre gefressen worden.

Dieses sind die wenigen Nachrichten, welche uns die Reisebeschreiber von dem Volke der Jaggas liefern. Hintergehen sie uns mit denselben nicht, so sind sie überflüßig hinreichend, daß wir uns dasjenige nicht dauern lassen, was sie uns noch ferner davon sagen möchten. Es wäre ein Glück vor die Menschheit, wenn Carli, Battel und andere blos weiter nichts als Betrüger der Menschen gewesen wären.

Neunzehentes Hauptstück.

Von dem Kayserthume Monomotapa und den benachbarten Staaten.

Dieses weitläuftige Reich hat an der Nordseite und einem Theil gegen Abend zu seinen Gränzen den Fluß Zembeze-Empondo, der auch Quama oder Cuama heißt, und es von den Königreichen Abadua und Schikoya und den Gegenden Mumbos und Zimbas, oder Mazimbas, wie auch von dem an der See gelegenen Lande Maruka, scheidet. An der fernen Abend- und Mittagsseite wird es von dem Lande der Hottentotten und einiger Caffern eingeschlossen; an der Morgenseite aber von dem indischen Meere. Seine Lage ist zwischen dem 41 und 56 Grade der Länge gegen Morgen, und zwischen dem 14 und 25 Grade mittägiger Breite. Von Mitternacht gegen Mittag ist es ohngefähr 470 Meilen lang, und 650 deren von Abend gegen Morgen breit. Auf der Landcharten wird es als eine Halbinsel vorgestellet.

Das Kayserthum Monomotapa ist in 25 Königreiche getheilt, und in eine grosse Anzahl tributbare Herrschaften, deren einige schon so mächtig sind, daß sie sich zuweilen unterstehen, dem Kayser den Krieg anzukündigen. Die Geschichte dieses Landes und der Könige, die es regieret haben, ist uns vollkommen unbekannt: denn diejenigen Schriftsteller, welche sich bemühet haben, sie in einiges Licht zu setzen, haben uns an statt der Sachen

weiter nichts als ihre Muthmassungen geliefert. So scheint z. E. Lopez übezeugt zu seyn, daß schon, seit der Zeit der Königin Saba, Kayser in Monomotapa regiert hätten, und jene von diesen, weil sie ihr unterthänig gewesen, ihre Schätze erhalten habe. Eben dieser Verfasser fügt hinzu, daß man auch in gewissen Gegenden des Landes noch einige Gebäude von einfacher Bauart fände, die aus Steinen, Mörtel und Holze aufgeführet wären, woraus er denn die Folge ziehet, daß Salomo sein Gold hieraus geholet hätte, und zwar mit desto mehrern Grunde, welcher, wie er sagt, dieser wäre, daß zu Ofür, nicht weit von Massapa in dem Königreiche Monomgas noch die Bergwerke zu sehen wären. Es ist wahr, die reichen Bergwerke, die in diesem Lande sind, nebst der Aehnlichkeit der beyden Namen Ofür und Ophir, können schon eine solche Vorstellung glaublich machen: denn die Reisebeschreiber berichten uns, daß man einsmals in diesen Bergwerken eine Stange von gediegenem Golde gefunden, die zwölftausend Ducaten, und eine andere, die viermalhunderttausend Ducaten am Gewicht gehalten hätte. Das Gold trift man daselbst nicht nur zwischen den Steinen an, sondern so gar unter der Rinde gewisser Bäume, bis oben an deren Gipfel, welches zu verstehen ist, bis an den obern Theil des Stammes, wo sich derselbe in Aeste oder Zweige zertheilet. Die Negern in diesen Gegenden, welche darzu gebraucht werden, das Gold zu sammeln, finden es in grossen Körnern, die zwischen dem Sande vermischet sind, oder auch in den Flüssen. Sie stürzen sich also ins Wasser, fahren auf den Grund und bringen jedes-

mal so viel Schlamm mit herauf, als sie können; wo sie denn jederzeit eine kleine Quantität Goldstückgen mit gefasset haben. Ihre Trägheit aber ist so groß, daß sie an diese Arbeit durchaus nicht eher gehen, bis sie durch die äusserste Noth darzu gezwungen werden. Aus dieser Ursache handeln die Araber so gerne mit ihnen, verkaufen ihnen ihre Waaren auf Credit, und setzen ihnen nur eine gewisse Zeit, daß sie bezahlen sollen. Durch diese Mittel zwingen sie also die Negern, Gold zu fischen; denn diese sind am allergeschicktesten, ihr Versprechen zu halten.

Die Portugiesen, welche sich an verschiedenen Orten auf der Küste Monomotapa niedergelassen haben, handeln in allen diesen Gegenden mit Golde, Elfenbeine, Ambra und Sclaven, zu ihrem nicht geringen Vortheile.

Heut zu Tage ist dieses Kayserthum in drey grosse Königreiche eingetheilet, nemlich in Quideve, Sabanda und Schikanga, von welchen das lezte das mächtigste unter allen dreyen ist, weil es die reichsten Bergwerke hat. Es wird von einem unzählbaren Volke bewohnet, welches eine schwarze Farbe und mäßige Leibesgrösse hat, sehr herzhaft und zum Laufen ungemein geschwind ist. Von andern Waffen aber weiß man nichts, als von Pfeilen, Bögen und kurzen Spiessen.

Weil es in diesem grossen Lande keine Pferde giebt, so besteht die Armee auch bloß aus Fußvolke; die Garde des Kayfers aber aus zweyhundert grossen englischen Hunden, welche ihm eben so wohl auf der Jagd als im Kriege dienen. Die Beute, welche

man

man von den Feinden macht, wird unter den Kayser seine Officier und seine Soldaten getheilet. Wenn diese Kriegsleute zu Felde gehen, so müssen sie alle ihre Lebensmittel mit sich nehmen, und dürfen so lange, als der Feldzug dauert, nichts anders erwarten, als daß ihnen nur einige Ochsen und Kühe als ein Geschenk ausgetheilet werden. Ein sehr furchtsamer Theil dieser Armee besteht aus 6000 Weibern, welche, wie die alten Amazonen, von denen die Geschichte Nachricht ertheilet, sich die linke Brust abbrennen, damit sie ihren Bogen desto besser gebrauchen können. Diese streitbaren Weiber sind ganz ausnehmend unerschrocken und tapfer. Denn zuweilen machen sie es eben so, wie die Parten, und schiessen ihre Pfeile, wenn sie fliehen. Sie kehren sich aber so gleich wieder um, wenn sie sehen, daß die Feinde in Unordnung sind, die sie verfolgten, und bestreiten sie mit neuer Herzhaftigkeit. Sie wohnen in verschiedenen Gegenden, wo sie zu gewissen Zeiten Männer zu sich lassen, doch nur in der Absicht, daß sie nicht aussterben: die Knaben schicken sie ihren Vätern, die Töchter aber behalten und erziehen sie in Kriegsübungen.

Der Kayser bewohnet ein sehr weitläuftiges Schloß, das von Holze aufgebauet, und in drey Hauptflügel abgetheilet ist: den einen bewohnet er, den andern seine Weiber, und den dritten seine Ministers und Bedienten. Der Flügel des Kayserś hat drey Thore, durch das eine gehen nur blos die königlichen Gemahlinnen; durch das andere der Kayser und seine geheimen Bedienten, Kinder und vornehmsten Herren des Reichs; das dritte aber ist für

die beyden vornehmsten Küchenverwalters, die Prinzen von Geblüte, Unterküchenbedienten, und alle Personen vom ersten Range. Diese verschiedene Bedienten aber dürfen nicht älter als 20 Jahr seyn: weil dafür gehalten wird, daß man in solchen Jahren noch mit keinen Weibsbildern zu thun gehabt habe. Findet sich aber jemand unter ihnen, welcher überführt wird, daß er dieses Reichsgesetz übertreten hat; so muß er harte Strafe leiden. Aus dieser grossen Gesellschaft der jungen Bedienten, werden diejenigen genommen, mit welchen die wichtigsten Bedienungen des Reichs besetzt werden.

Der Ningomoscha ist der vornehmste Bediente des Reichs, und nimmt den Titel eines Stadthalters eines Königreiches an: der Mokomoascha ist der Generalfeldmarschall, oder Befehlshaber aller Truppen. Der Arbuya der Oberhofmeister, welcher die Aufsicht über das königliche Schloß hat. Wenn die vornehmste Gemahlinn des Kayfers stirbt, so hat dieser das besondere Recht, an deren Stelle eine andere zu ernennen; er muß sie aber entweder von den Schwestern, oder nächsten Anverwandten des Kayfers wählen. Der Jehautova ist der Kapellmeister. Der Nukurao der General der vorder Truppen bey der Armee. Der Bukuromo ist ohnfehlbar der Minister und Liebling des Kayfers: denn sein Name bedeutet so viel, als der rechte Arm seiner Majestät. Der Magando ist der oberste Weise oder Wahrsager. Der Netombo der Oberapotheker, und hat unter seiner Aufsicht die Salben und Geräthe, welche zur Prophezeyung und Zauberey dienen: end-

lich

lich ist der Nehono der Pförtner des königlichen Schlosses.

Der Kayser hat sehr viele Gemahlinnen, unter diesen aber führen nur neune den Titel der Kayserinnen oder Königinnen. Einige von diesen sind entweder seine Schwestern, oder nächsten Anverwandten; andere aber aus den Töchtern der vornehmsten Herren bey Hofe gewählet. Die erste Kayserin führet den Titel Mazasira, und ist diejenige, welche die portugiesische Nation, die ihr den Titel Mutter beylegt, für die ihr von ihnen gemachten Geschenke, beschützet. Die andere heißt Jeahanda und nimmt die Mohren in ihren Schutz. Die dritte Namens Nabuisa ist vielleicht diejenige, welche des Kayfers Gunst hat; weil sie in einem von des Kayfers Zimmern wohnet. Die vierte wird Navemba genennet; die fünfte Navengore; die sechste Nizingo apangi; die siebende Nemongora; die achte Nissani; und die neunte Nekaronda. Vermuthlich sind alle diese Namen eben so viele Titels, welche die neun Königinnen beständig führen. Eine jede von ihnen hat ihre besondere Hofstatt, die eben so prächtig ist, als die Hofstatt des Kayfers. Sie theilen mit ihm auch die höchste Würde, und haben eben so wohl als er, das Recht, zu strafen und zu belohnen. Ihre Einkünfte ziehen sie aus verschiedenen Provinzen, welche zu ihren Unterhalte bestimmet sind: Uebrigens scheinet es, als ob der Kayser über diese seine Gemahlinnen kein anderes Recht habe, als daß er sie besucht, wenn es ihm beliebt.

Die Einwohner von Monomotapa erkennen einen Gott, als den Schöpfer der Welt, den sie

Maziri oder Mazimo nennen, und verehren über dieses noch eine gewisse Jungfrau, die sie Peru heissen. Sie glauben auch einen Teufel, für dessen Bosheit sie sich sehr fürchten, und den sie Muzuko heissen. Ihre vornehmste Gottheit aber ist ohnstreitig der Kayser. Denn sie glauben, daß wenn dieser den Erdboden verläßt, er den Himmel bewohne, in diesen seinem Aufenthalte der Herrlichkeit ihr bitten höre, und ihnen Gnade wiederfahren lasse.

Ihre Monate theilen sie in Wochen von zehen Tagen, und fangen sie mit den ersten Tagen des Monats an. Der vierte und fünfte Tag in jeder Woche sind die Festtage. An diesen ziehen die Unterthanen ihre besten Kleider an, der Kayser führet einen Knüttel in der Hand, ertheilet öffentlich Gehör, und die, welche zu ihm reden, müssen sich auf die Erde legen. Den achten Tag eines jeden Monats ist es niemanden erlaubt, sich dem Hofe zu nähern, weil man ihn für unglücklich hält.

An dem Tage des Neumonden läuft der Kayser in Kriegsrüstung, mit zween Spiessen in der Hand, durch alle Oerter des Schlosses, gleich als ob er seine Feinde bestreiten wollte. Alle seine Hofleute folgen ihm, und nachdem dieser seltsame Gebrauch geendet ist, so wirft er ihnen gekochtes türkisches Korn auf die Erde, mit dem Befehle, dieses zu essen, gleich als ob es so gewachsen wäre; welches sie denn mit eben derjenigen Niederträchtigkeit verschlingen, welche dergleichen Schmeichlern in allen ihren Handlungen eigen ist, wenn sie durch die Gegenwart ihres Monarchen belebt werden. Der erste Tag des Monats May ist in diesem Lande ein Festtag;

an

an welchem die Hofleute ein gewisses Streitspiel auf dem grossen Schloßhofe vorstellen; wobey der König gegenwärtig ist, und nicht eher weggehet, als bis es seine Endschaft erreicht hat. Hierauf bleibt er acht Tage in seinem Schlosse, ohne sich öffentlich zu zeigen; während dieser Zeit aber hören die Tambauern nicht auf, mit ihren Trommeln einen gräulichen Lärmen zu machen. Den achten Tag aber erweiset der Kayser den Unterthanen wieder die Gnade seiner Gegenwart, und zwar in der Absicht, diejenigen von seinen Bedienten hinrichten zu lassen, die er am wenigsten leiden kann. Dieses grausame Opfer geschiehet zur Ehre der Muzimos oder Vorfahren seiner gnädigen Majestät. Hierauf gehet das ganze Volk weg, und wünscht ihm viel Glück.

Der Kayser schickt übrigens jährlich in seine Provinzen einige Vornehme von seinem Hofe, welche seinen Unterthanen neues Feuer bringen müssen. Sie löschen alles Feuer in der ganzen Gegend sorgfältig aus, und theilen für eine kleine Erkenntlichkeit, welche zu ihrer Schadloshaltung dienet, und wovon der Ueberschuß in die kayserliche Casse kommt, das neue Feuer, mit vielen Ceremonien aus. Ist dieser Gebrauch nicht aus Eigennutz eingeführet, so sollte man glauben, das Volk hielte das Feuer für ein Heiligthum. Wenn der Kayser zu Felde gehet, und die Armee unter dem freyen Himmel liegt, so bauet man eine Hütte auf, in welcher ein Feuer angezündet, und mit vieler Sorgfalt und Ehrfurcht unterhalten wird.

Es scheinet, die Schriftsteller mögen auch sagen, was sie wollen, daß die Einwohner von Monomo-

nomotapa eben so abergläubig sind und dem Wahrsagen und Zauberey gleich stark anhängen, als die übrigen Africaner. Der Kayser dieses Landes hat, wie man sagt, ein besonderes Haus, wo die Leichen der Verbrecher aufgehangen sind, und man begräbt sie nicht eher, als bis sie alle ihre Feuchtigkeit von sich gegeben haben, welche, nachdem sie in Gefässe gesammelt ist, darzu dienen soll, eine Arzeney daraus zu machen, deren Gebrauch das Leben des Kayfers verlängert, und alle bösen Würkungen der Zauberey von ihm entfernet.

Die Jungfern in diesem Reiche gehen so lange nackend, bis sie heyrathen. So bald sie aber Weiber und Mütter werden, bedecken sie sich den Busen und alle übrigen Theile des Leibes. Die Vielweiberey ist zwar erlaubt; die erste Frau aber hat jederzeit den Vorzug vor den übrigen. Eine Jungfrau darf man aber nicht eher heyrathen, oder sich mit ihr vereinigen, als bis sie mannbar ist, und man ihr das Compliment gemacht hat, daß sie zu diesem Gebrauche tauglich sey. Derjenige aber, welcher sich unterstehen würde, mit ihr vor dieser Zeit einen fleischlichen Umgang zu haben, würde hart gestraft werden.

Was man eigentlich in diesem Lande vor Leichenceremonien hat, ist ganz und gar unbekannt. So viel aber weiß man gewisser, daß diese Götzendiener die Gebeine ihrer Väter als eine grosse Kostbarkeit verwahren, und ihnen jede 8 Tage einen abergläubigen Dienst erweisen. Weil sie alsdenn reine Kleider anziehen, und ihnen auf einem Tische verschiedene Gerichte vorsetzen, die sehr wohl zugerichtet, und verdeckt sind. Nachdem sie nun die Seelen der Verstorbenen

denen zu dieser Mahlzeit eingeladen haben, so essen sie selbst dasjenige Fleisch, welches sie ihnen eben vorgesezt haben.

Wenn sie zu Felde gehen und Krieg führen, so waschen sie sich das Gesichte und Hände nicht eher, bis der Friede wieder hergestellet ist. Nach einer Schlacht haben sie die grausame Gewohnheit, daß sie die Gefangenen verstümmeln und deren Schaamglieder ihren Weibern schenken: welche sich eine Ehre daraus machen, diese betrübten Beweise des Sieges ihrer Männer an dem Halse zu tragen. Die Aechtigkeit der Eide zu beweisen, hat dieses Volk die Gewohnheit, den Beklagten einen gewissen Trank trinken zu lassen; man sagt uns aber nicht, woraus er bestehe; mithin kan man auch glauben, daß hier eben so wohl als an andern Orten viele Betrügereyen mit unter laufen.

Die Gebräuche der Königreiche oder Fürstenthümer, welche dem Kayserthume Monomotapa tributbar sind, haben nur einen geringen Unterscheid von denen in dem Reiche: denn die regierenden Kayser sind, in der Einbildung des Volks, Götter, oder haben wenigstens eine genaue Verwandschaft mit ihnen, weil sie ein Bild derselben sind. Sie wenden sich also an dieselben, wenn es häufig regnet, oder auch die Witterung zu dürre ist. Die Zeit, welche ihnen nothwendig wieder einmal günstig seyn muß, bequemt sich also nach den Wünschen dieser Leute, da sie denn gleich schreyen, als ob sie ein Wunder erlebten. Diese Monarchen sind beständig mit Poeten und Musicanten umgeben, die unaufhörlich ihr Lob besingen, und sie als Herren über die Sonne, Mond, Erde und

das

das Meer preisen. Man heißt sie auch grosse Zauberer und Diebe; welcher leztere Titel ohnfehlbar so viel heissen soll, als daß sie mit grosser Geschicklichkeit in das Land ihrer Nachbarn einfallen, und dessen Unterthanen plündern.

Diese Leute bitten auch für die verstorbenen Seelen: welches denn Beweises genug ist, daß sie die Unsterblichkeit der Seele glauben. Für dem Teufel fürchten sie sich erschrecklich; haben aber keinen Begrif von der Hölle; dahingegen aber glauben sie ein Paradies, wo sie dermaleinst mit ihren Weibern und Kindern alle Arten des sinnlichen Vergnügens geniessen werden.

Der König von Quiteve begiebt sich jährlich im Monat September auf einen Hügel, wo das Begräbniß seiner Vorfahren ist; hier verrichtet er eine Messe von neun Tagen, zur Ehre der Seelen seiner Vorfahren. Der letzte Tag derselben ist zu einem Tourniere bestimmet, bey welchem der König mit seinen Hofleuten bewafnet erscheinet. Alsdenn aber begiebt sich die Seele des letztverstorbenen Königs in den Leib eines der vornehmsten Herren bey Hofe. Der regierende König aber fragt ihn um alles dasjenige um Rath, was sowohl den Staat überhaupt betrift, als auch ihn überhaupt angehet. Er erhält jederzeit eine hinlängliche Antwort und das Volk auch zugleich Vorschriften, seinem Regenten zu gehorchen; welche Antworten denn für göttliche Aussprüche gehalten werden, die aus dem Munde des vermeinten Besessenen gehen. Wenn dieser König von Quiteve auf dem Todbette liegt, so vergeben sich seine Gemahlinnen zu dem Ende mit Gifte, um ihn in

jener

jener Welt zu dienen. Sein Nachfolger aber setzt sich sogleich den folgenden Tag auf den Thron. Wenn er die Ehrenbezeugungen von seinem Volk annimmt, so steht er allemal hinter einem Vorhang; den Tag darauf aber zeigt er sich öffentlich, und zerbricht einen Bogen, um dadurch seinen Unterthanen einen vortheilhaften Begrif von seiner Stärke zu liefern. Alle Geschichtschreiber versichern übrigens, daß die alten Völker nicht weniger von der Leibesstärke, als der Klugheit derer gemacht hätten, welche zu Regenten bestimmet wären. Nun ist zuweilen der König von Quiteve in einer nicht geringen Verlegenheit, wenn er die Ceremonie mit den Bogen zu seinem Vortheil endigen will. Denn giebt es mehrere, welche sich um die Krone bewerben, und den Bogen zerbrechen wollen; so ist seine einzige Zuflucht, Kraft der Unterthänigkeit, die noch lebenden Weiber des verstorbenen Königs zu verbinden, daß sie ihn zu sich auf ihr Schloß nehmen; denn derjenige, welchen sie auf und annehmen, ist der einzige wahre Thronfolger; wollte er sich ihnen aber mit Gewalt aufdringen, so würde er auch eben dadurch sein Recht zum Throne verliehren.

Ehedem waren die Könige in Quiteve, wenn sie das Unglück hatten, in eine unheilbare Krankheit zu fallen, verbunden, sich freywillig zu ermorden, und zwar nach den Beyspielen ihrer Unterthanen, denen es nach dem Gesetze nicht erlaubt war ferner zu leben, wenn sie in eben den Umständen waren; der Verlust, die Ungnade, das widrige Schicksal, und wenigstens zween vorne aus dem Munde verlohrne Zähne, verbanden sie allemal, sich das Leben zu nehmen:

„Ein König, sagten diese Leute, muß keinen Fehler „an sich haben: hat er aber noch einen, ist es denn „nicht besser, daß er aus dieser Welt, und in ein „ander Leben gehet, weil er daselbst von aller Un„vollkommenheit befreyet wird?„ Ein Regent dieses Landes aber, welcher nach den besondern Merkmalen solcher Heldenthaten nicht so eifrig strebte, erklärte sich daher, als er den Thron bestieg? "daß ob er „gleich das Unglück gehabt hätte, einen Zahn zu „verliehren, so sey er doch entschlossen zum Besten „seiner Unterthanen zu leben, und so lange in aller „Gelassenheit zu warten, bis der Tod zu ihm käme, „ohne daß er sich demselben nahen wollte."

Dem Könige von Quiteve legt man auch den Titel eines grossen Löwen bey; und aus Ehrfurcht gegen diesen Titel ist es auch nicht anders erlaubt, dieses Thier zu tödten, als auf gewissen königlichen Jagden. Wenn dieser König einige Sachen mit seinen Nachbarn abzuthun hat, so schickt er niemals weniger als vier Abgesandten an sie, welche die Sachen betreiben müssen. Der erste stellet die Person seines Herrn vor, und muß mit eben der Achtung aufgenommen werden. Der zweyte wird der Mund des Königes genennet, und zeigt die Ursachen seiner Commission an; der dritte des Königes Auge, und muß auf alles achten, was vorgeht; und der vierte heißt endlich, das Ohr des Königes, mithin muß er alles hören und treulich berichten.

Zwanzigstes Hauptstück.

Von Ethiopien.

Die Erdbeschreiber sind über dasjenige Land, welches Ethiopien genennet werden soll, nicht mit einander einig. Nach der gemeinen Meynung aber sind die Gränzen von Ethiopien das rothe Meer, die Küste Ajan und Zanguebar gegen Morgen, Monoemugi und Caffrerien gegen Mittag, Congo gegen Abend, und Nubien und Egypten gegen Mitternacht. Man theilet dieses grosse Land in das obere und niedere Ethiopien. Das obere Ethiopien ist derjenige Theil, welcher gegen Mitternacht liegt, und mithin auch zugleich am meisten gegen Morgen. In demselben liegt Nubien, Abissinien, Giagues oder Galles und die Küsten Apex, Ajan und Zanguebar. Das niedere Ethiopien liegt gegen Mittag und Abend: in demselben ist Monoemugi, Monomotapa, und die weitläuftigen Länder Biafara, Congo und Caffres. Die wenigen Nachrichten, die wir von den Völkern haben, welche in diesen letzten Theile wohnen, welcher unsern Vorfahren fast ganz und gar unbekannt war, haben wir den Portugiesen zu verdanken.

Ob nun gleich in diesem weitläuftigen Lande von Ethiopien eine grosse Menge von Heiden wohnen, so bekennen sich doch die Ethiopier überhaupt zu der christlichen Religion: Sie erkennen das Ansehen der heiligen Schrift, brauchen die Sacramente, glauben die Gegenwart Christi im heiligen Abendmahle,

dem Leibe und Blute nach, unter dem Brode und Weine; rufen die Heiligen an, wie die Katholiken; genieſſen aber das heilige Abendmal unter beyderley Gestalt und brauchen in demſelben geſäuert Brod, wie die Griechen. Sie haben vier Faſten: das erſte dauert 50 Tage, das andere zuweilen 40, das dritte 15, und das vierte 21 Tage. Während dieſer Zeit brauchen ſie keine Eyer, Butter, Käſe und eſſen nicht eher als nach dem Untergange der Sonne; alsdenn aber kann man ſo lange eſſen und trinken, bis zu Mitternacht. Weil es nun in Ethiopien keine Oelbäume giebt, ſo bedienet man ſich eines Oels, welches aus einem gewiſſen Saamen des Landes gepreſſet iſt, und eben keinen unangenehmen Geſchmack hat. Jegliche Mittwoche im Jahre iſt man verbunden zu faſten. Vor dem Eſſen aber muß jederzeit gebetet werden. Eine Stunde vor der Sonnenuntergange laſſen alle Einwohner, ſowohl die auf dem Lande, als in den Städten, ihre Arbeit liegen, und begeben ſich zum Gebete. Alte und junge Leute, auch ſo gar Kranke, müſſen alle Faſten. Wenn die Kinder zehen Jahr alt ſind, ſo gehen ſie zum erſtenmale zu Gottestiſche, und von der Zeit an ſind ſie zum Faſten verbunden. Ihr Glaubensbekänntniß ſcheint ziemlich unvollkommen zu ſeyn: denn ſie werfen ſich nur vor einem Prieſter nieder, welcher auf einem Stuhle ſitzt, beſchuldigen ſich überhaupt vor ihm, daß ſie groſſe Sünder ſeyn und ewige Strafe verdient hätten, ohne ſich in eine genauere Beichte einzulaſſen. Der Beichtvater hat in der einen Hand das Evangelienbuch, und in der andern ein Kreutz, womit er die Augen, Ohren, Naſe, Mund und Hände der büſſen-

den

den berühret, einige Gebeter betet, das Evangelium lieset, über seinen Kopf einige Kreutze macht, ihm eine Buße auferleget, und ihn alsdenn gehen lässet.

Dieses Volk hat gegen seine Kirchen sehr viel Hochachtung, und es gehet niemals anders als mit bloßen Füßen hinein; in denselben beträgt es sich sehr sittsam und untersteht sich weder zu husten, noch sich die Nase auszuschnauben, vielweniger zu plaudern. Aus diesen heiligen Oertern würde man alle diejenigen gewiß herausjagen, welche sich unterstehen würden, hineinzukommen, ohne mit weißer Wäsche angethan zu seyn. Wenn das heilige Abendmahl gehalten wird, so bleibt weiter niemand drinnen, als die Priester und Abendmahlgäste; alle übrigen gehen heraus, ohne Zweifel aus Ehrfurcht, weil sie sich nicht würdig achten, an einem so heiligen Sacramente Antheil zu nehmen. In der Kirchen ist es sehr reinlich; man erblicket an den Wänden sehr viele Schildereyen und Gemählde, aber keine Bildsäulen. Während der Messe und andern gottesdienstlichen Verrichtungen wird beständig geräuchert. Das Absingen der Priester geschiehet mit vieler Achtsamkeit und ist manchmal mit musicalischen Instrumenten verbunden. Die Mönche stehen in der Nacht zweymal auf und singen Psalmen. Sie tragen Chorkleider; in der Stadt aber gehen sie, wie weltliche Personen gekleidet, und unterscheiden sich nur durch eine kleine gelbe oder violette Kappe, die sie auf dem Kopfe tragen.

Die Ethiopier haben von den Juden die Beschneidung beybehalten, und beschneiden ihre Kinder sieben Tage nach deren Geburt. Sogleich darauf werden sie getauft, wenn man etwan besorgt, daß sie

sterben möchten; wo aber nicht, so schiebt man die Taufe auf. Die Beschneidung aber halten sie für kein Sacrament, sondern für einen gottesdienstlichen Gebrauch, den man wegen der Nachfolge Christi, welcher sich auch hat beschneiden lassen, beobachtet. Sie nehmen zwar nur eine Frau, würden aber nicht böse darüber seyn, wenn ihnen die Schrift erlaubet hätte, deren sehr viele zu nehmen. Die weltlichen Richter machten denenjenigen auch keinen Proceß, welche mehrere Weiber haben, allein die Priester würden über dergleichen vermeinte Unordnung einen grossen Lärm anfangen.

Wenn einer von ihren Bürgern gestorben ist; so nehmen die Leichenceremonien mit dem Wehklagen ihren Anfang. Man wäscht die Leiche ab, und legt sie, nachdem sie in ein neu baumwollen Tuch gewickelt ist, in den Sarg, bey welchem man Fackeln herum stellet und alsdenn das Klaggeschrey verdoppelt. Einige bitten Gott, daß er der Seele des Verstorbenen gnädig seyn wolle, andere besingen sein Lob, wieder andere reissen sich die Haare aus, zerkratzen sich das Gesicht, und verbrennen sich ihr Fleisch, eine desto grössere Betrübniß zu zeigen. Endlich kommen die Mönche, heben die Leiche auf, tragen sie in die Kirche, von hier aber sogleich zu Grabe; singen alsdenn Psalme, räuchern, und machen ein abscheuliches Klaggeschrey. Die Anverwandten folgen alle mit beschohrnen Köpfen, und dieses ist das Zeichen ihrer Trauer. Wenn die Leichenbegleiter wieder zurück kommen, so gehen sie zusammen in das Todtenhaus, wo alsdenn der Leichenschmaus gehalten wird. Drey Tage nach einander versammelt sich jedermann daselbst zum weinen,

nen, welches denn jegliche acht Tage, so lange bis zu Ende des Jahres, geschiehet.

Am Tage der Himmelfahrt Mariä pflegt der Kayser zu communiciren. Alsdenn versammeln sich zwölftausend Mann in dem Schloßhofe. Der Kayser erscheint in seiner prächtigsten Kleidung, und mit der Krone auf dem Haupte mitten unter seiner Hofstatt, und gehet unter einem Himmel, bis zu der Thür seiner Kapelle, wo er von dem Patriarchen in seiner oberpriesterlichen Kleidung empfangen wird. In der Kirche stellet er sich vor einen Pult, und bleibet so lange stehen, bis das Abendmahl gehalten wird, welches ihm der Priester unter beyderley Gestalt austheilet. Von hier begiebt er sich mit eben dem Gefolge wieder in sein Schloß. Der Patriarch ist das Haupt der Religion, und stehet unter dem Patriarchen von Alexandrien, der ihn einsezt. Er ernennet alle Superioren der Klöster, und hat eine unumschränkte Gewalt über alle Mönche, die in Ethiopien sehr häufig sind: denn man hat keine andern Priester, als die Mönche, und auch keinen andern Bischof, als den Patriarchen. Zuweilen werden in einer einzigen Ordination zehntausend Priester eingeweyhet, und sechstausend Unterpriester oder Diaconi. Dieses Sacrament der Priesterweyhe ist bald geschehen. Der Patriarch sizt nemlich auf einem Stuhle, sagt den Anfang des Evangelii über den Köpfen derer her, welche zu Priestern geweyhet werden sollen, und ertheilet ihnen den Segen mit einem eisernen Kreutze, welches wohl sieben bis acht Pfund schwer ist. Die Diaconi aber erhalten von ihm nur den Segen, ohne, daß er dabey das Evangelium hersagt.

Die Ethiopier geben sich für älter aus als die Egyptier: weil, sagen nemlich diejenigen unter ihnen, welche sich Weltweise zu seyn dünken, unser Land viel stärker von den Sonnenstrahlen beschienen wird, die doch allen lebendigen Geschöpfen ihr Leben ertheilen. Wodurch man denn fast auf die Gedanken kommen solte, daß diese Leute die Thiere für nichts anders als eine blosse Entwickelung aus der Erde hielten, wenn nemlich dieselbe in eine Gährung gebracht ist. Mit der Vorgebung der Ethiopier mag es aber vor eine Bewandniß haben, was es für eine wolle; so kann man sie doch für nichts anders als für eine Colonie der Egyptier halten. Denn sie haben, eben wie diese, die Beschneidung, und bey ihren Vorfahren war auch eben die Art der Balsamirung üblich; ja sie hatten so gar einerley Kleidung, geistliche und bürgerliche Gebräuche. Eben so haben sie auch einerley Götter, wie z. E. den Hammon, Pan, Hercules, Isis; eben die Gestalten der Götzenbilder, Hieroglyphische Schreibart und Gründe des Unterscheides des moralischen Guten und Bösen; die Unsterblichkeit der Seele, Seelenwanderung, u. d. gl. Diese alten Ethiopier wollten überhaupt einen sehr grossen Vorzug über die Egyptier haben, und nannten sich daher Schüler der Indianer. Sie hatten auch Gymnosophisten, oder eine Art von indianischen Weltweisen, welche auf einem kleinen nicht weit von dem Nil gelegenen Berge wohneten, die sie so hoch schäzten, als die allermächtigsten Gottheiten. Zu diesen kam man und fragte sie in den allerwichtigsten Angelegenheiten, welche die Wohlfart des ganzen Staats betrafen, um Rath. Auch wendete man

sich an sie, wenn man seine Sünden büssen wollte, und sie begegneten den Mördern mit einer ungemeinen Strenge.

Es giebt einige wichtige Schriftsteller, welche die Æthiopier für die Erfinder der Sternkunde und Sterndeuterey halten: Die Klarheit ihres Himmelsstriches, und ihre ruhige Lebensart, haben auch füglich zu Bewegungsgründen dienen können, sich auf diese Wissenschaften zu legen. Auch eignen sie ihnen einen Theil derjenigen Gründe zu, welche wir noch jezt in der Sittenlehre der alten Egyptier antreffen, und darinnen bestehen: "Man muß die Götter an„beten, niemanden beleidigen, sich in der Standhaf„tigkeit üben, und den Tod verachten. Die Wahr„heit hat weder mit dem Schrecken der zauberischen „Künste, noch betrügerischen Wunderwerken und „Wundergeschichten, etwas gemein. Die Mäßigkeit „ist der Grund aller Tugend: Der Ueberfluß raubt „einem Menschen seine Würde: nur diejenigen Gü„ter, die man mit Mühe erworben hat, werden „mit Vergnügen genossen: Der Stolz und Hochmuth „sind Merkmale niedriger Seelen: Alle Erscheinungen „und Gesichter sind eitel, die man im Traume hat." Alles dieses beziehet sich auf die Einwohner in Oberæthiopien, die vor den Kriegen wegen ihrer Unschuld und aufrichtigen Sitten, so hoch gehalten wurden: Diese sind es, von welchen Homer redet, wenn er sagt: daß Jupiter hingegangen wäre zu den unsträflichen Völkern von Æthiopien, und mit ihm alle Götter.

Die Stadt Gondar oder Condar zu Catma ist die Hauptstadt des æthiopischen Reichs. Sie hat

ohngefähr 4 Meilen in ihrem Umfange: Die Häuser in derselben haben nur ein Stockwerk. Krahmläden giebt es in derselben nicht, sondern die Kaufleute müssen ihre Waaren, auf einem geräumigen Platze in der Stadt, welcher statt des Marktes ist, auf Matten legen. Das Gold und Salz sind die beyden gangbarsten Münzen des Landes. Das Gold ist in Stäben ohne Zeichen und man schneidet so viel davon ab, als der Preiß der gekauften Waaren beträgt, von einer Unze, bis zu einer halben Drachma, welche dreyßig französische Sols gilt. Das Salz, welches man aus einem Berge gräbt, heissen sie Latfa, ist weiß, wie der Schnee, und so hart, wie ein Stein. Man bringt es in die Niederlage des Königes, wo es in kleine Tafeln geschnitten wird, welche Amuly genennet werden, und in halbe Täfelgen, die Curman genennet werden. Eine jede solche Tafel ist einen Fuß lang und drey Zolle breit. Zehen von diesen Tafeln gelten 3 französische Livres; diese bricht man entzwey, wie es die Bezahlung erfordert, die man zu entrichten hat, und sie dienen auch eben so wohl zu einer Münze, als in der Küche. Man zählet übrigens mehr als hundert Kirchen in der Stadt Condar. Das kayserliche Schloß ist sehr groß, und hat eine grosse Menge Wohnungen. Man siehet daselbst einen prächtigen Thron, dessen Füsse von gediegenem Golde sind, auf welchem der Kayser Audienz ertheilet. Wenn Galla bey Hofe ist, so trägt der Kayser eine seidene Veste mit Golde besezt, mit langen Ermeln, und die Scherpe, welche das Kleid halten muß, ist sehr reich besezt: Zuweilen trägt er auch einen Rock von blauen Sammet, mit güldenen

Blumen, welcher bis auf die Erde reicht. Auf dem Kopfe aber ein gestreift nesseltuchenes Tuch, welches mit Goldfäden durchwürkt ist, welches, nach Art der Alten, eine Krone oder Kranz macht, so, daß die Mitte des Kopfes blos ist. Seine Schuhe sind von indianischen Zitze und mit Blumen und Perlen durchwürkt. Einer von seinen Bedienten aber stehet neben dem Throne, und hält die kayserliche Krone auf einem prächtigen Kreuze mit Edelsteinen besezt und auf demselben befestiget.

Wenn der Kayser speiset, so sizt er auf einer Art von Bette: Man legt ihm dasjenige vor, was auf der Tafel ist, wie z. E. Ragu von Rindfleische, Schöpsenfleische und Geflügelten, welches mit ungemein vielem Gewürze zurecht gemacht ist: denn Wildpret wird in Ethiopien nicht gegessen. Alles wird in porcellanen Schüsseln vorgesezt. Das vornehmste Gerichte aber ist rohes Rindfleisch, wenn es auf eine besondere Art zurechte gemacht ist: Dieses schneidet man in Stücken, befeuchtet es mit der Galle von einem Thiere, welche ein vortrefliches Auflösungsmittel ist, und streuet alsdenn Pfeffer und Gewürze drüber. Man kostet das Fleisch ehe mans dem Kayser giebet, welcher denn, bevor er davon isset, einige Tropfen Brandtwein trinket, und überdieses zuweilen auch über Tische Honig mit Wasser vermischet, ob es gleich in Ethiopien vortrefliche Rosinen giebt; der Wein aber, welchen man dadurch erhält, dauert nicht, wegen der grossen Hitze. Das Hydromel oder Vermischung von Honig und Wasser aber wird von ausgewachsenen oder ausgekeimten Roggen gemacht, welcher geröstet, und nachher gemahlen

mahlen ist; man macht auch eben dergleichen von einer gewissen Wurzel, die Taddo genennet wird, von Roggen und Honig.

Den Haß aber, welchen die Ethiopier gegen die Mahometaner und alle Europäer überhaupt haben, kan gar nicht grösser seyn. Hiervon geben sie zur Ursache an, daß die Mahometaner, nachdem sie im Anfange des sechzehenden Jahrhunderts in Ethiopien mächtig geworden wären, sich zu dem Ende der Regierung bemächtiget hätten, damit sie sich von einem Joche befreyen möchten, welches ihnen verhaßt schiene. Sie hätten also die Portugiesen zu Hülfe gerufen, die sich bereits in beyden Indien fest gesetzt hätten. Diese aber, nachdem sie die Muselmänner geschlagen, und das kayserliche Haus wieder auf den Thron gesetzt, hätten sich nicht undeutlich merken lassen, daß sie sich des Landes bemächtigen und dem Könige in Portugall unterwerfen wollten. Hierüber nun sey das Volk aufgebracht worden, und hätten zu den Waffen gegriffen. Es wäre unter den Fremden ein erschreckliches Blutbad angerichtet worden, und die, welche demselben noch entgangen wären, hätten die Erlaubniß erhalten, aus dem Lande zu gehen. Um diese Zeit sollen also mehr als siebentausend portugiesische Familien ausgewandert seyn.

Die Mahometaner werden zwar in Condar geduldet, sie wohnen aber in einem besondern Viertel der Stadt, und man nennet sie Gebertis, welches so viel heißt, als Sclaven. Kein Ethiopier würde gewiß nicht mit ihnen essen: ja er unterstün-

de

de sich so gar nicht einmal, ein solches Fleisch anzurühren, dessen Thier ein Mahometaner geschlachtet hätte; oder aus einer Tasse zu trinken, aus welcher dieser vorher getrunken hätte, es wäre denn, daß sie ein Geistlicher gesegnet, das Kreutz darüber gemacht, einige Gebeter darüber gebetet und dreymal hineingeblasen hätte, gleich als ob er den Teufel daraus verjagen wollte. Wenn ein Ethiopier einen Mahometaner auf der Gasse begegnet, so grüßt er ihn allemal mit der linken Hand, welches das Zeichen der äussersten Verachtung ist.

Die Länder des Kayserś von Ethiopien sind sehr weitläuftig. Das bloße Königreich Tigre, welches er durch einen Vicekönig regieren lässet, enthält 24 Fürstenthümer. Er hat beständig zwey Armeen auf den Beinen; eine an den Gränzen des Königreichs Nerea, und die andere an den Gränzen des Königreichs Goyame, wo die reichsten Goldbergwerke sind, aus welchen er ungeheure Summen zur Besoldung seiner Truppen und Unterhaltnng seiner Hofstatt ziehet. Er ist auch überdieses ein unumschränkter Herr über die Güter seiner Unterthanen. Denn wenn das Haupt einer Familie gestorben ist, so bekommt er den dritten Theil der unbeweglichen Güter die er hinterlässet, und die beyden übrigen Drittel werden unter die Erben vertheilet. Diese eingezogenen Drittheile giebt der Kayser gemeiniglich einem Bürger, welcher dadurch sein Lehensmann wird, und mithin gehalten ist, ihm in Kriegszeiten auf seine Kosten zu dienen, auch eine gewisse Anzahl von Soldaten zu stellen, welche der Grösse desjenigen Landes verhältnißmäßig ist, womit er ihn beliehen

liehen hat. Um aber den Betrug in Betracht dieses zu vermeiden, so sind in allen Provinzen Einnehmer, welche über alle Grundstücken ein genaues Verzeichniß haben, welche durch den Tod ihrer Besitzer wieder an die kayserliche Kammer fallen, und nachher wieder an andere Unterthanen kommen. Die Feyerlichkeit der Besitznehmung, geschiehet öffentlich, unter dem Schalle der musicalischen Instrumenten auf die Weise, indem der Kayser dem neuen Besitzer oder Lehnsmanne eine Binde von Taffent um die Stirne bindet, auf welcher die Worte mit güldenen Buchstaben stehen: "Ich bin der Kayser von Ethiopien "aus dem Stamme Juda, welcher seine Feinde jeder"zeit überwunden hat.

Der Regen hält in Ethiopien sechs Monate an, nimmt seinen Anfang im Monat April, und hört nicht eher auf, als im Monat September. Während den drey ersten Monaten sind die Tage sehr heiter und schön; Allein es giebt schwere Donnerwetter und regnet stark, so bald die Sonne untergegangen ist. Diejenigen Schriftsteller, welche die Ursachen von der jährlichen Austretung des Nilflusses untersucht, haben sie irrig dem geschmolzenen Schnee zugeschrieben; weil dergleichen in Ethiopien fast niemals fällt. Vielleicht aber hat diese Ueberschwemmung keine andere Ursachen, als eben diesen ordentlichen Regen.

Sobald aber derselbe aufgehöret hat, so versammelt der Kayser seine Truppen, und gehet auf die Könige von Galla und Schangalla los, welches seine mächtigsten Feinde sind, und ihm ehemals tributbar waren. Nachdem er sie aber zu verschiedenen

nenmalen geschlagen hat, so unterstehen sie sich heutzutage nur selten, sich mit seiner Armee zu messen; sondern so bald dieselbe anrückt, so ziehen sie sich zwischen unwegsame Gebürge, und verkaufen ihr Leben theuer, wenn man sie daselbst angreifen will. Eine ethiopische Armee aber besteht zuweilen aus 450,000 Mann.

Die Ethiopier sind nicht schwarz, wie man es lange Zeit in Europa geglaubt hat, sondern ihre Farbe ist braun und olivenartig. Sie sind lang, und ansehnlich gewachsen, ihre Gesichtszüge wohl ausgedrückt, haben schöne und wohlgetheilte Augen, eine wohlgewachsene Nase, kleine Lippen und weisse Zähne. Die Reichen tragen ein Unterkleid von Seide oder feinem Kattunzeuge, nebst einem Gürtel. Die gemeinen Bürger aber tragen keine seidene Zeuge, und das gemeine Volk nur Hosen von Kattunzeuge nebst einer Scherpe. Die Gerechtigkeit wird in dem ganzen Reiche sehr billig und strenge geübt. Weil es nun einem Christen nicht erlaubt ist, das Blut seines Nebenchristen ohne sehr wichtige Ursachen zu vergiessen, so untersucht man auch die Sachen auf das genaueste und sorgfältigste, bevor man einen Uebelthäter zum Tode verdammet. Einige derselben werden erdrosselt, andere geköpft. Auch ziehet man von einigen die Güter ein, und verbietet es bey schwerer Strafe ihnen beyzustehen, oder ihnen so gar einmal zu essen und zu trinken zu geben; gemeiniglich aber läßt ihnen der König gar bald wieder Gnade angedeyen.

In dem Königreiche Goyame ist eigentlich der Ursprung des Nilflusses. Es entspringt derselbe auf

einem

einem sehr hohen Berge, an zweyen verschiedenen Orten, deren einer gegen Morgen, der andere aber gegen Abend liegt. Anfänglich machen diese kleine Quellen nur kleine Bäche, und fallen mit einem grossen Geräusche mitten von dem Berge in ein schwammigtes und bewegliches Erdreich herunter, welches mit Rohr und Binsen bewachsen ist: Hier verliehrt sich das Wasser, und kommt nicht eher wieder zum Vorscheine, als in einer Strecke von zehn oder zwölf Meilen; da denn der Nil daraus wird, welcher gar bald stark zunimmt, weil sehr viel andere Flüsse hineinfallen.

Ein und zwanzigstes Hauptstück.

Von der Küste Zanguebar.

Diese Küste erstreckt sich von dem Flusse Jubo an, bis an das Land Moruca. Man glaubt, dieses sey das Land, welches Ptolomäus Gisimba nennet. Sie begreift verschiedene Reiche, von welchen die vornehmsten sind Mozambique, Mongale, Quiloa, Monbaze und Melinde. Diese Küste kann ohngefähr 460 Meilen lang, an einigen Orten 40 breit, und an andern Orten, wo sie am breitesten ist, deren 100 seyn.

Mozambique ist eine Insel, welche dem Könige von Portugall zugehöret; sie ist sehr stark durch die Kunst und Natur befestiget. Die Luft ist aber daselbst so ungesund, daß, wenn ein Uebelthäter sterben soll, so verweiset man sie in diese Insel, wo sie selten über fünf bis sechs Jahre leben. Nichtsdesto-

weniger nehmen in diesen Hafen von Mozambique die portugiesischen Schiffe allemal ihr Wasser, welche aus Europa kommen, und nach Ostindien gehen. Sie halten sich gemeiniglich einen Monat daselbst auf; damit die Soldaten und Matrosen Zeit haben, sich von dem Ausschlage wieder zu reinigen, den sie auf der See bekommen haben.

Die Insel hat nur wenig süsses Wasser, welches man entweder in grossen irdenen Gefäßen, oder kleinen Ziternen sorgfältig verwahret. Ob die Erde gleich sehr trocken ist, so bringt sie doch eine grosse Menge von Cocus- Citronen- Pomeranzen- und Feigenbäumen hervor, welche alle Jahre heranwachsen und auch wieder ausgehen. Der letzte Baum aber von den erwähnten treibt nur einen Zweig, an welchem beständig sehr grosse Feigen und Blätter von ausserordentlicher Grösse sitzen. Das Land hat einen Ueberfluß an allen Arten von Vieh; unter dem geflügelten aber ist vornehmlich eine Henne merkwürdig, deren Fleisch ganz und gar schwarz, aber dabey sehr schmackhaft ist. Ob gleich die Luft in Mozambique sehr ungesund, das süsse Wasser selten, und der Boden dürre ist; so hat sie doch eine grosse Menge von Einwohnern. Sie sind alle groß vom Leibe, schön und wohl gewachsen; und weil sie stark, auch dabey nicht so faul sind, als die übrigen Negern, so nehmen die Portugiesen diese ungleich lieber, wenn sie als Sclaven verkauft werden, und bringen sie nach Indien. So bald ihre Kinder anfangen zu reden, so lassen sie selbige in der portugiesischen Sprache und katholischen Religion unterrichten. Nachdem sie getauft sind, so hängt man ihnen ein klei-

nes Crucifix an den Hals, welches sie mit vieler Ehrfurcht tragen: Es sind auch viele unter ihnen gewesen, die in dem studieren so zugenommen haben, daß man sie zum priesterlichen Stande erzogen hat. Aus diesem Lande erhält man sehr vieles Gold, Elfenbein, Ebenholz, Ambra und eine grosse Menge von Sclaven.

Die Einwohner der Küste, so wohl Männer als Weiber, gehen nackend und bedecken blos die Zeugungsglieder. Ihre ganze Zierde besteht in einigen Reihen Glaskögelchen, und einigen Ringen von Kupfer oder Zinn, die sie an dem Arme tragen. Ihre gewöhnliche Nahrung ist Reis in Wasser und Honig gekocht, nebst etwas Fisch. Ihr Getränk reines Wasser, Palmwein und ein gewisses Getränk, welches sie Aracca nennen, und worinnen sie sich öfters mit vielen Appetit betrinken. Der König des Landes bekennet sich zu der mahometanischen Religion; er hat aber in seinen Staaten verschiedene tributbare Prinzen, welche alle dem Heydenthume zugethan sind.

Monbaze ist die Hauptstadt des Landes dieses Namens, sie liegt auf einer Halbinsel welche ohngefähr vier Meilen im Umfange hat, und nur mit einer gar schmalen Landsenge mit dem festen Lande zusammenhänget. Es sind ohngefähr 200 und einige Jahre, als sich die Portugiesen Meister davon machten. Sie besassen sie bis 1698, als die arabischen Muskats sie ihnen mit geringer Mühe wegnahmen, und die zwanzig Soldaten über die Klinge springen liessen, die darinnen zur Besatzung lagen. Die Ueberwinder fanden darinnen hundert Tonnen Elfenbein, welche

auf 125,000 Pfund Sterling geschätzt wurden. Die Einwohner von Monbaze sind seit der Zeit Mahometaner geworden; nicht, als ob sie die eine Religion höher achteten als die andere, sondern weil man bey dieser mehrere Weiber nehmen darf. Gemeiniglich haben sie eine dunkele Olivenfarbe; es giebt aber auch unter ihnen schwarze und weiße. Uebrigens hängen sie dem sinnlichen Vergnügen sehr nach: die an der Küste aber sind sehr angenehm im Umgang und billig; die in dem innern des Landes aber wild, grausam und leben blos vom Raube. Man nennet sie Imbies. Sie sind Menschenfresser, und verzehren nicht nur ihre Kriegsgefangene, sondern auch ihre eigenen Landsleute, welche ihnen ungleich besser schmecken, als die Fremden. Die Hirnschädel dieser unglückseligen Opfer dienen ihnen zu Trinkgeschirren: Ihre Waffen sind Pfeile und Bogen, ein breites und kurzes Messer, nebst Schilden, die mit den Häuten von wilden Thieren, überzogen sind. Sie haben einen König, den sie fast göttliche Ehre erweisen, und welcher sich auch fast selbst so stellet, als ob er sich für einen Gott auf Erden hielte. Wenn er von den Sonnenstrahlen so sehr beschwehret wird, so ist er wohl gar so verwegen um sich an dem Himmel zu rächen, daß er in seinem Zorne gegen denselben einige Pfeile schießet. Dieses verachtungswürdige Oberhaupt der Wilden hat beständig 80,000 Mann Truppen um sich her; ferner eine grosse Menge Vieh, welches gleichsam die Vortruppen seiner Armee ausmacht, und darzu dienet, die erste Wuth seiner Feinde aufzuhalten und zu vereiteln. Vor ihm her werden Feuerbrände getragen um dadurch anzuzei-

gen, daß alle, die in seine Hände fallen, gebraten und gefressen werden sollen.

Der Regent von Quiloa ist den Portugiesen tributbar, welchen er, wie man sagt, jährlich einen Tribut von funfzehenhundert Mark Goldes erlegen muß. Er bekennet sich, nebst einer kleinen Anzahl seiner Unterthanen, zu der mahometanischen Religion; Zwey drittel von seinen Unterthanen aber sind noch dem Heydenthume zugethan. Das Land hat übrigens einen Ueberfluß an Baumfrüchten, Korn und Hilsenfrüchten. Man hält auch eine grosse Anzahl Vieh; und es würde gewiß der Aufenthalt daselbst vor die Fremden sehr angenehm seyn, wenn die Luft nicht so ungesund wäre, welche es nicht gestattet, daselbst lange zu leben.

Der König von Melinde ist ebenfalls unumschränkt, und in seinem Reiche in eben solcher Hochachtung, als der seynsollende Monarch von Quiloa. Er ist ein Mahometaner, und stehet fast unter dem Joche der Portugiesen, welche ihm so nahe eine Festung angelegt haben, daß aus derselben der Hafen der Hauptstadt bestrichen werden kan. Die Luft ist in seinem Lande sehr temperirt; und das Land selbst auf eine angenehme Weise in Ebenen, Thäler und Berge getheilt, wo es weder an Getraide, noch allen Arten der Hilsenfrüchte mangelt; vornehmlich giebt es daselbst ein kleines schwarzes Korn, woraus fürtreffliches Brod gebacken wird. Wer Gerechtigkeit zu suchen hat, wenn man sich entweder an der Ehre oder am Vermögen beleidiget glaubt, muß sich an den König selbst wenden. Wenn es nun ein vornehmer Herr ist, den man verklagt hat, und derselbe überzeugt ist;

so

so führt ihn der König selbst in einen Saal seines Schlosses beyseite: Hier muß er seine Kleider ausziehen, sich auf die Erde legen, demüthig um die Vergebung seines Vergehens bitten, und hierauf erhält er von des Königes eigenen Händen, einige Stockschläge. Hierauf erhebt er sich wieder, küsset dem Könige die Füße, und dankt ihm für die Gnade, die er ihm erwiesen hat: Weil diese väterliche Züchtigung für eine grosse Gnade gehalten wird. Dieser heilsame Gebrauch hat bisher in unsern Ländern noch nicht Mode werden wollen.

Unter den Völkern, welche auf der Küste Zanguebar wohnen, giebt es viele, welche den Götzenbildern nicht opfern: Jene glauben ein einziges höchstes Wesen, als den Weltschöpfer und auch eine göttliche Vorsehung, Güte und Unsterblichkeit der Seele. Von dem Daseyn eines Teufels sind sie auch überzeugt, den sie aber mehr fürchten, als Gott ehren. Weil sie nun jederzeit so verwegen sind, die Gottheit zu schelten, wenn ihnen nicht alles nach Wunsche geht; so stellen sie strenge Fasten an, um sie dadurch zu bewegen; gleich darauf aber halten sie Gastereyen, wo die schändlichsten Laster der Ausschweifung vorgehen.

Wenn sich ein König in Melinda vor dem Volke zeigt, so gehen seine Hofdamen in drey Haufen vor ihm her, deren einer sein Lob besinget, der andere die Gefässe mit dem Räucherwerke trägt, und der dritte eine Art von Instrumentalmusic auf die Weise macht, indem sie beständig mit Klöppels von Elfenbeine auf eherne Gefässe schlagen. Der König selbst aber wird von seinen Bedienten auf ihren Schultern getragen, und man fällt vor seiner

Sänfte nieder, ohne, daß man sich unterstehet, ihn anzusehen. Weil man nun besorgt, es möchte ihm vielleicht unterwegens etwas unangenehmes begegnen, so opfert man so gleich, als er aus dem Schlosse gehet, ein Reh, nimmt das Eingeweide heraus, da denn diejenigen Pfaffen, welche dieses Amt zu verrichten haben, die Merkmale aufsuchen müssen, welche entweder vom Glücke oder Unglücke dieses Ausganges zeugen möchten. Diese Feyerlichkeit wird jedesmal wiederhohlt, wenn man wissen will, wie diese oder jene Sache ablaufen werde; alsdenn aber muß der König dreymal über das geschlachtete Thier gehen. Ob nun das Volk gleich der Zauberey sehr anhängt, so scheint es doch nicht, daß es in dieser teuflischen Kunst viel gethan habe. Denn die ganze Zauberey seiner Pfaffen bestehet darinnen, daß sie einen Tanz vornehmen, wovon sie müde Beine bekommen; welcher aber sogleich aufhöret, wenn jemand unter ihnen ohnmächtig zur Erde fället. Nachdem er wieder zu sich gekommen ist, so fragt man ihn, und er antwortet. Diese Antwort nun hält man für das Orakel des bösen Geistes.

Die Heyrathen werden auf dieser Küste mit sehr wenigen Ceremonien vollzogen. Die beyderseitigen Eltern versammeln sich, und gehen mit singen und tanzen vor die Thür der Braut, und überreichen ihr die Geschenke, welche in türkischen Korn bestehen. Hiervon nimmt eine jede Tänzerin zu ihrem Antheile eine Handvoll. Von dem Mehle aber streuet man sich etwas auf das linke Auge und die Backe; die übrige Zeit des Tages aber wird mit einem Schmause zugebracht. Nachdem nun die

Sonne

Sonne untergegangen ist, so nimmt der Bräutigam seine Braut mit sich, und vollziehet den Ehestand. Uebrigens giebt es daselbst einige Gegenden, wo sich die Mädchens auf ein ungebauetes Feld begeben und daselbst wenigstens eine Stunde den eben bevorstehenden Verlust ihrer Jungferschaft beweinen müssen. Nachdem sich nun der Tag geneiget hat, so kehren sie wieder zu ihren Hütten, hier thut man sich die ganze Nacht hindurch mit allerley Lustbarkeiten etwas zu gute; bey dem Anbruch des folgenden Tages aber überliefert man die Braut ihrem Bräutigam.

Diese Wilden beobachten bey ihren Leichenbegängnissen einige Ceremonien; sie weinen, klagen bey denselben, und machen ein lautes Geschrey. Der Todte wird hierauf in einige Stücken von schwarzen Tuch eingewickelt: Man begräbt auch mit ihm seine Waffen, und einige Lebensmittel, damit er auf seiner Reise in jene Welt nicht Hunger leiden dürfe. Diejenige Decke, worauf er geschlafen hat, wie auch der Stuhl, seine Geräthe, und so gar das Haus, wird alles verbrannt, so bald er nur den Geist aufgegeben hat. Die Asche von diesem Feuer wird in das Grab gestreuet. Derjenige Freund, Anverwandte, oder Einwohner, welcher den Todten angerühret hat, darf mit seinen Landsleuten nicht eher die geringste Gemeinschaft haben, als bis er sich gehörig gewaschen und gereiniget hat. Binnen den acht Tagen, da diese Trauer währet, versammelt man sich täglich zwey Stunden zu seufzen und wehklagen, und reibt sich das Gesicht mit Mehle.

Seit dem siebenden Jahre, tragen die Kinder in dem Königreiche Melinde ein Gewicht von Thon auf dem Kopfe, welches wenigstens sieben oder acht Pfund schwer ist; von dieser Last können sie sich nicht eher erledigen, bis sie Proben ihrer Herzhaftigkeit im Kriege oder in einem Streite, Mann gegen Mann, geliefert haben. Die Siegeszeichen sind eben diejenigen, wie in Monomotapa, und der, welcher ein solches Zeugniß nicht aufweisen kan, wird für feig gehalten, und von dem Volke verächtlich behandelt.

Von den Hottentotten.

Erstes Hauptstück.

Geographische Beschreibung des Landes der Hottentotten.

Es ist eben nicht so leicht, die eigentliche Lage des Landes der Hottentotten zu bestimmen. Denn einige Erdbeschreiber, und unter andern auch Delisle, dehnen die Wohnungen dieser Völker so weit aus, von dem Vorgebürge der guten Hofnung an, gegen Mitternacht zu, bis über den Wendecirkel des Steinbocks, und schreiben ihnen an dieser Seite desselben die Königreiche Mataman, Abutua und Monomotapa zu: An der Morgenseite setzen sie die Gränzen Monomotapa und die Seeländer, welche die Portugiesen Tierras de Jangana dos Fumos, dos Nettos, und Natal nennen; An der Mittags- und Abendseite ist endlich die See die Gränze. Weil also die Gegend der Hottentotten an dreyen Seiten von den Seeküsten umgeben ist, so kann sie füglich als die Spitze von einer Halbinsel angesehen werden, welche den mittäglichen Theil von Africa ausmacht. Ihre Lage ist zwischen dem 22sten und 35sten Grade Süderbreite, und 33sten und 47sten der Länge. Dieses Land erstreckt sich nach der Länge von Mitternacht gegen Mittag ohngefähr auf 780 Meilen, und vom Abend gegen Morgen auf 137.

Es fängt an von dem Meerbusen Angra von Conceizaon, an der Mittagsseite des Flusses Bragaval. Auf diesen Meerbusen folgt der von Angra Piguena und der Hafen del Ilheos, an der Nordseite des Vorgebürges Voltas. Fünf und sechzig Meilen weiter herunter sind die Meerbusen St. Martin und St. Helena, wo die beyden Elephantenflüsse sind, und von St. Helena oder dem Gebürge. Gegen Mittag von St. Helena ist der Meerbusen Saldanna, und zwanzig Meilen von diesem, der tabularische, welcher zu dem Vorgebürge der guten Hofnung gehöret. Jenseit dieses Vorgebürges an der Morgenseite ist das Vorgebürge Falso, und der Meerbusen Atnug: An der Morgenseite des Vorgebürges von Aiguilles, derjenige Meerbusen, welchen die Engländer Stesb Bay nennen; Ferner die Meerbusen St. Sebastian, Poissons, St. Catharina und Nossel, wo St. Blasius liegt, welcher nicht weiter als ohngefähr 70 Meilen von dem Vorgebürge der guten Hofnung ist. Der Meerbusen Algoa ist endlich der letzte an der Küste der Hottentotten.

Zufolge der zuverläßigsten Nachrichten, welche wir von diesem weitläuftigen Lande haben, können wir das ganze Volk der Hottentotten in siebenzehn besondere Völker theilen, deren Namen uns der berühmte Reisebeschreiber Kolbe (Tit. 1. Seit. 52. u. f.) angegeben hat. Sie sind nachfolgende: die Gungemans. Kokhaquas, Sassaquas, Odiquas, Khirigriquas; die grossen und kleinen Namaquas, Attaquas, Khorogauquas, Kopmans, Kessaquas, Sonquas, Dunquas, Damaquas, Gauras oder Gauriquas, Huteniquas, Khamtovers, und Keytoms.

Die

Die Gungemans bewohnen die Gegenden nahe an dem Vorgebürge; und von diesen haben die Holländer eben denjenigen Strich Landes gekauft, welches sie daselbst im Besitz haben; die Einwohner selbst aber haben nur einen kleinen Theil ihres väterlichen Eigenthums für sich behalten.

Die Kokhaquas wohnen den Gungemans an der Nordseite; in ihrem Lande sind vortrefliche Wiesen, welche den Schiffen von der holländischen Handelsgesellschaft Lebensmittel verschaffen müssen. Auch hat man hier ergiebige Salzwerke, zahlreiche Heerden, und ein sehr gutes Land, welches gewissermassen mit Sorgfalt gebauet wird. So bald es übrigens den Einwohnern an einem Orte, wo sie wohnen, an Weide fehlt, so verlassen sie ihn; ehe sie aber auswandern, so machen sie einen Graben um die Gegend und stecken das Kraut derselben an. Durch dieses Mittel, dessen sich auch die Holländer bedienen, wird der Boden durch die Asche gedünget, und durch einen darauf folgenden Regen wieder erfrischet, so, daß diese wilden Einwohner sich zu einer andern Zeit mit der Versicherung niederlassen können, daselbst eine überaus fette Weide zu finden.

Die Sassaquas wohnen eine kleine Strecke von dem Meerbusen Saldanna. Ehedem war dieses Volk sehr zahlreich; es ist aber durch die räuberischen Holländer, in unaufhörlichen Kriegen mit ihnen, sehr aufgerieben worden. Dieser Gegend fehlt es am Wasser; und ob sie gleich gebürgig ist, so hat sie dennoch sehr grosse Wiesen, welche mit Blumen und wohlriechenden Kräutern bedecket sind. Neben diesen Sassaquas wohnen die Odiquas: Beyde haben

ben lange mit einander in Feindschaft gelebt, sie stehen aber jetzt in sehr gutem Vernehmen.

Das Land, welches die Khirigriquas bewohnen, liegt zwischen dem Meerbusen St. Helena. Diese Wilden sind sehr zahlreich, stark, und besitzen eine ausnehmende Geschicklichkeit mit dem Wurfspiesse zu streiten. Der schöne Elephantenfluß, welcher seinen Namen von der Menge eben dieser Thiere führet, die beständig kommen, und von seinem Wasser trinken, fließt durch das ganze Land. Dieser wäre ein ganz vortreflicher Fluß, wenn er nur nicht ein Aufenthalt abscheulicher Schlangen wäre, und der Ceraste, einer gehörnten Schlange.

Die Namaquas werden in die grossen und kleinen eingetheilet; die kleinen bewohnen die Küsten; die grossen aber die nächstgelegenen Ebenen. Diese beyden Völker sind einander an Stärke, Macht, edlen Gesinnungen, und auch an Hochachtung gleich, welche die übrigen Hottentotten gegen sie hegen. In Betracht ihrer Regierungsform und Gewohnheiten aber weit von einander unterschieden. Man sagt von ihnen, daß sie leicht 20,000 Mann ins Feld stellen könnten; daß sie wenig reden, ihre Antworten sehr kurz abgefaßt, aber dabey wohl überlegt sind. Uebers dieses sollen die meisten von ihnen von einer fast riesenmäßigen Gröffe, ihre Weiber schön und wohlgewachsen seyn; ihr ganzer Anzug aber in einigen Häuten von wilden Thieren, und einigen gläsernen Cambayeknöpfen bestehen, welche sie von den Portugiesen gegen Monomotapa zu, kaufen. Die Männer tragen vor ihren natürlichen Gliedern eine Platte von Elfenbeine, und einen Ring von eben dieser Materie

an

an den Armen, nebst vielen kupfernen Ringen. Ein jedweder von ihnen trägt einen hölzernen Stuhl bey sich, der mit Stricken versehen ist, die darzu dienen, daß sie ihn beständig tragen, und sich allenthalben darauf setzen können.

Die Attaquas, den Namaquas gegen Norden, bewohnen kein sonderlich fruchtbares Land. Aus dieser Ursache ziehen sie keine Heerden auf, sondern nur so vieles Vieh, als sie zu ihrer Nothdurft brauchen, und zwar vornehmlich alsdenn, wenn sie auf der Jagd nicht glücklich gewesen sind. Sie theilen sich aus der Ursache in kleine Rotten, um diejenige Bequemlichkeit desto eher zu finden, die sie nicht allenthalben antreffen. Uebrigens sind sie ruhig, munter, zufrieden, und es scheint, als ob sie von keinem glückseligern Leben wüsten, als dem ihrigen. Sie lieben den Krieg nicht, fürchten ihn aber eben so wenig, um aber für Ueberfällen sicher zu seyn, und zu rechter Zeit entweder streiten, oder sich auf die Gebürge begeben zu können; so machen sie wie die Schweitzer in verschiedenen Orten Feuer, aus dessen Rauche am Tage, und der Flamme in der Nacht, sie urtheilen, daß eine allgemeine Zusammenkunft des Volkes nöthig sey.

Neben den Gungemans an der Mittagsseite, wohnen die Kopmans, ein höfliches und angenehmes Volk, welches mit den Europäern in guten Vernehmen lebt.

Nicht weit davon sind die Kessaquas, ein reiches und zahlreiches Volk, das eine grosse Menge Vieh besitzet. Diese lieben den Frieden, und sind nicht eher herzhaft, als wenn sie in ihren Wohnungen angegrif-

fen werden. Es scheint, daß die Fruchtbarkeit der Gegend, die sie bewohnen, ihnen gelehret habe, daß die innere und äussere Ruhe allein vermögend sey, einem Volke diejenigen Vortheile recht genießen zu lassen, welche ihnen die Natur reichlich zuwendet.

Die Gemüthsart der Sonquas, welche den Kopmans gegen Morgen wohnen, ist merklich anders. Denn diese sind lebhaft, streitbar und verwegen, welche, weil sie nur mit vieler Mühe ihren Unterhalt in einem dürren und gebürgigen Lande finden, sehr gerne bey kriegerischen Völkern, um Sold in Dienste gehen, ohne etwas anders dafür zu hoffen, und zu erhalten, als ihren blossen Lebensunterhalt. Die Sonquas sind auf der Jagd sehr geschickt: Sie suchen dasjenige Honig auf, welches die Bienen in gewisse hohle Bäume tragen, und vertauschen dasselbe gegen Brandtwein, Taback, und allerley eiserne und küpferne Geräthe an die Europäer auf dem Vorgebürge.

Die Dunquas bewohnen eine angenehme und fruchtbare Gegend, welche ob sie gleich an das Land der Sonquas stößt, von diesen merklich verschieden ist. Es wird dieselbe von verschiedenen kleinen Flüssen durchströmet: die Ebenen und Berge sind daselbst auf gleiche Weise mit Kräutern, Hülsenfrüchten und Blumen bedecket; und sowohl das zahme als wilde Vieh ist in Menge. Das Land, welches die Damaquas inne haben, ist auch reich, aber mehr eben. Man findet in demselben sehr viel wildes und zahmes Vieh. Die Wassermelonen und der wilde Hanf sind daselbst auch sehr häufig. Die Einwohner, welche wenig, oder gar kein Holz haben, sind in der

Nothwendigkeit, sich einer Art von Moos zu bedienen, dessen Geruch sehr unangenehm und schädlich ist, wenn sie ihre Speisen kochen wollen. Sie treiben einen ziemlich starken Handel mit Rauchwerke, haben dessen aber nur wenig in Vergleichung gegen die Gauras oder Gauriquas, deren Land mit den allerwildesten Thieren angefüllet ist. Auch tragen diese Wilden, deren vornehmste Beschäftigung die Jagd ist, keine andere Kleidung, als die Häute von Tygern, wilden Katzen, und anderer fürchterlicher Thiere, um dadurch ihre Herzhaftigkeit und Sieg anzuzeigen.

In den Gegenden, welche die Huteniquas bewohnen, ist eine Menge des schönsten Holzes und der vortreflichsten Wiesen; und mit den Gegenden der Khamtevers hat es eben diese Bewandniß. Indessen hat man daselbst weder Elephanten noch Büffels; die Flüsse aber sind ansnehmend Fischreich, und in den Wäldern giebt es eine grosse Menge sehr guter Kirschen- und Apricosenbäume, die sehr voller Früchte hängen. Von den Khamtevers sagt man, daß sie einsmals die Holländer in einem hohlen Weg angefallen hätten, aber genöthiget worden wären, die Flucht zu nehmen. Den Tag darauf habe der Anführer dieser Wilden, weil er ein wenig holländisch reden können, diese seine herzhaften Feinde aufgesucht, und zu ihnen gesagt: "Wir haben „bisher geglaubt, daß wir alle übrigen Völker an „Tapferkeit übertreffen; gegenwärtig aber müssen wir „gestehen, daß uns die Holländer überwunden haben. „Wir überlassen uns ihnen dahero, als unseren Ober„herren.

Die

Die Keykoms würden in dem angränzenden Lande glücklich leben, wenn ihnen die Natur nicht das frische Wasser versagt hätte, deren Mangel sie bisweilen in die traurigsten Umstände versetzt. Sie sind arm, und es fehlen ihnen auch die nöthigsten Geräthe, zu den einfachsten Bedürfnüssen des Lebens.

Zweytes Hauptstück.

Kurze Geschichte der Holländer, seitdem sie sich auf dem Vorgebürge der guten Hofnung niedergelassen haben.

Das Vorgebürge der guten Hofnung ist die äusserste Spitze von Africa gegen Mittag, und in dem Lande der Hottentotten der merkwürdigste Ort. Es wurde zum erstenmale im Jahre 1486, unter der Regierung Johann des Zweyten, von Barthelemet Diaz, einem portugiesischen Admirale entdecket. Dieser grosse Seefahrer hatte eben einen heftigen Sturm ausgestanden, und war von demselben dahin getrieben worden, weswegen er denn diesen Ort das Vorgebürge des Ungewitters nannte. Weil aber diese Benennung keine gute Vorbedeutung für dem Könige in Portugall zu seyn schien, besonders für einen Ort, von welchen er mehr als jemals hoffen konnte, Indien zu entdecken; so bekam es den Namen, das Vorgebürge der guten Hofnung.

Diaz ließ auf diesem Vorgebürge seine Schiffe nicht ausladen, und eben so wenig Vasco von Gama, wel-

welcher nachher das Commando über die portugiesische Flotte erhielt. Im Jahr 1600 fiengen die holländischen Schiffe, welche zur ostindischen Handelsgesellschaft gehöreten, die aber damals so zu sagen, noch in ihrer Jugend war, an, sich daselbst, während ihrer Seereise, eine Weile aufzuhalten. Im Jahre 1650. aber entschlossen sich die Befehlshaber dieser Compagnie, auf Vorstellung des van Riebececk, daselbst festen Fuß zu fassen. Eben dieser Wundarzt van Riebececk wurde auch nachher zum Oberhaupte dieser neuen Colonie ernannt. Als er auf dem Vorgebürge anlangte, so errichtete er mit den Einwohnern einen Vergleich, vermittelst welchen sie den Holländern den Besitz ihres Landes, gegen eine Summe, von ohngefähr 15000 Gulden an Waaren überliessen. Nun war seine erste Sorge eine Festung anzulegen, wie auch einen sehr prächtigen Garten, zwo Meilen von den Küsten: welcher Garten, weil er mit grosser Sorgfalt gebauet wurde, nicht nur der Colonie die nöthigen Hülsenfrüchte gewährte, sondern auch alle übrigen holländischen Schiffe mit dergleichen versahe. Um aber die neuen Einwohner in aller Geschwindigkeit zu vermehren, so bot die Handelsgesellschaft denenjenigen, welche sich auf dem Vorgebürge niederlassen wollten, 60 Aecker Landes für jede Person an, nebst dem Erb- und Eigenthumsrechte, wie auch der Freyheit, nach drey Jahren mit diesen ihren Grundstücken zu disponiren, wie sie wollten, wenn sie die Himmelsgegend nicht vertragen könnten. Uebrigens gab die Gesellschaft ihnen einen reichlichen Vorschuß an Vieh, Getraide, Hausgeräthen, und zwar allen denen, die sich nur anbo-

ten. Sie ließ ihnen auch aus den Armen- und Wayſenhäuſern in Holland Weiber kommen; ſo, daß nach einem Verlaufe von wenigen Jahren, die ganze Küſte mit reichen Einwohnern beſetzt war.

Gegenwärtig erſtrecken ſich die Beſitzungen der Holländer von dem Meerbuſen Saldanna an, um die äuſſerſte mittägliche Spitze von Africa bis an den Buſen Noſſel, gegen Morgen, und zwar ſehr tief in das feſte Land hinein, weil die Geſellſchaft das ganze Land Natbal an ſich gekauft hat, und zwar um eine Summe von 30000 Gulden an Waaren.

Als nun Riebeeck ſeine neue Colonie errichtete, ſo brachte er dieſelbe in eine ordentliche Regierungsform. Er ſetzte einen groſſen Rath, dem er die Verwaltung der Angelegenheiten und Vortheile der Handelsgeſellſchaft auftrug: nächſt dieſem noch einen andern geringern Rath, der die Streitigkeiten, Beleidigungen ſchlichten, und die Schulden von mäſſiger Wichtigkeit unterſuchen mußte: ferner ein Collegium, vor welches die Eheſachen gehörten; und ein anderes vor die Wayſen; ferner einen Kirchen, einen gemeinen, und einen Kriegsrath. Die beyden letztern aber wurden nicht eher eingeſetzt, als nach der Ankunft der franzöſiſchen Vertriebenen.

Der hohe Rath beſteht aus dem Statthalter, welcher deſſen Präſident von Geburt iſt, und aus acht der oberſten Vorſteher der Geſellſchaft. Der Statthalter hat die entſcheidende Stimme, dieſes höchſte Gericht ordnet übrigens alles dasjenige, was die Handlung und Schiffahrt betrift; es kann auch mit den Hottentotten ſo wohl Krieg anfangen, als Frieden ſchlieſſen.

Das

Das Rathscollegium bestehet aus eben den Gliedern, als der hohe Rath; zu welchem aber noch drey regierende Burgermeister aus der Stadt des Vorgebürges kommen. Dieses Gericht hat alle civil- und peinliche Sachen unter Händen. Man kan von demselben entweder nach Holland oder Batavia appelliren, wenn man so lange 100 Gulden Caution stellt, bis nach Austrag der Sache; welche Summe, der Appellant wieder erhält, wenn der Spruch bestätiget wird, oder dem andern Theile zufällt, wenn er geändert wird.

Ein Glied des hohen Raths ist zugleich Präsident dieses untern Gerichtes, und er nimmt zugleich drey bürgerliche als Beysitzer zu sich, deren einer Vicepräsident ist, und noch einige Vorsteher der Handelsgesellschaft, aus welchen man gemeiniglich den Secretair der Versammlung wählet. Diejenige Klagen, deren Werth nicht 300 Gulden beträgt, werden von diesem Gerichte nicht angenommen.

Das Gericht der Ehesachen ist gehalten die Gültigkeit der Contracte zu untersuchen, ehe sie noch vollzogen werden. Es bestätiget auch die Einwilligung der Eltern, und untersucht, ob nicht einer von beyden Theilen sich vorher mit einer andern Person eingelassen hat, wodurch diejenige Ehe ungültig werden möchte, welche gegenwärtig vollzogen werden soll; und dieses Collegium, welches aus eben solchen Gliedern besteht, als das Untergericht, ertheilt auch denjenigen die Erlaubniß, zu heyrathen, welche sich vor den Ministern einer jedweden Residenz darstellen.

Das Vormundschafts-Gericht bestehet aus sieben Gliedern. Diese sind der Vice-Präsident des Raths, in der Würde des Präsidenten, und 6 Beysitzer, von welcher 3 Befehlshaber der Handelsgesellschaft sind, die 3 übrigen aber werden aus den Bürgern des Vorgebürges gewählet. Ein Wayse, welcher einiges Vermögen hat, darf, ohne Erlaubniß dieser Richter, nicht eher heyrathen, als bis er 25 Jahr alt ist.

Der Kirchenrath hat die Oberaufsicht über die 3 Kirchen auf dem Vorgebürge. Er bestehet aus 3 Predigern dieser Kirchen, aus 6 Aeltesten und 12 Diaconis, oder Armenaufsehern. Diese Versammlung bestimmet das Vermögen für die Armen, theilet ihnen die Almosen aus, die sie für dieselben erhält, und zwar mit einer solchen Billigkeit und Uneigennutze, daß man unter allen Colonien keinen Bettler findet. Der Prediger, 2 reiche Pfarrer, zween Aeltesten, und 4 Inspectors der Armen, machen das besondere Consistorium einer jedweden Pfarre aus.

Die Colonie der Holländer ist in 4 Districte abgetheilet, in deren jeglichem ein gemeines Rathscollegium ist, welches aus einer bestimmten Anzahl bestehet, die der hohe Rath wählet. Die Präsidenten dieses Gerichts sind die Intendanten einer jedweden Colonie. Die Entscheidung der Sachen, welche nicht über 150 Gulden betragen, die Untersuchung und Bestrafung der Laster, die in ihren Districten begangen werden, vornehmlich von den Leibeigenen, sind diejenigen Sachen, über welche diese Gesellschaft erkennet.

Ueberdieses so sind auch noch 2 Kriegsgerichte angeordnet, eines in der Stadt des Vorgebürges, welches aus einem Präsidenten und 9 Assessoren bestehet, welche aus den Befehlshabern der Gesellschaft genommen werden; das andere in den Colonien von Stellenboch und Drackenstein. Wenn sich nun Unordnungen äussern, die Leibeigenen ausreissen, oder die Hottentotten Miene machen, die Waffen zu ergreifen; so sind diese Gerichte verbunden, Soldaten marschiren zu lassen, um die Ruhe wieder herzustellen.

Man glaubt, daß die Gehalte der Vorsteher und Bedienten der Gesellschaft sich jährlich auf viermalhunderttausend Gulden erstrecken; der Gehalt eines Statthalters aber erstreckt sich auf 6000 Gulden. Diese Kosten zu bestreiten, ziehet die Gesellschaft den Zehenden von allen, was das Land hervorbringt, von den Grundzinsen. Die Abgaben allein, welche auf den Wein, Taback, Brandtwein und Bier gelegt sind, hat man auf 60000 Gulden jährlich angeschlagen; und wenn man zu diesen Einkünften noch hinzuthut diejenigen von ohngefähr 60 und 50 Procenten, welche man aus dem Verkauf der Waaren vorgegebener maßen ziehet; so wird man leicht einsehen, wie sehr einträglich dieser Besitz des Vorgebürges den holländischen Cassen sey. Das aber, was das Land jährlich hervorbringet, ist unter dieser Rechnung nicht mit begriffen. Die Gesellschaft unterhält ferner 600 Bedienten zu ihren Diensten und fast eben so viele Leibeigene. Sie verfährt zuweilen so billig, daß sie dem Bauer den Zehenden erlässet, wenn er, seines Fleisses ohngeachtet, keine gute

Erndte gehabt hat; geht ihm aber seine Wohnung zufälliger Weise zu grunde, so giebt sie ihm die Materialien, sie wieder aufzubauen, und braucht hierzu ihre eigene Arbeitsleute.

Drittes Hauptstück.

Von der Religion der Hottentotten.

Die Hottentotten haben lauter unbeständige und sehr lächerliche Vorstellungen von dem Ursprunge ihrer Nation. Fragt man sie hierum, so antworten sie: "Ihre ersten Eltern wären entweder „durch eine Thür oder durch ein Fenster in ihr Land „gekommen: Der Name ihres Stammvaters sey „Noch gewesen, dessen Ehegattin aber habe Hingnoh „geheissen. Diese wären von dem Tikquoa gesand, „das ist von Gott selbsten: Sie haben ihre Kinder „gelehret, wie sie das Vieh füttern solten, und „andere Sachen mehr." So viel Mühe man sich aber bisher gegeben hat, die Religion der Hottentotten zu erforschen, so ist es doch nicht möglich gewesen, dahinter zu kommen; und zwar wegen ihrer ausnehmenden Verschwiegenheit in Betracht dieses Artickels, und der Ausflüchte, der sie sich bedienen, diese Erkänntniß für den Europäern zu verbergen. So viel ist indessen gewiß, daß sie einen Gott, als den Schöpfer aller Dinge, erkennen. Diesen nennen sie Gunga, oder auch Gunga Tikquoa, welches so viel heißt, als Gott aller Götter. "Er ist ein vor„treflicher Mann, sagen sie: denn er thut niemals „einem etwas zu Leide. Man hat nichts von ihm

zu

„zu fürchten; denn er wohnet weit jenseit dem „Monde.

Weil sie nun von dem höchsten Wesen weder etwas hoffen noch befürchten, weil dasselbe, wenn es auch gleich wolte, keiner Creatur Schaden zu thun vermag; so erweisen sie ihm auch keinen Dienst. Etlen ihnen die Mißionarien vor, daß eben dieser Gott als Schöpfer und Erhalter der Welt ihnen ihre Nothdurft reiche; so antworten sie: "Als unsere ersten „Eltern diesen Gott einst beleidiget haben, so hat er, „ihnen und ihren Nachkommen zur Strafe, ein ver„härtetes Herz gegeben." Zuweilen versammlen sie sich in der Nacht auf dem Felde, den Mond anzubeten, welchen sie für eine untere Gottheit halten, oder für ein sichtbares Bild eines unsichtbaren Gottes. Jegliche Neuemonde wünschen sie ihm Glück zu seiner Rückkehr, und heissen ihn willkommen; schlachten ihm auch Thiere, und bieten ihm Fleisch und Milch dar. Die allergeschickteste Stellung, wenn sie diesem Gestirne ihren Dienst erweisen wollen, ist die, wenn sie ihren Leib zusammen biegen und sich niedersetzen, den Kopf zwischen die Hände, die Ellenbogen aber auf die Knie stützen. Wenn sie in hinlänglicher Anzahl versammlet sind, so setzen sie sich in dieser Stellung in einem Kreise herum, und heben ihre Anbetung an, die in abscheulichen Verziehungen des Gesichts, lächerlichen Wendungen, springen, tanzen und singen bestehen. Wollen sie Regen, Sonnenschein, gute Weide für ihr Vieh und vornehmlich Milch, erbitten, so wenden sie sich gegen den Mond.

Uebrigens hat man bemerkt, daß sie gegen ein kleines Insect, welches eine Art von Hirschkäfers

ist, eine ausnehmende Ehrfurcht haben. Die Grösse dieses kleinen Thieres beträgt ohngefehr einen Zoll. Sein Rückenl ist grün, der Bauch hat weisse und rothe Flecken, überdieses noch ein Paar Flügel, und auf dem Kopfe, welcher gelb ist, Hörner. Geschiehet es nun von ohngefehr, daß diese kleine geflügelte Gottheit mit ihrer Gegenwart entweder ein Dorf, oder auch nur eine Hütte der Hottentotten beehrt; so entstehet sogleich in der ganzen Gegend eine ausnehmende Freude. Man versammelt sich, bezeigt ihr seine ausnehmende Hochachtung und Erkäntlichkeit für den Besuch, mit welchen sie ihre Anbeter beehret hat, in den ausdrücklichsten Merkmalen. Es wird so gleich Anstalt zu einem Opfer gemacht, und entweder ein Ochse oder einige Schaafe geschlachtet: Man tanzt um sie herum, und wirft ihr beständig den Staub von einem Kraute entgegen, welches die Hottentotten Bukku, unsere Kräuterkenner aber Spiräa nennen. Eben dieser Staub, welchen die Hottentotten für heilig und geheimnisvoll halten, streuen sie mit vielen Aberglauben um die Ringmauer des Dorfes und so gar einer jedweden Hütte, in welcher sie wohnen, wodurch sie denn die Dauer desjenigen Glückes zu erhalten glauben, welches ihnen dieser Insecten-Gott dadurch gebracht hat, indem er die mit ihren Sünden verdienten Strafen erlässet, und ihnen die nöthigen Kräfte verleihet, inskünftige besser zu leben. Geschiehet es aber, daß sich dieser Hirschkäfer so gar einem Hottentotten auf den Leib setzt, so wird er so gleich vor allen Einwohnern für einen Heiligen erkannt, und ihm inskünftige mit einer ausserordentlichen Ehrfurcht begegs

geynet. Der allerfetteste Ochse derer, welchen das Dorf gehöret, wird so gleich geopfert, zur Danksagung dieser kleinen Gottheit dargebothen, dessen Eingeweide mit vielen Prophezeyungen gereiniget, mit dem Fette gekocht, und ihm vorgesetzt. Die Männer essen das Fleisch, die Weiber aber die Brühe. Wenn aber dieses Insect oder Käfer sich auf eine Weibsperson setzet, so trinken die Männer die Brühe, und die Weiber essen das Fleisch des geschlachteten Thieres. Die Haut eines Ochsen wird mit Bukku bestreuet, und einem von ihren Einwohnern an den Hals gehänget, den sie recht lieb haben; dieser aber muß sie so lange tragen, bis sie beginnt faul zu werden.

Die Hottentotten haben auch Heilige unter sich, welchen sie eine Art von Dienste erweisen, und ihr Andenken ist in ausnehmender Achtung. Dieses sind diejenigen, die sich in ihrem Leben durch einige tugendhafte Handlungen hervorgethan haben. Sie weihen ihnen Hayne, Berge, Felder und Flüsse; gehen auch niemals an diese Oerter, ohne stille zu stehen, und ohne mit einem tiefen Stillschweigen ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Sind sie aber in grosser Anzahl versammlet, so geschiehet solches mit Tanzen und häufigen Händeklatschen.

Ob aber gleich die Hottentotten keinen Gott und Schöpfer glauben, welcher sie strafen und ihnen Vergeltungen kan angedeyen lassen; so ist doch gewiß, daß sie eine böse Gottheit erkennen, die sie in ihrer Sprache Tuguva nennen. Sie stellen sie ganz klein, krumm, von einer bösen Gemüthsart, als ihren Feind und den Ursprung alles Bösen vor, womit die Menschen geplaget werden, über welche sie

Macht hat. Mithin richten sie ihre Gebeter, wie alle übrigen Götzendiener, auch gegen diesen furchtbaren Geist, und bringen ihn in der Hofnung zahlreiche Opfer, daß er in deren Betracht ihrer schonen wolle. Eine solche Würkung hat die Furcht. Sie behaupten auch, daß sich der Tuguva zuweilen zeige, aber unter einer sehr häßlichen Gestalt, mit langen Haaren, einer weissen Kleidung, und mit einem Pferdekopfe und Füssen. Uebrigens ist eben nicht zu verwundern, daß dergleichen leichtgläubige Menschen die Leibesschmerzen, Krankheiten und alle unangenehme Zufälle des menschlichen Lebens, deren Ursache sie nicht ergründen können, als Folgen der Zauberey ansehen, und sich daher, um von dergleichen befreyet zu werden, ebenfalls der Zauberey überlassen, überdieses auch allerley Dinge an ihren Körper hängen, welche wieder dergleichen dienlich seyn sollen.

Daß sie die Unsterblichkeit der Seele läugnen wollen, kann man nicht behaupten, weil sie tugendhaften Menschen nach ihrem Tode noch Ehre erweisen, sich vor Gespenstern fürchten, und durch eben diese Furcht bewogen werden, sogleich eine andere Wohnung zu erwählen, als einer unter ihnen stirbt. Endlich auch, weil sie steif und fest glauben, daß ihre Zauberey von beyderley Geschlechte die Gewalt habe, Geister zu citiren und hervorzubringen. Aller Wahrscheinlichkeit nach aber haben sie weder einen deutlichen Begrif von der Hölle und ewigen Leben, noch Belohnungen und Strafen nach dem Tode; sondern sie glauben, die Seelen der Verstorbenen irrten beständig an denen Oertern umher, wo ihre Leiber begra-

begraben würden. Bisher haben übrigens diejenigen Hottentotten, welche durch ihre Umstände genöthiget worden sind, zum Scheine das Christenthum anzunehmen, nicht die allererste Gelegenheit entwischen lassen, wieder zu ihrem Götzendienste zu kehren. Einer von ihnen, von welchem man glaubte, daß er bekehrt sey, und gegen welchen der Statthalter des Vorgebürges eine lebhafte Freundschaft bezeugte, hatte einsmals nur wenige Minuten die Gelegenheit, seine Angehörigen zu sprechen; so legte er sogleich seine holländische Kleidung ab, wickelte sie zusammen, und überreichte sie seinen bisherigen Gönnern, mit den Worten: "Seyn sie so gütig, mein Herr, und erlau„ben, daß ich auf diese Kleidung auf beständig Ver„zicht thue, und auf die christliche Religion eben so„wohl. Denn ich bin entschlossen, in der Religion, „den Sitten und Gebräuchen meiner Vorfahren zu „leben und zu sterben. Die einzige Gnade, die ich „mir von ihnen ausbitte, ist die, daß sie mir dieses „Gehänge nebst dem Hirschfänger lassen wollen, wel„ches ich trage; beydes werde ich als ein Zeichen „ihrer Gewogenheit gegen mich ansehen." So bald er diese Worte gesagt hatte, so lief er davon; und man hat ihn auch seit der Zeit auf dem Vorgebürge nicht wieder gesehen. Uebrigens weiß man auch noch kein Beyspiel, daß die Missionarien einen von diesen Einwohnern des Landes würklich bekehret hätten.

Wenn die Hottentotten über einen gefährlichen Fluß, oder ins Meer schwimmen wollen, um etwan einen Felsen zu erreichen, so besprengen sie sich jederzeit mit einigen Tropfen Wassers, reiben

sich

sich die Nase mit ein wenig Nasen, und murmeln dabey einige Wörter, die ohnfehlbar eine geheimnißvolle Bedeutung haben sollen. Fragt man sie nun, was dieses zu bedeuten habe, so ist die Antwort: Sehet ihr denn nicht, daß Gefahr vorhanden ist? In einem jeden Dorf haben sie einen Pfaffen, oder vielmehr Ceremonienlehrer, den sie Suri, oder auch Furi nennen. Dieser ihr Vorsteher, wenn man ihn ja so nennen kann, wird von allen Einwohnern gewählet. Er muß die Speißopfer und übrigen Opfer anordnen; die götzendienstlichen Ceremonien vorschreiben, die Trauung und Beerdigungen verrichten. Uebrigens scheint es, als ob sein wichtigstes Geschäfte sey, daß er die Knaben verschneidet, und die Belohnung seiner Bemühung nur in einigen Kalb- oder Lammfleische bestehe, welches man ihm als ein Geschenk darbietet. Endlich wird er auch zu allen Feyerlichkeiten deswegen mit eingeladen, weil es bey denenselben gemeiniglich etwas zu schmausen giebt.

Viertes Hauptstück.

Von der Regierungsform der Hottentotten.

Die Regierungsform der Hottentotten, ist gegenwärtig von eben der Beschaffenheit, als sie schon seit vielen Jahrhunderten gewesen ist. Eine jede Nation hat ihr eigenes Oberhaupt, den sie Konquer nennen. Dieser ist der Befehlshaber der Truppen, und der erste Minister dieses kleinen Staats. In den öffentlichen Versammlungen hat er den Vorsitz,

te, mitten in einem Kreise, welchen die übrigen Officiers um ihn her machen. Er machet Frieden, und kündiget auch Krieg an. Ehedem unterschied er sich durch einen besondern Anzug; heutzutage aber trägt er eine kupferne Krone, zum Zeichen seiner Würde, welche erblich ist. Sobald er die antrit, so muß er schwören, daß er die Gesetze der Schultheissen in den Dörfern aufrecht erhalten, und die Vorrechte des Volks ehren will. Das Ansehen eines Konquer erstrecket sich übrigens nicht weiter, als über sein Dorf, von welchem er keine festgesetzten Einkünfte hat, auch ihn überhaupt nicht weiter achtet, als wenn er seine Geschäfte verrichtet. Wenn er in sein Amt bestellet wird, so schlachtet man einen Ochsen, und einige Schaafe, zu einem Schmause; bey welchem auch die Weiber gegenwärtig seyn können, aber ohne etwas anders genießen zu dürfen, als etwas Fleischbrühe. Den folgenden Tag aber, wenn die Ehegattin des Oberhaupts, alle übrigen Weiber tractiret, so essen diese das Fleisch, und lassen die Brühe den Männern. Der Hauptmann in einem jeden Dorfe, ist allemal der zweyte Bediente bey der Regierung der Hottentotten. Sein vornehmstes Geschäfte ist, Ruhe und Friede zu erhalten, und in seinem Sprengel Gerechtigkeit zu handhaben. Die Söhne folgen ihrem Vater im Amte, und bey einer jedweden Veränderung muß der Hauptmann schwören, daß er in den alten Gesetzen und Gewohnheiten des Dorfes nichts ändern will. Zu Kriegszeiten commandirt er die Truppen aus seinem Bezirke, unter dem Commando des Oberhaupts der Nation. In Gegenwart der Aeltesten nimmt er die Klagen

des

des Volks an, und untersucht alle Streitigkeiten, welche die Rechte und das Eigenthum betreffen. Nachdem er die Partheyen gehöret hat, so fordert er das Gutachten seiner Räthe, und spricht darnach das Endurtheil. Diebstahl, Mord, Ehebruch und andere schwere Verbrechen, welche in seinem Bezirke verübet werden, haben alle keinen andern Richter, als ihn: die Staatsverbrechen aber müssen von dem Konquer bestrafet werden, und zwar in einer allgemeinen Versammlung der Hauptleute der Nation. Man kennet die Hauptleute der Hottentotten an den prächtigen Tyger- oder wilden Katzenhäuten, die sie tragen, und vornemlich an einem Stocke, mit einem kupfernen Knopfe, welcher schon seit langer Zeit das Zeichen ihrer Würde gewesen ist. Selten nimmt das Volk etwas von Wichtigkeit vor, ohne ihren Hauptmann vorher darüber zu rathe zu ziehen. Zuweilen giebt er ihnen kein Gehör; daß es denn manchmal zu blutigen Streitigkeiten kommt; alsdenn aber zeigt der Capitain sein Ansehen und Achtung, die man für ihn hat; indem er sogleich macht, daß sie die Waffen wegwerfen müssen, wenn sie auch gleich noch so wütend sind.

Der dritte öffentliche Bediente in dem Dorfe ist der Arzt, und der dritte und letzte, in Betracht der Würde, der Furi: Alle übrigen Einwohner machen die Classe des Volks aus. Was diese Art der Regierung anbetrift, so ist dieselbe so wild eben nicht, als sie einige Schriftsteller angesehen haben. In jedwedem Dorfe ist ein Gericht, von welchem sowohl die bürgerlichen als peinlichen Sachen untersucht und abgethan werden. Die Partheyen tragen ihre Sa-

che selbst vor; hierauf werden sie gehöret, wie auch die Zeugen, wenn deren nöthig sind. Nachher muß ein jeder seine Meynung sagen, die Stimmen werden gesammelt, gezählet, und nach deren Mehrheit das Urtheil gesprochen, von welchen man nicht appelliren kann. In Europa findet man diese kurze Administration der Justitz nicht, ob gleich die Sachen nichts weniger als verwickelt sind. Was die peinlichen Sachen anbetrift, so darf so wenig der Hauptman ein günstiger Urtheil erwarten, als der allergeringste in dem Dorfe. So bald jemand erfährt, daß ein Laster begangen ist, so zeigt er solches allen Einwohnern an, und man ergreift den Verbrecher sogleich ohne Verzug, wenn man seiner habhaft werden kann. Hierauf beruft man ohne Anstand die Versammlung, und stellt ihn in die Mitte derselben. Seine Kläger bringen das Verbrechen an, und zugleich die Zeugen herbey; der Beklagte aber vertheidiget sich. Ist nun die Klage unrechtmäßig, so müssen ihn die Kläger schadlos halten, welche Schadloshaltung gemeiniglich an Vieh abgetragen wird. Ist aber die That erwiesen, so spricht der Hauptmann das Todesurtheil, und führt es auch gemeiniglich auf die Art selbst aus: daß er, gleich als in einem heftigen Zorne, auf den Verbrecher losgehet, und ihn mit einem Knüttel zu Boden schlägt. Hierauf gehen die übrigen Gerichtspersohnen auf ihn zu und schlagen ihn tod, worauf er denn sogleich auf eben dem Orte begraben wird. Uebrigens ist sehr merkwürdig, daß, das Verbrechen mag auch von einer Art seyn, von welcher es wolle, die Angehörigen des Gestraften, weder durch das Urtheil noch die Vollziehung

ziehung desselben, auf einige Weise beflecket worden: sondern bey den Hottentotten die ausgestandene Strafe das Verbrechen ganz und gar auslöschet, und das Andenken des Gestraften auf keine Weise beflecket. Mithin wird ihm ein eben so feyerliches Leichenbegängniß gehalten, als ob er noch so tugendhaft gestorben wäre.

Zuweilen geschiehet es, daß zwischen zwoen Dorfschaften entweder über den Besitz der Grundstücken oder die Jagd, Streit entstehet; da sie denn auf nichts als Krieg bedacht sind. Wäre es ihnen nun erlaubt, einander zu vertilgen, so würden sie sogleich die Waffen ergreifen. Sie sind aber gehalten, ihre Wuth zu mäßigen, und ihre Klagen und Vertheidigungen dem obersten Gerichte des Volks vorzutragen. In diesen Umständen, sagt Kolbe (Tit. 1. S. 256.) sprechen diese Wilden, mit eben der Standhaftigkeit, wie ehedem der römische Rath, wenn er die Sachen der Könige schlichtete, nicht nur billige Urtheile, sondern führen sie zugleich aus.

Die Hinterlassenschaften der Hottentotten kommen von den Vätern auf die ältesten Söhne, oder die nächsten Anverwandten männlichen Geschlechts, ohne, daß sie getheilt werden, und die Weiber einigen Antheil daran nehmen. Wenn nun ein Ehemann stirbt, so kann er hierinnen seiner hinterlassenen Wittwe keinen Vorzug gönnen; es wäre denn, daß der rechtmäßige Erbe ein solches Testament genehmiget hätte, welches er aber beweisen muß. Hat er seine jüngere Söhne noch nicht versorgt; so hat der älteste über ihre Freyheit und Vermögen zu disponiren: welcher, wenn er seinen Brüdern einmal

mal die Freyheit zugestanden, alsdenn gar kein Recht mehr über sie hat. Die Töchter können sich ohne seine Einwilligung auch nicht verheyrathen, wenn er einmal das Haupt der Familie geworden ist; und er giebt ihnen von der Erbschaft so viel, als er es für gut befindet. Was die hinterlassenen Weiber seines Vaters anbetrift, so muß er sie entweder versorgen, so lange sie leben, oder bis sie wieder heyrathen. Hat er aber vorher, als der Vater gestorben ist, selbst ein Weib genommen, so genießt er alle diese Vorrechte nicht; sondern er bekömmt von der Erbschaft nicht mehr, als ein jeder seiner übrigen Brüder.

Fünftes Hauptstück.

Von den Hochzeiten und Leichenbegängnissen der Hottentotten.

Die Hottentotten verheyrathen sich gemeiniglich, wenn sie 18 Jahr alt sind. Der Vater des Freyers muß um diejenige bey ihren Angehörigen anhalten, auf welche dieser sein Augenmerk gerichtet hat. Sie gehen nemlich in die Hütte der werdenssollenden Braut, oder desjenigen nächsten Anverwandten, der die Aufsicht über sie hat. Es wird damit der Anfang gemacht, daß man der Gesellschaft Taback vorsetzt. Man raucht, und so, wie die Köpfe vom Dampfe schwindlich werden, so kommt man zur Sache. Nachdem nun der Antrag gemacht ist, so geht der Vater der Jungfrau aus seiner Hütte, ruft seine Frau zu sich, fragt sie um Rath, und kommt

mit deren Einwilligung wieder zurück; wenn nemlich die Tochter auch ihre Einwilligung giebt. Um sie aber hiervon zu versichern, so läßt man sie zur Probe eine Nacht bey ihrem Freyer schlafen: welcher denn, allem Vermuthen nach, keine Mühe ersparet, ihre Schwachheit zu besiegen. Hält sie nun diese Probe aus, welches aber fast niemals geschiehet, so behält sie ihre Freyheit: wo aber nicht, so muß sie den jungen Menschen heyrathen.

Nachdem diese Feyerlichkeit vollzogen ist, so begiebt sich der junge Hottentotte wieder hinweg, kommt aber bald darauf, mit einem Gefolge von seinen Anverwandten und Freunden, beyderley Geschlechts, wieder zu dem Dorfe seiner Frau zurück, wo er denn mit grossen Freudenbezeugungen bewillkommet wird. Man schlachtet einen oder mehrere Ochsen. Jedweder bestreicht sich mit dem Fette des geschlachteten Thieres, und bestreuet sich mit Bukku. Die Weiber bemalen sich die Stirne, Backen und den Kinn mit einer gewissen rothen Kreide; und alsdenn kommt es zu den ganz besondern Feyerlichkeiten der Hochzeit. Alle Mannspersonen hocken sich in einem grossen Kreise um den Bräutigam nieder, welcher sich in dessen Mitte in eben der Stellung niedersetzt. Auf gleiche Art setzen sich auch die Weiber um die Braut nieder. Der Priester, oder, wie wir ihn im vorhergehenden Genennet haben, Ceremonienmeister, gehet hierauf in den Kreis der Männer, und bepisset den Bräutigam, welcher denn mit seinen Nägeln tiefe Rinnen in dasjenige Fett kratzt, womit er bestrichen ist, damit, wo möglich, von diesem eckelhaftigen flüßigen Wesen ja kein Tropfen verlohren gehen möge. Eben dieser Ce-

remo-

remonienmeister gehet hierauf in den Kreis der Weiber, wo er der Braut eben diese Ehre angedeyen lässet: und auf diese Weise gehet er so lange aus einem Kreise in den andern, bis er nichts mehr von sich lassen kann. Diese abentheuerliche Gewohnheit begleitet er mit vielen Glückwünschen, und wiederholet einmal über das andere, die Worte: "Lebet „glücklich in eurem Ehestande! der Himmel schenke „euch vor dem Verlaufe eines Jahres einen Sohn, der „ein guter Jäger und Streiter wird!" Nachdem dieses geschehen ist, so zerlegt man den Ochsen in Stücken. Ein Theil desselben wird gekocht, der andere aber zwischen zween Steine gelegt, die bey einem grossen Feuer glüend gemacht sind, und sehr bald gebraten.

Bey der Mahlzeit sitzt der Bräutigam mitten unter den Weibern; man legt ihm aber seinen Antheil besonders vor. Das Fleisch wird in Töpfen dargereicht, welche vom Fette glänzen. Die Gäste aber haben nicht alle Messer, sondern viele derselben zerreissen die Stücken mit ihren Zähnen oder Fingern; alle aber schlingen ungemein hitzig darauf los. Statt der Löffel brauchen sie Seemuscheln; und trinken bey diesen Mahlzeiten entweder Milch oder reines Wasser, niemals aber hitzige Getränke. Taback wird sehr viel geraucht, und der Schmaus dauert so lange, bis alle Lebensmittel aufgezehrt sind.

Bey den Hottentotten ist zwar die Vielweiberey üblich; man siehet aber selten, daß ein Mann mehr als drey Weiber heyrathet. Uebrigens gestatten sie die Hurerey zwischen Geschwisterkindern vom ersten und andern Grade nicht: diejenigen aber, welche

dieses Lasters überwiesen werden, weß Standes sie auch bey dem Volke seyn mögen, werden bis auf den Tod geprügelt. Wenn ein Vater seinen Sohn verheyrathet, so giebt er ihm zwo Kühe und eben so viele Schaafe mit: zuweilen erhalten auch die Töchter eine Kuh zum Brautschatze, wenigstens zwey Schaafe; stirbt aber die Frau ohne Kinder, so muß der Mann das erhaltene ihren Angehörigen wieder herausgeben. Der Ehebruch wird allezeit mit dem Tode bestraft, ein beständiges Gesetz aber erlaubt die Ehescheidung, wenn nemlich der Mann dessen Nothwendigkeit mit gegründeten Ursachen beweisen kann. Er hat alsdenn die Freyheit, wieder zu heyrathen; die abgeschiedene Frau aber nicht allemal, so lange nemlich ihr Mann noch lebet, von dem sie geschieden ist. Eine jede Wittwe aber, welche zu der zwoten Ehe schreitet, muß sich das Gelenke des kleinen Fingers abschneiden, und dieses Verfahren an den folgenden Fingern so oft wiederholen, als sie wieder einen andern Mann nimmt.

Uebrigens hat man in jedem Dorfe eine Wehmutter, welcher man zu ihren Gehalte weiter nichts, als Essen und Trinken nebst einem kleinen Geschenke, giebt. So bald nun einer Frau die Wehen ankommen, so muß der Mann sogleich aus der Hütte fort, oder den Einwohnern des Dorfs ein Schaaf geben. Ist nun die Geburt schwer, so kocht man Milch und Taback unter einander, läßt diesen Trank die Kreisende trinken, welche denn alsbald entbunden wird. Das neugebohrne Kind wird sogleich mit frischem Kuhmiste abgerieben; nachher mit einer Salbe von dem Safte aus dem Stamme des Feigenbaums, und endlich mit Hammeltalche oder geschmolzener Butter, über welche

man

man Bukku gestreuet hat: worauf denn des Kindes Gliedmasen so zu sagen mit einer Rinde überzogen werden.

Ist nun dasselbe tod zur Welt gekommen, oder während der Geburt gestorben, so verlässet man sogleich die Wohnung, und schlägt sie in einer andern Gegend auf. Werden zween männliche Zwillinge gebohren, so ist die Freude sehr groß; sind sie aber beyde weiblichen Geschlechts, so tödtet man diejenige grausamer Weise, welche die häßlichste zu seyn scheinet. Ist aber das eine ein Sohn, und das andere eine Tochter, so setzt man diese entweder auf den Zweig von einem Baume, oder begräbt sie, mit Genehmigung des ganzen Dorfes, lebendig. Es wäre zu wünschen, daß diejenigen Schriftsteller, welche uns diese Handlungen berichten, doch auch den Ursprung und die Bewegungsgründe dieser abscheulichen Gewohnheit meldeten.

Der Mantel, auf welchem die Weiber gebähren, wird sogleich von einem aberglaubigen Pfaffen in die Erde gegraben; weil man besorgen muß, es möchte derselbe, zum Nachtheile der Mutter, vielleicht behext werden. Der Nabel des Kindes wird mit einer Hammel-Ader gebunden, die man so lange sitzen läßt, bis sie mit der Schnur faulet und abfällt. Nächst diesem hat die Mutter das Recht, ihrem Sohne einen Nahmen zu geben; welchen sie gemeiniglich entweder von einem Thiere hernimmt, oder was sie sonst vorzüglich liebt.

Ein Mann aber darf sich nicht eher wieder zu seinem Weibe gesellen, als nachdem alle Folgen der Niederkunft gänzlich vorbey sind: ist er aber hierin-

nen nicht zu eckelhaft, so muß er seinem Dorfe einen fetten Ochsen für seine Reinigung zum besten geben. Die Weiber reinigen sich mit Kuhmiste, und bestreichen sich mit Fette. Die erste Zusammenkunft, die beyde Eheleute mit einander halten, geschiehet auch nicht anders, als vermittelst dieser schmutzigen Vorbereitung. Man glaubt in Europa irrig, daß die Hottentotten mit platten Nasen gebohren würden; sie haben aber diese unansehnliche Gestalt von ihren Müttern, welche ihnen gleich, so bald sie gebohren werden, die Nasen mit dem Daumen eindrücken; indem man in diesem Lande dafür hält, daß eine Habichtsnase der vollkommenste Beweis einer überaus häßlichen Gestalt sey.

"Es ist auch (sagt Kolbe) bey diesem Volke "eine durchgängige Gewohnheit, daß sie den Knaben "gegen das neunte oder zehnte Jahr, einen Hoden "ausschneiden. In den armen Familien aber wartet man mit dieser Feyerlichkeit so lange, bis man "die Kosten darzu aufbringen kann. Nachdem der "junge Mensch mit frischen Hammeltalche bestrichen "ist, so legt man ihn mit gebundenen Händen und "Füssen auf die Erde; seine Freunde aber dergestallt "auf ihn, daß er sich nicht regen kann. In dieser "Lage macht ihm derjenige, welcher die Operation "verrichtet, einen Schnitt mit einem Tischmesser in "den Hodensack ohngefähr einen und einen halben Zoll "lang. Nimmt alsdenn den Hoden heraus, und legt "an dessen Statt eine Kugel von eben der Gröſſe hinein, die aus einer Mischung von Hammeltalge und "gepülverten Kräutern gemacht ist. Hierauf nähet er "die Wunde mit einem kleinen Vogelknochen, welcher

"eben

„eben so spitzig ist, als ein Pfriem, wieder zu: statt „des Fadens aber braucht er die Ader von einem „Hammel. Diese Operation wird mit einer solchen „Geschicklichkeit verrichtet, daß sich unsere geschicktesten „Anatomisten darüber wundern würden; so, daß die„selbe niemals üble Folgen hat. So bald sie verrich„tet ist, so salbt der Operateur dem Patienten gleich „wieder mit dem Talge von demjenigen Hammel, den „man zum Schmause geschlachtet hat. Er wendet „denselben bald auf den Rücken, bald auf den Bauch, „gleich als ob er ein Ferkel vor sich hätte, das er bra„ten wollte. Endlich pißt er ihm über den ganzen „Leib, und reibt ihn sorgfältig mit dem Urine. Nach „dieser seltsamen Fryerlichkeit trägt man den jungen „Menschen in eine kleine Hütte, welche eigentlich hier„zu gemacht ist. Hier liegt er zween oder drey Tage, „worauf er denn vollkommen geheilet ist. Die jungen „Hottentotten stehen diese Operation mit einer be„wundernswürdigen Geduld und Entschlossenheit aus. „Diejenigen aber, welche noch nicht verschnitten sind, „dürfen nicht gegenwärtig seyn. Die Zuschauer aber „gehen darauf in das Haus der Eltern, und essen „dasjenige Hammelfleisch, welches sie zubereitet fin„den. Die Suppe wird unter die Weiber ausgethei„let, der Kranke aber bekömmt von der Mahlzeit „nichts. Der Rest des Tages und die folgende „Nacht, wird mit tanzen zugebracht. Sind nun die „Angehörigen des Verschnittenen reich, so bekommt „der Verschneider entweder einen Hammel oder ein „Kalb zum Geschenke."

Man glaubt, daß diese seltsame Gewohnheit, von einem alten Gesetze dieses Volkes herrühre, ver-

möge welches den Männern aller fleischlicher Umgang mit den Weibern so lange untersagt ist, als sie zween Hoden haben; weil man dafür hielt, daß in einem solchen Zustande jederzeit Zwillinge erzeugt werden müßten. Die jungen Weibsbilder ermangeln auch nicht, sich genau darnach zu erkundigen, ob ihr Verehrer auch diese schmerzliche Operation ausgestanden hat. Eine Frau aber, die einen Mann geheyrathet hätte, welcher nicht auf diese Art verstümmelt wäre, liefe Gefahr, von allen Weibern des Dorfs zerkratzt zu werden. Ich hätte wohl Lust, der Meynung derjenigen beyzutreten, welche die Verschneidung eines Hodens deswegen bey den Hottentotten für nothwendig achten, damit sie desto besser laufen könnten.

Wenn die Jünglinge achtzehn Jahr alt sind, so werden sie unter die Zahl der Männer aufgenommen; und zwar mit eben so abentheuerlichen Feyerlichkeiten, als die sind, welche wir eben beygebracht haben. Alle Männer aus dem Dorfe hocken sich in einem Kreise nieder; der Candidat aber setzt sich in eben dieser Stellung ausserhalb denselben. Hierauf erhebt sich derjenige, welcher der Vorsteher der Gesellschaft ist; und nachdem er von einem jeden der Gesellschaft insbesondere die Erlaubniß erhalten hat, so geht er aus dem Kreise heraus, zu dem jungen Menschen, und sagt ihm, daß er inskünftige seine Mutter, die Gesellschaft der Weiber und alle Lustbarkeiten der Kinder verlassen solle. Nach dieser Ermahnung bepisset er ihn über den ganzen Leib; und hiermit ist der Candidat unter die Zahl der Männer aufgenommen, welche sich in ihrer Sprache folgendermaßen ausdrücken: "Wir wünschen, daß

"du

„du glücklich seyst, lange lebest, wachsest, dich ver-
„mehrest, wie auch, daß dir der Bart bald wachsen
„möge.“ Das besonderste ist, daß diese Wilden, welche doch in vielen ihrer Gewohnheiten dem Triebe der Natur zu folgen scheinen, ihren jungen Männern gestatten, daß sie ihre Mütter nicht nur verspotten, sondern so gar schlagen dürfen; ja daß man ihnen so gar wegen dieser widernatürlichen That nicht nur keine Verweise giebt, sondern so gar Beyfall und Lobeserhebung. Sie heissen denjenigen Kursire (welches so viel heißt, als Milchsuppe) welcher bis in das 18 Jahr noch unter der Aufsicht seiner Mutter ist; und dieser Vorwurf ist so beleidigend, daß ein junger Hottentotte, welchen man denselben macht, sich zum zweytenmale in die Classe der Männer muß einweyhen lassen.

Nachdem aber der junge Hottentotte ein Mann geworden ist, so wohnt er deswegen nicht gleich in einer besondern Hütte; sondern er bauet sich erst eine, mit seiner jungen Frau, so bald er geheyrathet hat, und schaft sich auch alsdenn Hausgeräthe an. Nachdem er nun sein Hauswesen eingerichtet hat, so denkt der Mann auf weiter nichts, als auf die Jagd, die Frau aber auf ihr Hauswesen. Beyde Eheleute aber haben jedwede ihr eigen Bette; und wenn sie miteinander zärtlich thun, so geschieht es allemal insgeheim.

Diese Wilden leben sehr lange, und sind nur wenigen Krankheiten unterworfen. Weil sie einmal an diejenigen Lebensmittel gewöhnt sind, die das Land hervor bringt, welches sie bauen, so sind ihnen auch alle übrigen Speisen und Getränke zuwider,

auch so gar ihre eigenen, wenn sie nach der Art der Europäer zubereitet werden. Ihre Aerzte, welche auch zugleich die Wundarzeneykunst verstehen, sind in der Kräuterwissenschaft sehr bewandert. Sie verstehen etwas von der Anatomie, dem Aderlassen, Schröpfen, der schweren Kunst des Gliederabnehmens, wie auch dieselben wieder einzurichten, wenn sie aus ihrer natürlichen Lage gebracht sind. Das Schröpfen gebrauchen sie wider das „Darmreissen und die Magens„krankheiten. Wenn sie aber Köpfe aufsetzen wollen, so „brauchen sie darzu ein Ochsenhorn, dessen Rand „unten glatt ist. Der Kranke legt sich mit den Rü„cken auf die Erde, damit ihn der Arzt desto besser „behandeln kann. Welcher damit den Anfang macht, „daß er seinen Mund auf den Sitz des Uebels le„get, und die Haut auffauget. Nachher aber nimmt „er das Horn, setzt dasselbe an eben den Ort, so „lange bis derjenige Theil, den es öfnet, unempfind„lich wird. Alsdenn nimmt er es weg, um zwey „Schnitte zu machen, die etwan einen Zoll lang sind; „Hierauf setzt er es abermal wieder auf, und läßt „es so lange sitzen, bis es mit Blute angefüllet ist, „und von sich selbsten abfällt: welches denn gemeinig„lich in einer Zeit von ein paar Stunden zu ge„schehen pflegt. Hierauf läßt er den Kranken ein „wenig schlafen. Verziehet sich nun der Schmerz, „so reibt man den Ort mit warmen Fette; und „wenn dieses Verfahren nicht hinreichend ist, so „wiederholet man das Aufsetzen des Horns abermal. „Erhält man nun alsdenn noch keine Hülfe, so nimmt „man seine Zuflucht zu innerlichen Mitteln, dergle„chen z. E. sind, allerley Infusionen, Pulver aus „Kräutern, Wurzeln u. d. gl." Haben

Haben sie das Unglück mit einem vergifteten Pfeile verwundet zu werden, so mischen sie das Gift von einer Schlange und ihrem Speichel untereinander, reiben diese Vermischung zwischen zween Steinen; und nachdem sie sich die Herzgruben so lange zerkratzt haben, bis das Blut kommt, so legen sie einen Theil davon auf die Wunde, und nehmen den andern ein; verbinden die Wunde des Pfeils mit Kräutern; und finden sich in kurzem vollkommen wieder geheilet. Sie haben zwar nur wenig Arzeneymittel, diese geringe Anzahl derselben aber ist zu denen Krankheiten immer hinreichend, mit denen sie behaftet werden. In solchen aber, die sie für gefährlich halten, oder nicht ergründen können, nehmen sie ihre Zuflucht zu Prophezeyungen, um zu erfahren, ob sie auch tödlich seyn werden. Sie nehmen nemlich einen Hammel, schinden denselben lebendig mit möglicher Geschicklichkeit, um zu verhindern, daß er sich nicht verblutet. Steht nun das geschundene Thier auf, und unterstehet sich zu laufen, so ist es eine glückliche Anzeige; bleibt es aber, ohne sich zu regen, liegen, so geben sie alle Hofnung auf. Ein jeder Hottentotte, welcher aus einer gefährlichen Krankheit geneset, muß dem ganzen Dorfe ein Geschenk geben. Die wenigen Krankheiten, mit welchen die auf dem Vorgebürge wohnenden Europäer behaftet werden, zeugen von dem gesunden Striche dieser Gegend. Die Weiber gebähren daselbst glücklich, und fast ohne Schmerzen. Es sind daselbst die Kinderpocken, Masern, der Schnupfen, und die Halskrankheiten bekannt; welche Krankheiten und Zufälle aber fast niemals von üblen Folgen sind. Vom Stein aber weiß man gar nichts. Wenn

Wenn ein Hottentotte krank wird, so erheben seine Angehörigen und Freunde sehr tiefe Seufzer und Klagen um ihn her, die sie alsobald verdoppeln, als er den Geist aufgiebt. Die dunkle Vorstellung aber, welche sie von der Unsterblichkeit der Seele zu haben scheinen, bewegt sie nicht, für den Kranken zu beten, oder ihn zu erinnern, den Himmel um die Vergebung seiner Sünden anzuruffen. So bald er gestorben ist, so wird er auch begraben, und zwar in der Stellung, daß sie ihm die Beine gegen den Kopf biegen. Alsdenn gehet man hin, und sucht einen Ort aus, wo er eingescharret werden soll, welches denn gemeiniglich zwischen der Kluft eines Felsen geschiehet. Alle Einwohner des Dorfes folgen der Leiche, welche sich gemeiniglich sechs Stunden nachher, da der Todte gestorben ist, auf den Weg machen. Nachdem sie nun die Feyerlichkei geendiget haben, so füllen sie die Kluft mit der Erde von Ameisen Haufen wieder auf. Uebrigens müssen wir anmerken, daß die Leiche nicht durch die gewöhnliche Thür der Hütte heraus getragen wird, sondern durch eine Oefnung, die man so nahe als möglich an dem Orte gemacht hat, wo der Todte gestorben ist. Nachdem man wieder von dem Leichenbegängnisse zurück kommt, so versammeln sich beyde Geschlechter besonders, machen einen Kreis, hocken sich vor der Hütte des Verstorbenen nieder, und fangen ihr Geschrey abermal an. Hierauf aber treten ein Paar alte Angehörigen oder Freunde aus der Familie, in die beyden Kreise, besalben die ganze Gesellschaft mit ihrem Urine, und bestreichen sie mit einigen Händen voll Asche, die sie von dem Heerde

in

in der Hütte genommen haben. Die ganze Trauer wird endlich mit einem Schmause beschlossen. Der Erbe muß die Haut desjenigen Thieres tragen, welches bey dieser Gelegenheit geschlachtet ist; und der, welcher das Vermögen nicht hat, der Gesellschaft einen Schmaus zu geben, läßt sich den Kopf bescheeren.

Ein jeder Alter, welcher bey den Hottentotten nicht mehr vermögend ist, aus seiner Hütte zu gehen, einige Kräuter auszuraufen, und sie einzutragen, hat nichts anders zu gewarten, als daß er entweder Hungers sterben, oder von den wilden Thieren zerrissen wird. Diese unmenschliche Handlung halten die Hottentotten für ein verdienstvolles Werk, und für einen solchen Dienst, welchen man einem Wesen erweiset, das sein Leben nur mit Betrübniß erhält, und nicht nur sich, sondern der menschlichen Gesellschaft eben so wohl zur Last ist.

Sechstes Hauptstück.

Von den Kriegen, Beschäftigungen, der Handlung, Sitten und Gewohnheiten der Hottentotten.

Das geringste beleidigende Wort, welches zur Unehre des Volks gereicht, und der mindeste Eingrif in dessen Rechte, ist bey den Hottentotten eine hinreichende Ursache, ihren Nachbarn den Krieg sogleich anzukündigen. Man versammelt sich, und geht auf den Feind mit einer Wuth los, als ob man die empfindlichste Beleidigung zu rächen hätte. Gemeiniglich

niglich sind dergleichen Kriege in einem Feldzuge zu Ende, und die ganze Zwistigkeit in einer einzigen Schlacht abgethan. Ob gleich dieses Volk von der Kriegszucht keine Erkänntniß hat, so werden doch ihre kleinen Armeen von ihren Oberhäuptern in eine ziemlich gute Schlachtordnung gestellet; so bald es aber zum Angriffe kommt, oder sie auf einander loß gehen, so sind sie in der grösten Unordnung, und erheben ein gräßliches Geschrey. Uebrigens schlieffen sie ihre Glieder niemals sehr dichte zusammen, damit sie sich nemlich mit ihren Spiessen desto besser bewegen können. So bald nun die ersten Glieder einige Minuten gestritten haben, so ziehen sie sich wieder zurück, und machen das hintere Treffen aus, und das bisher gewesene Hintertreffen rückt an ihre Stelle. Gemeiniglich sind die Zueignung der Weide, der Diebstahl eines, oder einiger Ochsen, oder die Entführung einer Frau, die drey gewöhnlichen Bewegungsgrunde, daß diese Völker mit einander zerfallen. Dasjenige, welches sich beleidiget glaubt, schickt so gleich Abgeordnete, welche von dem beleidigenden Theile die Ersetzung des Schadens fordert; die aber fast jederzeit abgeschlagen wird. Mithin ergreift man ohne Anstand die Waffen. Der schwächere Theil wendet sich gemeiniglich zu dem Statthalter des Vorgebürges und bittet ihn um seinen Beystand: welcher denn ein klein Commando regulirter Truppen hinschickt, durch deren bloffen Anblick beyde Theile so gleich gezwungen sind, Frieden mit einander zu machen. Der wohlfeile Kauf einiger Thiere ist gemeiniglich die Schadloshaltung der Holländer, welche sie für ihren Dienst erhalten.

Es giebt auch Völker unter ihnen, die niemals aufhören würden zu streiten, wenn ihr Anführer nicht aufhörete, die Flöte zu blasen, mit welcher gemeiniglich das Zeichen zum Angrif gegeben wird. Denn so wie er wieder anfängt zu blasen, so kehren auch die Soldaten mit eben der Wuth wieder um, und greifen von neuen an. Andere aber reissen so gleich aus, so bald sie nur sehen, daß sie mehr Todte haben, als der Feind. Die Dunquas streiten so lange, als sie ihren General an der Spitze haben; ist dieser aber geblieben, oder unsichtbar worden; so reissen sie aus.

Die Todten verspotten sie so wenig, als daß sie selbige plündern; denn beydes wird unter ihnen für eine gleich grosse Schande gehalten. Die Kriegsgefangenen aber tödten sie so gleich auf dem Schlachtfelde; eben so wenig begnadigen sie auch die Spions und Ausreisser. Schenken sie ihnen aber ja das Leben; so sind sie doch von beyden Theilen gleich stark verachtet, und man gestattet ihnen kaum die allernothwendigsten Lebensmittel. Bey den Friedensschlüssen bedingen sich gemeiniglich diese Völker aus, einander von beyden Seiten die Ausreisser wieder auszuliefern.

Die Waffen der Hottentotten sind ein Spieß, und Pfeile. Ihre Bögen aber entweder von Eichen- oder Oelbaumholze; die Saiten derselben von Sehnen, oder Gedärmen der Thiere; die Pfeile aus Holze oder Rohre, anderthalb Fuß lang, deren Ende mit einer kleinen eisernen Spitze beschlagen ist, deren beyde Enden, welche einen Winkel mit einander machen, federzeit vergiftet sind: In der Mitte dieser Krümme aber ragt eine andere eiserne Spitze hervor. Der Kö-

cher

cher ist eine Art der Scheide von Rinds- Elends- oder Elephanten-Leder. Der Spies hat ohngefehr die Länge von drithalb Fuß, dessen Spitze glänzend, scharf und an beyden Seiten schneidend ist. Dieser beyden Waffen bedienen sie sich mit einer unglaublichen Geschicklichkeit. Der Kirri ist ein Stab 3 Fuß lang, und einen Zoll dick. Mit diesem wissen sie sehr geschickt die Schüsse mit den Pfeilen und so gar die Steine abzuwehren. Der Kackum ist ein anderer Stab nur einen Fuß lang, und an dem einen Ende spitzig. Mithin ist dieses Gewehr sehr gefährlich, weil sie mit demselben, in einer beträchtlichen Entfernung, so genau werfen können, daß sie niemals fehlen, so wohl auf der Jagd, als im Kriege. Diese beyden Waffen gebrauchen sie zuweilen bey den Lustgefechten, welche sie in ihren Dörfern zu dem Ende anstellen, ihre jungen Leute in den Kriegsdiensten zu üben.

Wenn die Hottentotten gebohren werden, so haben sie gemeiniglich eine glänzende Oliven-Farbe, welche nachher immer nach und nach anders wird, so wie sie ihren Leib mit Fette bestreichen. Ueberhaupt aber sind sie gemeiniglich von einer Grösse zwischen 5 und 6 Fussen. Die Oefnung ihrer Augen, ihre eingedruckte Nase, und Dicke ihrer Lippen, geben ihnen viele Aehnlichkeit mit den Negern, deren kurze und wollartige Haare sie auf dem Kopfe tragen. Die Männer haben gemeiniglich starke und breite Füße, die Weiber aber kleine und zierliche. Eine besondere Eigenschaft der Natur ist derjenige schwielenartige Deckel oder Auswuchs, welchen die Hottentotten über ihren Zeugungsgliedern haben, und gleichsam zu einer Bedeckung desselben bestimmet zu

seyn

seyn scheinet. Keines von beyderley Geschlechtern schneidet sich jemals die Nägel ab, weder an Händen noch an Füssen. Uebrigens haben die Hottentotten gemeiniglich einen guten Wuchs, sind stark, hurtig, und von einer solchen Leichtigkeit, daß ihnen kaum jemand mit einem guten Pferde folgen kann. Von Natur sind sie träge, und nicht wohl zur Arbeit zu bringen, vornehmlich, wenn sie glauben, schon so viel verrichtet zu haben, als daß sie nothdürftig leben können. Sie lieben hitzige Getränke, und trinken dieselben so lange, bis sie die Vernunft verliehren. Vornehmlich sind sie grosse Liebhaber vom Taback; und wenn sie trunken sind, so heulen sie so lange, bis sie nicht mehr Odem hohlen können. Die Weiber sind diesem Laster nicht weniger ergeben, sie sind aber eine längere Zeit trunken; und das besonderste ist dieses, daß man beyden Geschlechtern alle Arten des hitzigen Getränkes anvertrauen kann, ohne besorgen zu dürfen, daß sie es einmal anrühren. So bald man es ihnen aber schenkt, es mag so viel seyn, als es wolle, so lassen sie nichts davon übrig, wenn sie sich entfernen.

Alle Hottentotten sind übrigens von Natur gleich schmutzig. So wie es ihnen aber an Fehlern nicht fehlet, so haben sie auch ihre Tugenden. Denn sie sind gutthätig, rechtschaffene Freunde, und sehr gastfrey. Sie sind auf nichts bedacht, als wie sie Gelegenheit haben mögen, sich einander verbindlich zu machen; ja was noch mehr ist, sie wissen die Gelegenheit darzu zu geben. Derjenige Bürger unter ihnen, welcher fremden Beystand nöthig hat, wird in kurzem ungleich vermögender, als die, welche ihm ihre Hülfe angedeyen lassen. Denn diese richten sich

sehr willig zu Grunde, wenn sie jene nur aus ihrer Dürftigkeit ziehen können. Ihr empfindlichstes Vergnügen ist, einander zu verbinden; den Dank aber, welchen sie dafür verlangen, besteht darinnen, daß man ihnen nur einen guten und aufrichtigen Rath giebt, wenn sie einen um Rath fragen. Endlich sind sie sehr unsträflich, rechtschaffen, keusch und eben so dienstfertig gegen die Ausländer, als gegen ihre Landsleute. Vielleicht haben sie aus keiner andern Ursache eine solche Abneigung gegen das Christenthum, als weil sie an den Christen so viel Geitz, Neid, Ungerechtigkeit und Ausschweifungen bemerken.

Diese Wilden tragen Mantels, die sie in ihrer Sprache Krosses heissen, die entweder aus Tyger- oder Katzenhäuten für die Reichen gemacht sind, für die Armen aber aus Schaaffellen. Diese dienen ihnen zur Nachtzeit zu Madratzen, wenn sie schlafen, und zu Leichentüchern, wenn sie gestorben sind. Im Sommer gehen sie mit blossen Köpfen, welche nur mit einer dicken Rinde überzogen sind, die sich von dem vielen Fette ansetzt, womit sie die Haare bestreichen, aber, ohne sie jemals wieder zu reinigen. An dem Halse haben sie einen kleinen Sack hängen, worinnen ihr Messer steckt, wenn sie nemlich so reich sind, daß sie eines haben, ferner ihre Tabackspfeife nebst dem Taback und einen kleinen an beyden Seiten gebrannten Stabe, den sie Dakka nennen, welchen sie sehr sorgfältig verwahren, weil er wider die Zauberey sehr dienlich seyn soll.

An dem Arme tragen sie beständig drey elfenbeinerne Ringe, die mit vieler Kunst gedrechselt sind: diese brauchen sie auch als ein Gewehr zu ihrer

Verheidigung, wie auch zur Bequemlichkeit, den Sack daran zu tragen, worinn sie die Lebensmittel haben, wenn sie verreisen. Sie gehen fast mit der Brust und dem Leibe, bis an die Mitte desselben, beständig blos. Wenn sie aber ihre Heerden hüten, so ziehen sie lederne Stiefeln an. Wollen sie aber über über einen Fluß, so tragen sie nur eine Art von Pantuffeln, oder Mönnichsschuhen, welche aus blossen Sohlen von Rinds- oder Elephantenleder bestehen, und mit ledernen Riemen an ihren Füssen be festiget sind.

Die Weiber dieses Volks tragen Mützen, die oben auf dem Kopfe spitzig zu gehen: überdieses haben sie zween offene Mantels, und die Brust ist mit einem ledernen Beutel bedecket, den sie niemals ablegen, in welchem sie ihre Lebensmittel verwahren und was ihnen sonst lieb ist. Vorne tragen sie eine Art von Schürzen, die aus Schaafsfellen bestehen, hinten aber eine andere, womit sie die Lenden bedecken. Die jungen Weibsbilder machen sich Ringe von Binsen um die Beine, die sehr künstlich geflochten sind; wenn sie aber Weiber werden, so tragen sie statt derselben Riemen vom Schaafleder, die ohngefähr einen Finger breit sind.

Giebt man den Hottentotten einige kupferne Knöpfe und etliche Platten von eben dem Metalle, oder nur einige Stückgen von einem Spiegel, gläserne oder kupferne Ohrenringe oder andere ähnliche Kleinigkeiten; so erhält man von ihm gern die fettesten Stücke Vieh aus der Heerde dafür. Männer und Weiber machen sich auf dem Kopfe, mit einer Art von goldgelben Pulver, welches aus einem getrockneten und zu Pulver gemachten Kraute, das

man Spiraea nennet, zubereitet wird, einen Geruch. Der rothe Kalk dienet den Weibern zu einer Schminke, womit sie ihr Gesicht färben. Beyde Geschlechter aber reiben sich so sehr, als es ihnen möglich ist, mit Butter oder Hammeltalche, welches mit dem Rus von Kessels vermischet ist. Es scheint auch, als ob diese so oft wiederholten Salbungen sie für der brennenden Sonnenhitze bewahreten.

Was die Nahrung der Hottentotten anbetrift, so leben sie von dem Fleische und Eingeweiden ihres zahmen, und auch des wilden Viehes, welches sie auf der Jagd erlegen. Diesem fügen sie noch verschiedene Wurzeln und Früchte von allerley Arten bey, wie auch Milch, und zuweilen Fische, die sie zur Lust fangen. Eine gewisse gesetzte Zeit zum Essen haben sie nicht; sondern sie essen alsdenn, wenn sie hungrig sind. Vermöge einer alten Tradition dürfen sie kein Schweinefleisch essen, und eben so wenig Fische, die keine Schuppen haben: wovon sie aber die nähere Ursache nicht angeben können. Haasen- und Kaninichenfleisch dürfen die Männer nicht essen; aber wohl die Weiber. Dahingegen aber sind das pure Blut und das Fleisch des Maulwurfs, Speisen für die Männer, welche dahingegen die Weiber nicht genießen dürfen.

Die Dörfer der Hottentotten haben niemals weniger als 20 oder 25 Hütten, in welchen gemeiniglich zwischen vier bis fünfhundert Personen wohnen. Diese Hütten sind rund und in einer angenehmen Gegend, und so viel möglich, auf dem Ufer eines Flusses gebauet. Sie gleichen unsern Backöfen, und bestehen aus Stäben, und grossen Stücken

Mats

Matten, deren Ränder so zusammen befestiget sind, daß weder Wind noch Regen durchdringen kann. Der Eingang in einen sogenannten Backofen ist nicht über drey Fuß hoch, und zween deren breit; so, daß diejenigen, welche darinnen wohnen, nicht anders hinein kommen können, als wenn sie auf Händen und Knien hineinkriechen. Eine jede Familie hat eine solche Hütte, in deren Mitte ein grosses Loch ist, welches statt des Heerdes dienet, und mit eben so vielen andern Löchern umgeben ist, als Personen in der Hütte wohnen. Diese Löcher dienen ihnen darzu, daß sie sich niedersetzen, und ausruhen können, wenn sie essen, wie auch zu Betten, wenn sie schlafen wollen. Ein Hund muß vor einer jeden Hütte die Wache halten, und zwar sowohl zum Dienste der Ihrigen, als des Viehes.

Alle glückliche Begebenheiten werden bey den Hottentotten mit Ergötzlichkeiten gefeyert. Alsdenn, wenn sie dergleichen vornehmen wollen, so errichten sie mitten in dem Dorfe eine Laube von Zweigen, die sie sowohl inwendig als auswendig mit allerley grünen auszieren. In dieser grossen Hütte halten sie ihre Lustbarkeit, und alle Einwohner bleiben daselbst die Nacht über bey beständiger Music und Tanzen, auf welches beydes, so wohl Männer als Weiber sehr viel halten.

Der Gongom ist eines von ihren Lieblings-Instrumenten. Man hat aber zwo Arten desselben, der grossen und kleinen. Dieser ist ein eiserner oder hölzerner Bogen von Oelbaumholze, der entweder mit einer Darmseite oder Hammelsehne gespannet ist, die man in der Sonne getrocknet hat. Am Ende dieses

Bogens befestiget man an der einen Seite einen gespaltenen Federkiel, so, daß die Saite durch den Spalt gehet. Alsdenn nimmt der Spielmann diesen Kiel in dem Mund, wenn er sich auf dem Instrument hören lassen will, und die verschiedenen Töne des Gongom kommen von der Verschiedenheit seines Odem, nachdem er nemlich mehr oder weniger hinein bläßt. Der grosse Gongom ist von dem kleinen nur blos durch eine Cocusnuß verschieden, von welcher man den Obertheil abgeschnitten, und vorher die Saite durch beyde Löcher gesteckt hat, ehe der Bogen gespannet wurde. Der Spielmann stößt diese Nuß alsdenn mehr oder weniger weit von der Feder, je nachdem er nemlich andere Töne herausbringen will.

Die Weiber haben ein besonder Instrument, das ihnen allein eigen ist, und mit unsern Trommeln einige Aehnlichkeit hat. Es ist ein grosser irdener Topf, mit einem Schaaffelle bedecket, welches wohl angezogen, und zu mehrernmalen mit einer Saite überzogen ist, auf welches sie mit den Händen klopfen. Ihre singende Music bestehet in weiter nichts als in der verdrüßlichen Wiederholung des Wortes Ho, und ihr Tanz ist von keinem bessern Geschmacke. Die Männer tanzen, indem sie sich zugleich niederhocken, auf welche gezwungene Stellung sie sehr viel halten. Zwischen sich lassen sie verschiedene Raume, durch welche die Weiber laufen können. So wie sich nun die Gongoms und Trommeln hören lassen, so schreyet die ganze Gesellschaft, Ho! Ho! Ho! u. s. f. Alsdenn treten zwey Paar in den Kreis und Tanzen, so, daß sie bald einige Minuten die Gesichter, bald aber die Rücken gegen einander haben. Nachdem

sie

sie nun alle getanzt haben, so ist die Lustbarkeit zu Ende.

Ihre Hauptbeschäftigung aber ist die Jagd, auf welcher sie ausnehmendes Geschicke und Geschwindigkeit bezeigen. Denn ein Hottentotte verfolgt zuweilen eine Gemse, wilde Ziege, oder einen Haasen, und so wie er ihr näher kommt, ob gleich noch in einer ziemlichen Entfernung, so schießt er entweder mit einem Pfeil, oder wirft seinen Rakkum nach einem dieser Thiere, und es fehlt ihm fast niemals, daß er es erlegt.

Die Europäer wundern sich höchlich, wenn sie sehen, wie diese kühnen Jäger auf den Elephanten, das Nasehorn, oder die wilden Esel, blos mit ihren kleinen Spiessen losgehen. Sie zittern aber ihrentwegen, wenn sie so gar die Löwen und Tygers reitzen. Sie umgeben diese fürchterlichen Thiere, greifen sie an, verwunden sie, und ob sie gleich einige Augenblicke in ihren Klauen sind, so wissen sie sich doch sehr geschickt vor ihnen in acht zu nehmen, und ihnen so lange tödtliche Stiche beyzubringen, bis sie zu ihren Füssen liegen.

Wenn sie aber Elephanten fangen wollen, so machen sie einen Graben und befestigen mitten in demselben aufrecht einen spitzigen Pfahl. Dieses Loch wird alsdenn mit Zweigen von den Bäumen bedecket. So wie nun das Thier darauf trit, so fällt es hinein, und spießt sich durch die Brust oder den Hals. Indem es nun auf diese Weise in so fern gefangen ist, daß es nicht wegkommen kann, so haben die Jäger indessen Zeit, hinzu zu kommen und es mit ihren Spiessen vollends zu tödten. Die Na-

sehorne, und Elendsthiere werden auch auf diese Art gefangen.

Derjenige aber, welcher mit einem solchen wilden Thiere allein gewesen ist, und es im Kampfe erlegt hat, wird in eine gewisse Art des Ordens, der unter den Hottentotten sehr geehrt ist, aufgenommen. Der, nachdem er einen solchen Sieg erhalten hat, so muß er sich wieder in seine Hütte begeben. So wie nun die Dorfschaft von seiner Tapferkeit Nachricht erhält, so versammlet sie sich sogleich, und schickt einen ihrer Aeltesten an ihn, mit der Bitte, daß er komme, und alle diejenigen Ehrenbezeugungen annehmen wolle, die ihm gebühren. Hierauf kommt er zum Vorscheine, und setzt sich mitten in denjenigen Kreis, welchen alle Einwohner machen, indem sie sich niederhocken. Der alte Abgeordnete nahet sich also zu ihm, und pisset ihn über den Leib. Wobey er zugleich einige unverständige Wörter hermurmelt. Nach dieser lächerlichen Ceremonie, brennt der Alte seine Pfeiffe an, und lässet dieselbe bey der ganzen Gesellschaft herum gehen, bis der Taback zu Asche gebrannt ist. Hierauf nimmt er diese Asche und bestreuet mit derselben den neuen Ritter, welcher alsdenn die Glückwünschung von allen Umstehenden zu der Ehre annimmt, die er eben erhalten, wie auch zu dem Dienste, den er seinem Vaterlande erwiesen hat. Binnen drey Tagen, ist es so gar nicht einmal seiner Frau erlaubt, sich ihm zu nahen; nachdem diese aber verflossen sind, so schlachtet er einen Schöps, und thut sich mit seinem Weibe, Kindern und Freunden was zu gute.

So

So wie aber die Hottentotten erfahrne Jäger sind, so sind sie auch eben so geschickte Fischer, sowohl in den kleinen Seen als Flüssen; und man wird auch nicht leicht Leute finden, die kühner im Schwimmen sind, als sie.

Der vornehmste Reichthum dieses Volks bestehet in Vieh. So wie auch ein Hottentotte in schlechte Umstände gekommen ist, und seine Angehörigen und Freunde nicht bitten will, daß sie sich seiner annehmen; so vermiethet er sich entweder bey einem reichen Einwohner des Landes, oder Europäer, und bedinget sich zu seinem Lohne eine gewisse Quantität Taback und einige Stücken Vieh aus. Nachdem er nun auf diese Weise einige Kühe und Schaafe erlangt hat, für denjenigen Taback aber, den er ersparet, sich ebenfalls dergleichen angeschaffet; so kehrt er wieder in sein Dorf zurück, und wird jederzeit mit Freuden wieder aufgenommen.

In einem jeden Dorfe werden die Viehheerden auf gemeinschaftlicher Weide ernähret, und ein jeder muß sie hüten, so oft die Reihe an ihn kommt. Die Zuchtochsen bleiben beständig bey den Kühen, und die Widder bey den Schaafen, welches denn zu der starken Vermehrung des Viehes sehr vieles beyträgt. Die Weiber machen ihre Butter in einem ledernen Sacke, welchen sie mit der Milch so lange hin und her schütteln, bis aus dieser Butter geworden ist. Die Kuhmilch trinken Männer und Weiber; Schaafmilch aber zu trinken, ist nur den Weibern erlaubt. Wenn die Stiere und Widder in gar zu grosser Menge sind, so verschneiden sie solche, nachdem sie ein Jahr alt geworden. Den Stier

legen sie auf den Rücken, und binden ihm die vier Füsse recht fest mit Stricken an eben so viele starke Pfähle. Der Verschneider bindet ihm darauf die Hoden in dem Sacke mit einem Riemen; alsdenn läßt man das Thier wieder laufen. Weil nun die Theile seit einiger Zeit keine Nahrung mehr gehabt haben, so vertrocknen sie endlich, und fallen ab. Jedes Dorf unterhält beständig eine gewisse Anzahl von Bakkelyers oder Streitochsen. Diese streitbaren Thiere müssen die Heerde beschützen; und wehrend dem, da sich einige gegen die wilden Thiere kehren, die auf sie kommen, und sie fressen, oder auch gegen die Diebe, die sie wegtreiben wollen; so ruffen die übrigen, und zwingen sie so gleich, eben wie unsere Schäferhunde, wieder in ihren Verschlag zu gehen. Sie gehorchen ohne Unterscheid allen Einwohnern des Dorfes; gestatten aber keinem Fremden sich denselben zu nähern. Die Hottentotten haben auch Ochsen, die sie zu ihrem Fuhrwerke gebrauchen, und sehr schwere Lasten zu tragen. Uebrigens ist das Vieh in diesem Lande nur sehr wenigen Krankheiten unterworfen, und die Mittel, welche man wider diejenigen braucht, von welchen sie ergriffen werden, sind sehr wenige: dahin gehören z. E. das Aderlassen und die Infusionen von wilden Knoblauche. Um sie aber von einer Art der Kopfkrankheit zu befreyen, welches daselbst ein sehr gewöhnliches Uebel ist; so bringen sie nur dem Gunga ein Versöhnungsopfer, und wiederholen dieses so oft, bis das Uebel vertrieben ist. Hält dasselbe aber beständig gleich stark an, so verändern sie ihre Wohnung, weil sie dafür halten, die ungesunde Luft sey die Ursache dieser Zufälle.

Die feyerliche Gewohnheit, vermöge welcher sie ihr Vieh durch das Feuer treiben, ist eines von ihren vornehmsten Festen. Denn sie glauben dadurch dasselbe für den tödtlichen Bissen der wilden Hunde in Sicherheit zu setzen, welche, wie sie sagen, sich nicht unterstehen, die Schaafe anzupacken, weil sie von dem Geruche des Rauchs vertheidiget werden. Alle Einwohner versammeln sich also auf dem grossen Platze des Dorfes: Die Männer machen damit den Anfang, daß sie diejenige Milch trinken, die ihnen die Weiber reichen. Hierauf theilen sie sich in zween Theile: Der eine macht ein kleines Feuer von grünen Zweigen an, der andere aber treibt das Vieh zu dem Feuer hin, und nöthiget es, durch zwo Reihen Männer und Weiber dahin zu laufen, wo die Oefnung und das Feuer ist. Geht nun das erste Stück Vieh gerade durch den Rauch, ohne einen sonderlichen Abscheu zu bezeigen, und die übrigen folgen; so hält man solches für ein gutes Zeichen: Läuft es aber durch die Reihen quer durch, und davon, und es entsteht eine Unordnung unter den übrigen; so ist dieses keine gute Vorbedeutung.

Die Hottentotten sind in verschiedenen Handwerkern sehr wohl bewandert. Die Profession eines Fleischers ist bey ihnen in grossem Ansehen. Wenn sie einen Schöps schlachten wollen, so legen ihn zween Männer auf den Rücken, und halten ihm die Füsse; der dritte aber schneidet ihm den Bauch auf, und macht das Eingeweide bloß. Hierauf nimmt er ihm mit der einen Hand die Gedärme und übrigen Theile des Eingeweides heraus, mit der andern aber rührt er das Blut um, damit es nicht gerinnet.

net. Uebrigens sieht er sich wohl vor, daß er keine Blutgefässe um das Herz verletzet, damit so wohl die alten Weiber, welche sich mit der Arzeneykunst abgeben, als auch der Arzt des Dorfes selbst, welche bey einer solchen Operation allezeit gegenwärtig sind, so wohl die Bewegung des Herzens, als die Beschaffenheit aller Theile des Thieres, genau beobachten können, dessen Aufschneidung und Zerstückelung mit einer solchen Geschwindigkeit und Geschicke geschiehet, daß sich unsere geschickten Zergliederer darüber wundern solten.

Wenn sie die Häute gerben wollen, so nehmen sie dieselben ganz frisch, so wie sie noch rauchen, und tränken sie mit Fette; wodurch sie sehr biegsam und glatt werden, welches auch verhindert, daß die Haare oder Wolle nicht abgehet: Nachdem dieses geschehen ist, so gebrauchen sie selbige, wozu sie wollen; unter das Fett aber mischen sie ein wenig Kuhmist. Dieses Verfahren aber wird nur bey den Schaafhäuten beobachtet; eine Rindshaut aber erfordert eine andere Zubereitung. Der Gärber reibet nemlich das Haar mit Holzasche, befeuchtet sie darauf mit Wasser, rollt die Haut zusammen, und läßt sie einige Tage an der Sonne trocknen; da denn die Haare herunter gehen. So bald die Haut trocken ist, so bestreuet er sie mit einer Lage von fetten Erdreiche, und einer andern von blosem Fette: worauf sie denn gegärbet ist. Eben dieser Handwerksmann ist auch zugleich ein Schneider, zu seiner Nadel gebraucht er den Knochen von einem Vogel, und statt des Fadens eine kleine Sehne, welche in dem Rücken der Thiere hinunter gehet, die er aber in verschiedene

Theile

Theile zertheilet. Mit diesen geringen Handwerkszeuge verfertiget er in sehr kurzer Zeit, die schwersten Arbeiten ganz vollkommen.

Die Hottentotten machen auch Armbänder und Ringe von Elfenbeine, blos mit der Spitze des Messers, über deren genauen Rundung, Politur und Glanz sich unsere geschicktesten Drechsler wundern würden. Ihre Matten sind von Binsen, Rohre und Schwerdlilien gemacht, die in der Sonne getrocknet, und so dichte gewebt sind, daß weder Wind noch Regen durchdringen, auch so gar das Licht nicht durchscheinen kann. Von eben dieser Materie machen sie auch sehr gute Stricke: diejenigen Saiten aber, welche sie zu ihren Bögen und musicalischen Instrumenten gebrauchen, sind entweder aus den Gedärmen oder Nerven der Hammel gemacht.

Ein jeder Einwohner dieses Landes versteht übrigens das Töpferhandwerk. Er sucht sich nemlich eine gewisse Erde zu seinen Gefässen aus, die er machen will, dergleichen die Ameisen zu ihren Nestern brauchen. Diese knetet er mit Eyern dieser kleinen Insecten durch, und drehet sie auf einem Steine, wie einen Taig. Nachher macht er sie mit der Hand in- und auswendig glatt, und läßt sie ein paar Tage an der Sonne trocknen. Um nun das Gefäß von dem Steine wieder los zu machen, bedient er sich einer Sehne, welche zwischen beyden durchgehet. Nachher wird es in einem in die Erde gegrabenen Loche gebrandt, da es nicht nur eine besondere Härte, sondern auch eine Agatfarbe bekommt, die gar beständig ist.

Sie verstehen auch die Kunst, Eisen zu schmelzen, so wie es aus dem Bergwerke kommt, ohne etwas

anders

anders darzu zu gebrauchen, als Steine. Dieses zu bewerkstelligen, machen sie in einer etwas erhabenen Gegend ein Loch; unterhalb aber noch ein anderes, welches vermittelst einer kleinen Röhre, mit jenem Gemeinschaft hat. Hierauf werfen sie das Erzt in das grosse Loch, welches von einem starken Feuer erhitzt ist, das sie um die Oefnung machen; worauf denn jenes in den Fluß kommt, durch den kleinen Kanal heraus, und in ein anderes Loch fließt. So wie es nun erkaltet ist, so zerbricht man es mit sehr harten Steinen: welche Stücken denn abermal ins Feuer kommen, und mit eben solchen Steinen geschmiedet werden, um daraus Waffen, und andere Werkzeuge zu machen. Auf eben die Art schmelzen sie auch Kupfer; dieses Metall aber brauchen sie nur, Kostbarkeiten daraus zu machen.

Ihre Handlung mit den Europäern geschiehet durch den Tausch. Sie vertauschen nemlich den Ueberfluß ihres Viehes, von Elephantenzähnen, Straußeyern, wilden Thierhäuten und dergleichen, gegen Wein, Brandtwein, Taback, Corallen, Glasknöpfe, Pfeiffen, Spiegels, Messer, Eisen, stücken Kupfer und Kannawurzeln.

Ende der Beschreibung von den Hottentotten.

Von

Von den Africanischen Inseln.

Canarische Inseln.

Bey der ersten Entdeckung dieser Inseln entstund zwischen den Spaniern und Portugiesen ein hitziger Streit, deren jegliche sich, mit Ausschliessung der andern, diese Ehre zuschreiben wollten. Die Portugiesen behaupteten, daß sie dieselben auf ihrer Reise nach Aethiopien und Indien bemerket hätten: Allein es ist gewiß, daß sie die Spanier zuerst in Besitz genommen haben. Diese Inseln, welche von der grössesten unter ihnen benennet werden, und deren Ursprung des Namens nicht bis auf uns gekommen ist, sind schon den Alten, unter den Namen der glückseligen Inseln bekannt gewesen. Es sind deren an der Zahl sieben, nemlich, Palma, Ferri, Gomera, Teneriffa, groß Canarien, Forteventura und Lancerotta.

Auf was Art die Canarischen Inseln bevölkert worden sind, weiß man ganz und gar nicht. Einige Schriftsteller behaupten, sie wären von Einwohnern bewohnt worden, die vor alten Zeiten aus Africa von den Römern wären vertrieben und ihnen die Zungen ausgeschnitten worden, weil sie die römischen Götter gelästert hätten. So viel ist gewiß, daß die Alten ihre elisäischen Felder in die glückseli-

gen

gen Inseln gesetzt, und diese ihren Namen von der sehr gesunden Luft und Fruchtbarkeit des Erdbodens erhalten haben; allein man findet in ihren Geschichten keine Spur, von der Verrreibung dieser unglückseligen Africaner.

Die Insel Canarien ist an allen Seiten 13 bis 14 Meilen breit, und ihr Umfang beträgt ohngefehr 40 deren. Sie ist, nach der gemeinen Meinung, eben diejenige, welche Ptolomäus mit eben dem Namen benennet, den sie noch heut zu tage führet. Ihre Hauptstadt heißt, Cividad de Las Palmas. In dieser Stadt ist eine prächtige Dohmkirche. Sie ist groß, ziemlich stark bevölkert, und der grösseste Theil ihrer Einwohner ungemein reich. Die Civilsachen werden von einem Rathe geschlichtet, welcher aus lauter Schöppen bestehet. Die Luft, welche man daselbst geniest, ist sehr temperirt, und niemals weder zu kalt noch zu warm. Man erndtet daselbst zweymal Korn, das erste mal im Februar, und das andere mal im May. Auf dieser Insel hat man 12 Zuckerfabricken, welche als eben so viele Städte angesehen werden können, wegen der gar zu grossen Menge Fabrikanten, die hier gebraucht werden.

Ein Feld Zuckerrohr trägt gemeiniglich auf dieser Insel in 18 Jahren neunmal, da man aberndten kan. Man nimmt nemlich ein gewisses Rohr, welches die Spanier Planta nennen: Nachdem man dieses in eine Furche geleget hat, so bedeckt man es mit Erde. Vermittelst einer Schleuse aber wird das Wasser in verschiedene kleine Kanäle geleitet, und durch dieselben befeuchtet. Aus dieser Pflanze

nun

nun wachsen viele Rohrstängel hervor, die man immer zwey Jahre nach einander in die Höhe treiben lässet, ohne sie abzuschneiden. Nach dieser Zeit aber werden sie abgeschnitten, und nebst ihren Blättern, die man Coholia nennet, in Bündels gebunden und nach der Fabricke gebracht, wo sie auf einer Mühle gestampft werden. Der auf diese Weise erhaltene Saft läuft in einen grossen Kessel, und kochet so lange beständig, bis er eine gewisse Dicke erhält. Alsdenn thut man ihn gleich darauf in irdene Töpfe, welche wie ein Zuckerhuth geformt sind, und trägt ihn an denjenigen Ort, wo er gereiniget und geweisset wird. Nach dieser Erndte verbrennet man die Stoppeln des Zuckerrohrs mit Feuer, wodurch denn alle Stängels bis auf die Erde weggebrannt werden. Worauf denn das Feld befeuchtet und gereiniget wird. Nach dem Verlaufe von zwey Jahren aber erndtet man von neuen, und verfährt auf eben die Art so lange, bis das Zuckerrohr ein gewisses Alter erlanget hat.

Diese Insel hat auch vortrefliche Weinberge, wo recht sehr guter Wein gesammelt wird. Sie bringet auch Melonen, Birnen, Aepfel, Pomeranzen, Limonen, Granatäpfel, Feigen, Pfirschen, vornehmlich aber Wegerich in grosser Menge hervor. Die Frucht dieses Baumes, welcher nicht zum bauen taugt, ist von der Gestalt unserer Gurken, nur ein wenig grösser, und wächset nicht auf den Zweigen, sondern oben auf dem Gipfel des Baumes. Uebrigens wächst sie in Trauben, welche gemeiglich 16 bis 40 Beere haben. Wenn diese Frucht reif zu werden beginnet, so hat sie eine braune weißlichte

Farbe, eine gelbe aber, so wenn sie vollkommen reif ist. Sie wird auch ein wenig schwarz, wenn sie diesen Zeitpunkt übertrift. Wenn man die Haut hinwegnimmt, so hat die Frucht eine hochgelbe und dunkelrothe Farbe, welche mit der Goldfarbe eine ziemliche Aehnlichkeit hat. Und man kan sazen, daß niemals eine eingemachte Frucht einen bessern Geschmack hat, als diese.

Die Insel Canaria hat einen Ueberfluß von Ziegen, Kühen, Eseln, Schweinen, Kameelen, Hünern, Endten, Tauben und grossen Rebhünern. Ihre Lage ist ohngefähr 27 Grade gegen Mitternacht.

Insel Teneriffa.

Diese berühmte Insel liegt unter dem 27sten und einem halben Grade, und mit demjenigen Theile, welcher am meisten gegen Mittag liegt, fast unter dem 28sten Grade der Breite. Der nordliche Theil liegt 28 Grade und 4 Minuten. Die Erdbeschreiber geben ihr ohngefehr 60 Meilen im Umfange, 17 bis 22 Meilen Länge und bald 3 bald 15 deren Breite. In der Mitte der Insel ist ein runder Berg, welcher der Pic von Teithe genennet wird, dessen Höhe so wohl in der Nähe als Ferne, einen in gleiche Verwunderung setzet. Die Grundfläche dieses Berges erstrecket sich bis Garrachicko, einer Seestadt, welche auf der Insel gegen nordwest lieget, von welcher man zwey und eine halbe Tagereise rechnet, bis man auf den obersten Gipfel kommt. Man findet auf der Mitte des Raums, den der Berg einschließt, eine Grube, aus welcher sehr grosse

Steine

Steine mit einer Flamme und Rauche geworfen werden, welches ein erschreckliches Krachen verursachet. Wer diesen Schlund in der Nähe untersuchen will, muß 7 Meilen auf einem Maulthiere oder Esel reiten, oder seine Reise zu Fusse mit ungemeiner Beschwerlichkeit fortsetzen. Wehrend den 10 ersten Meilen findet man die Fläche des Berges mit allerley Bäumen besetzt, und die Erde wird auch mit verschiedenen kleinen Bächen befeuchtet. So wie man aber auf die Mitte des Weges zu kommen beginnet, so wird die Kälte dergestalt unerträglich, daß man nur an der Mittagsseite, und am Tage, reisen kan. Zwo Meilen von dem Gipfel höret die Kälte auf, und es ist statt derselben eine sehr brennende Hitze. Da man denn nur an der Mitternachtseite, und zur Nachtzeit, weiter reist. Diese gefährliche Reise kan man zu keiner andern Zeit, als mitten im Sommer vornehmen, weil man alsdenn keinen so hohen Schnee befürchten darf. Uebrigens muß man darauf bedacht seyn, gegen den Eintritt der Nacht auf den Gipfel zu kommen, wenn man einige Stunden oben bleiben will. Denn so bald die Sonne aufgegangen ist, würde man daselbst die allerempfindlichste Hitze auszustehen haben. Ist man nun an diesen Ort gekommen, so scheint der Himmel klar und sehr heiter; man bemerkt daselbst niemals einen Wind oder Regen, und es scheinet, als ob sich die Sonne um ihren Mittelpunct drehete.

Man hält dafür, daß der ganze Erdboden von Teneriffa, weil er gar zu sehr mit Schwefel vermenget sey, einstmals Feuer gefangen habe, und die ganze Insel, oder wenigstens der grösseste Theil

derselben, von diesem Brande in die Höhe gerücket sey. Auf diese Art seyn aus dem Innersten der Erde viele grosse Felsen und Berge hervorgekommen, welche man heut zu Tage allenthalben in dem Lande sehen könnte. Weil sich nun der meiste Schwefel in der Mitte der Insel befunden hätte, so wäre auch durch denselben der Pic Berg zu einer so ungeheuren Grösse hervor getreten, daß alle Reisenden darüber erstauneten.

Als die Spanier in diese Insel kamen, so funden sie auf derselben ein wildes Volk, welches auch gegenwärtig seine wilde Natur noch nicht abgeleget hat. Ihre Sprache, welche sich noch unverändert in einigen Gegenden des Landes und besonders in der Stadt Candelaria erhalten hat, ist der Sprache der Mohren in der Barbarey ziemlich ähnlich. Dieses Volk glaubte einen höchsten Gott, welchen es die Namen Achuhurahan, Achuhuchumar, Achguaya-Xerax beylegte; welches so viel heißt, als der grösseste, höchste Erhalter aller Dinge. Wenn die Hitze gar zu heftig war, der Regen zu lang anhielt, oder sie einiges Unglück zu besorgen hatten; so trieben alle Einwohner der Insel ihr Schaafvieh und Ziegen an einen Ort, welcher zu gottesdienstlichen Uebungen bestimmet war, entwehneten an diesem Tage die Säuglinge, und liessen ihr Vieh Ader: weil sie dafür hielten, dieses sey das Mittel den göttlichen Zorn zu besänftigen, und von dem Himmel dasjenige zu erhalten, was sie brauchten. Sie hatten auch einigen Begrif, von der Unsterblichkeit der Seele, Strafen und Belohnungen nach dem Tode; denn sie glaubten in allem Ernste, daß an demjenigen

gen Orte, wo das Feuer aus dem Pic käme, die Hölle sey, und die Seelen der Gottlosen daselbst ihren Aufenthalt hätten, unaufhörlich gequält zu seyn; da hingegen die Seelen der Frommen in demjenigen angenehmen Thale wohneten, wo nachher die Stadt Laguna erbauet ist. Sie glaubten auch einen bösen Geist, den sie Guayotta nenneten; man findet aber keine Spuhr, daß sie ihm einen Dienst erwiesen hätten.

Sie hatten Könige, welchen sie gehorchten, und wenn sie sich verheyratheten, so wiederholten sie ihnen den Eid der Treue. Diese Könige hatten ihre Wohnungen unten in gewissen Höhlen, die entweder in den Felsen gehauen, oder ein Werk der Natur waren. Das Recht der Erbfolge war zwar bey ihnen eingeführet; doch nahmen sie keine unächten Nachkommen auf den Thron. Die Feyerlichkeiten der Hochzeiten bestundeu darinnen, daß man bey den Vätern um die Töchter anhielt, worauf denn die Heyrath so bald vollzogen wurde. So wie man aber leicht an eine Frau gelangte, so konnte man sie auch bald auf gleiche Weise wieder los werden. Man ließ nemlich die Frau sitzen, und nahm eine andere, mit der Bedingung nemlich, daß alle Kinder, welche nach der ersten Ehescheidung gebohren würden, keine rechtmäßige Erben seyn sollten. Der König nur allein war, wegen der Thronfolge, nicht unter diesem Gesetze begriffen; sondern es war ihm so gar erlaubt, um desto mehr Erben zu haben, seine leibliche Schwester zu heyrathen. So bald ein Kind zur Welt kam, so goß ihm eine Frau, die hierzu erwählet

wählet war, Wasser auf den Kopf, und errichtete durch diese Handlung eine Art der Verwandtschaft, welche ihr nicht mehr gestattete, einen Mann aus eben dem Geschlechte zu heyrathen.

Die Jugend wurde in leiblichen Uebungen zugebracht, wie z. E. Springen, Laufen, Werfen mit dem Wurfspiesse und der Schleuder, und vornemlich dem Tanzen, worauf die Nachkommen dieser Völker noch gegenwärtig sehr viel halten; vielleicht aber sind sie weder tugendhafter noch eben so tugendhaft, und eben so wenig auch mit ihren Vorfahren gleich einfältig. Ehedem wurde derjenige, welcher einem Frauenzimmer nur die mindeste Gewalt angethan hatte, am Leben gestraft.

Diese Einwohner der Insel werden von einigen Schriftstellern Guansches genennet, und die Schilderung, welche man von ihnen in den Schriften dieser Reisebeschreiber findet, ist schon so wahrscheinlich, daß man eben nicht daran zweifeln kann, daß sie wahr sey. Sie sagen alle, daß die Guanches ihre Kinder von den Ziegen ernähren ließen, daß sie alles ihr Vermögen mit einander gemein hätten, das ist, ihre Lebensmittel. Denn von andern Reichthümern wissen sie nichts. Daß sie ihre Länder mit Ochsenhörnern bestelleten; und in alten Zeiten von dem Feuer nichts gewußt hätten. Ueberdieses hätten sie einen Abscheu am Blutvergiessen: und als sie einsmals ein kleines spanisches Fahrzeug aufgebracht, so hätten sie sich an diesen Leuten, die sie unter ihre ärgsten Feinde setzten, nicht besser rächen zu können, geglaubt, als wenn sie ihnen befehlen,

ihre

ihre Ziegen zu hüten; weil sie dieses Gewerbe für das verächtlichste unter allen hielten.

Eine jedwede Zunft von ihnen hätte beständig zween Oberhäupter, ein lebendiges und ein todtes. Wenn sie ihr Oberhaupt verlohren, so wuschen sie dessen Leiche mit vieler Feyerlichkeit ab, und stelleten sie aufrecht in eine Höhle, thaten ihm einen Scepter in die Hand, setzten zween Krüge zu dessen beyden Seiten, den einen voll Milch und den andern voll Wein, damit er auf seiner Reise etwas zu leben hätte.

Ueberdieses nahmen sie den Saft von gewissen Pflanzen, vermischten ihn mit Fette, und bestrichen sich damit über den ganzen Leib; wodurch sie denn eine dicke Haut, oder vielmehr Rinde, bekamen, daß sie vor aller Kälte gesichert waren.

Uebrigens erzählt man in unsern Geschichten, daß jede Gegend des Landes ihren besondern Götzendienst gehabt habe. So sind z. E. auf der Insel Teneriffe wenigstens neun verschiedene Arten des Götzendienstes üblich gewesen. Denn einige beteten die Sonne an, andere den Mond, die Planeten, u. d. gl. Der König maßte sich auch das Recht über die Jungferschaft aller Weibsbilder seiner Unterthanen an, welche sich denn eine sehr grosse Ehre daraus machten, wenn sie der König nicht verschmähete. Bey einer jeden veränderten Regierung, fanden sich jederzeit gewisse Leute aus der Nation, welche sich zum Glück der neuen Regierung zu opfern anbothen; da denn der Monarch bey dieser Gelegenheit einen grossen Schmaus gab, wenn man diese freywillige Opfer oben auf einen Felsen führete. Hier stürzten

sie sich unter einigen wilden Gebräuchen, und unverständlichen Worten selbsten herunter, und ihr ganzer Leib wurde noch vorher in Stücken zerschmettert, ehe er noch in das Thal fiel. Diese blutigen Leichen machten übrigens, daß der König denen Angehörigen dieser jungen Schwärmer viele Gnade erwieß.

Man schildert uns die Guanschen als ein grosses Volk von Leibeslänge und ausserordentlicher Stärke; aber mager und von einer braunen Farbe, platten Nasen, einer erstaunlichen Geschwindigkeit, Freßbegierde, und die auch mit einer ausnehmenden Hurtigkeit geredet hätten. Alle Nationen, und vornehmlich die, welche an der nordlichen Seite der Insel wohneten, waren weiß; die Mannspersonen aus dieser Gegend, hatten auch weisse Haare. Gewöhnlichermaßen trugen sie einen langen Rock von Lämmerfellen ohne Ermel und Halse, welcher vorne mit ledernen Riemen zusammen gebunden war. Die Weiber trugen über demselben noch einen andern Rock von Fellen, der ihnen bis über die Füsse reichte: denn sie hielten es für eine Unanständigkeit, mit blosser Brust und Füssen zu gehen. Mit derjenigen Kleidung aber, in welcher diese Wilden starben, wurden sie auch begraben.

Die gewöhnlichen Lebensmittel der Guanschen war Roggen und Bohnen; den Roggen ließen sie erstlich beym Feuer kochen, und mahleten ihn nachher in einer Handmühle; alsdenn nahmen sie das Mehl und bucken mit Wasser, Milch und Butter Brod daraus. Zuweilen essen sie auch Schöpsen- Ziegen- und Schweinefleisch, aber nur an gewissen

Festtagen.

Festtagen. Der König hätte bey dergleichen Schmausen den Vorsitz, und theilte mit eigener Hand drey Ziegen, und nach Verhältniß, auch unter jegliche 20 Guanschen Roggenbrod aus. Während diesen Feyerlichkeiten war in dem ganzen Lande Friede, und alle Feindseligkeiten, musten aufhören; man konnte daher ohne Besorgniß durch der Feinde Land reisen; zuweilen lud man sie wohl gar zu dergleichen Schmausse ein; mitten unter dem Wohlleben und Lustbarkeiten aber vertrug man sich auch wohl gar mit ihnen. Wenn die Felder besäet werden sollten, so wurde, weil sie alle gemeinschaftlich erndteten, die Arbeit unter alle Unterthanen vertheilet, und der König nahm eine gewisse Zahl Arbeitsleute, die in einem jedweden Striche das Feld bestellen musten.

Man trift auch noch heut zu Tage nicht weit von denen Dörfern, in denen die Guanschen wohnen, Höhlen an, in welcher die Vorfahren dieser Leute ihre Angehörigen begraben haben. Diese Oerter wurden vor alten Zeiten entweder in Felsen gegraben, oder waren auch von der Natur gemacht, nachdem nemlich der Boden beschaffen war. Die Leichen wurden daselbst in Ziegenhäute, und mit Riemen von eben diesen Leder genehet; die Näthe aber so gleich und glatt gemacht, daß man die Kunst nicht genungsam bewundern konnte. Ein jeder solcher Ueberzug hatte genau die Größe der Leiche; darüber muß man sich wundern, daß diese Leichen noch gegenwärtig ganz und unversehrt sind. Man trift sie daher noch heut zu Tage von beyden Geschlechtern an, an welchen die Augen, welche aber verschlossen, Haare,

re, Ohren, Nase, Zähne, Lippen und der Bart, ja so gar die Zeugungstheile, noch unversehrt sind.

Fragt man diese Einwohner der Insel, was hiervon die Ursache sey, so antworten sie: daß unter ihren Vorfahren eine gewisse Zunft gewesen seye, welche die Kunst verstanden hätten, die Leichen zu balsamiren; sie hätten dieselbe aber sehr heimlich gehalten, und sie niemals dem Volke bekannt werden lassen. Diese Zunft von Leuten habe sich mit den übrigen Einwohnern niemals durch Heyrath verschwägert; und ihnen allein wären die götzendienstlichen Uebungen aufgetragen; wenn es anders wahr ist, daß diese Wilden jemals dergleichen gehabt haben. Während dem Kriege, welchen die Spanier mit diesen Leuten geführet haben, ist die ganze Zunft der Balsamirer umgekommen. Vermöge einer mündlichen Nachricht, weiß man nur noch so viel, daß zu dieser Operation Butter mit Bärenfette vermischet, gekommen sey, welche man zu eben dem Ende in Ziegenhäuten verwahret, diese Salbe aber nachher mit gewissen Kräutern habe kochen lassen, wie z. E. Lavendel, Lava, einen sehr klebrichten und Gummiartigen Kraute, Cyclamen und verschiedenen andern. Man habe übrigens die Körper ausgenommen, und die Eingeweide mit einer Lauge gewaschen, die aus Fichtenholze gemacht sey, welches entweder einen Sommer in der Sonne gelegen, oder im Winter in einer warmen Stube, getrocknet sey. Wenn man nun nach verschiedenen Salbungen, so wohl in- als auswendig bemerket, daß der Balsam den Körper ganz und gar durchdrungen, so habe man ihn alsdenn in Ziegenhäute genähet, und in eine unterirdische Höhle getragen,

wo

wo man ihn auf ein Lager von so festem Holze geleget habe, daß man durch dasselbe nicht einmal mit einem Eisen habe durchdringen können.

Man sagt, daß in der Insel ein Goldbergwerk seye. "Die Weinstöcke, welche vortreflichen Malvasir-
„wein hervorbringen, wachsen alle an den Küsten,
„eine Meile von der See. Die, welche weiter in dem
„Lande hinein hervorgebracht werden, sind so gut nicht,
„und kommen auch nicht besser fort, wenn man sie
„auf andere Inseln verpflanzet. In einigen Gegen-
„den dieser Insel wächst eine Art des Strauches, wel-
„cher Legnan genennet wird, den man, wegen seines
„gewürzartigen Holzes, kaufet. Man findet auch da-
„selbst Apricosen- Pferschen- und Birnbäume, welche
„jährlich zweymal tragen, und kleine Limonen, welche
„in ihrer Mitte eine kleinere haben, weswegen man
„sie denn Pregnada genennet hat. Teneriffe bringet
„übrigens auch Kattunwolle und Koloquinten hervor.
„Die Rosenstöcke blühen daselbst um Weyhnachten;
„den Rosen aber gehet von ihrer lebhaften Farbe und
„Grösse nichts ab. Die Felsen sind ganz und gar mit
„Basilikum bedecket. An den Seeküsten wächst auch
„ein ander Kraut mit breiten Blättern, welches so
„stark und so gar giftig ist, daß die Pferde davon kre-
„piren; den übrigen Thieren aber, ist es so schädlich
„nicht. Man hat auch zuweilen gesehen, daß auf
„80 Kornähren aus einem einzigen Stengel hervor-
„gewachsen sind; das Korn aber ist gelb und durch-
„sichtig. In einem fruchtbaren Jahr aber erndtet
„man von einem Scheffel Einsaat deren bis auf
„hundert.

„Die

„Die Zeisigvögel auf der Insel Canarien, welche „man zu uns nach Europa bringt, werden in den „Furchen erzeugt, welche das Wasser macht, wenn „es von den Bergen herunter läuft. Uebrigens hat „die Insel einen Ueberfluß an Wachteln und Rebhü„nern, welche überaus schön und fett sind. Die Holz„tauben, Turteltauben, Raaben und Falken kommen „daselbst von den Küsten der Barbarey hin. Es giebt „wenige Berge, wo man nicht Bienenschwärme an„trift. Die Ziegen klettern zuweilen bis oben auf „den Picberg. Die Schweine und Kaninichen aber „sind sehr gemein. Die Fische haben einen vortrefli„chen Geschmack; die Seekrebse haben aber keine „grosse Scheeren. Die Clacas, welche man für die „köstlichste Auster von der Welt hält, wächst auf den „Felsen, wo sich deren öfters 5 bis 6 in einer grossen „Schaale befinden. Man schätzt auch eine Art von „Aalen hoch, welche 6 oder 7 Schwänze hat, zwey „Ellen lang ist, die alle an einem Leibe von eben der „Länge sitzen. Die Turtles und Cabridos sind Fische „welche ungleich besser sind, als unsere Forellen." Diese Beschreibung ist aus der Geschichte der königli„chen Societät der Wissenschaften in England. (S. 208.)

In dieser Insel wachsen auch Cedern, Cypressen, wilde Oelbäume, Mastix, der Sevenbaum, Palmbaum und die Fichte, aber ausnehmend hoch. Dieser letzte wird deswegen der unsterbliche Baum genannt, weil sein Holz niemals weder im Wasser noch unter der Erde verfaulet. Auch findet man hier denjenigen Baum, auf welchen das Drachenblut wächst.

Insel Ferro.

Die Inseln Gomera und Palma haben eben nichts Merkwürdiges. Die letztere hat ohngefähr 25 Meilen im Umfange, und man rühmt die Menge des Weins und Zuckers, welche daselbst hervorgebracht werden. Die Insel Ferro liegt von der Insel Palma nur noch 2 Meilen gegen Abend. Man rechnet ihren Umkreiß ohngefehr auf 6 Meilen. Ihr Boden ist fruchtbar, und sie hat, nach Aussage der Reisenden, kein anders süsses Wasser, als das, was durch den Regen fällt. Vermöge eines grossen Baumes, welcher mitten auf der Insel steht, und unaufhörlich mit Wolken umgeben seyn soll. Das Wasser nun, welches aus denenselben auf die Blätter herunter tröpfelt, läuft in verschiedene Gefässe, welche man unter den Baum gesetzt hat; aus welchen man es denn in Fässer gießt, und auf der ganzen Insel herum schickt. Verschiedene Schriftsteller, und unter andern Maire, bezeugen das Daseyn dieses Baumes; andere aber versichern, es gebe deren mehrere. So viel ist gewiß, der Boden dieser Insel ist so dürre, daß man an allen übrigen Orten keinen Tropfen Wasser findet. Sonst ist noch zu merken, daß die Geographen durch diese Insel ihren ersten Mittagskreis ziehen.

Von den Inseln Lancerota und Fuerte-Ventura.

Lancerota hat 13 Meilen von Mitternacht gegen Mittag, und ist ohngefehr 9 deren breit; ihr

Umfang

Umfang beträgt etwan 40 Meilen. Es werden auf derselben sehr gute Pferde, Ziegen und Schöpse gezogen. Ihre Thäler sind trocken, und sandig, und tragen etwas weniges Roggen und Korn, welches sehr mittelmäßig ist. Die Insel Fuerte-Ventura ist nicht fruchtbarer; man rechnet ihre Länge auf 25 Meilen, die Breite auf 10 deren, ihre Entfernung von dem Vorgebürge Guer in Africa nicht über 40 Meilen, und 24 von groß Canarien gegen Morgen. Ihr Umfang ist ohngefehr 70 Meilen. Uebrigens gehören alle diese Inseln der Krone Spanien.

Von der Insel Madera.

Man sagt, die Insel Madera habe ihre Namen von den vielen Bäumen, mit welchen sie angefüllet ist. Sie liegt zwischen dem 32 Grade 50 Minuten der Breite und einem Grade 15 Minuten der Länge. Man rechnet ihre Länge auf 75 Meilen, und die Breite auf 30. Auf unsern Charten liegt Madera 32 Meilen 40 Minuten der Breite, und 40 Minuten weiter gegen Morgen, als Ferro. Sie kan ohngefehr zwischen 140 und 160 Meilen im Umfange haben.

Ob gleich die Portugiesen die erste Entdeckung von Madera dem Johann Gonsalv und Tristan-vaz unter dem Kronprinzen Heinrich von Portugall zuschreiben; so versichern doch die Einwohner auf der Insel, daß diese Entdeckung einem englischen Herrn, Namens Macham, gebühre, welcher, als er von Bristol mit seiner Frau ausgelaufen, nach Frankreich zu reisen, durch den Sturm an die Küsten dieser Insel

getrie-

getrieben worden sey. Er ist daselbst aus Betrübniß gestorben, und als das Schiff so glücklich gewesen ist, die Küsten der Barbarey zu erreichen, so haben die Leute auf demselben ihr Schicksal den Portugiesen erzählet; welche denn den Matrosen den Weg nach Madera, im Jahr 1344, wieder gewiesen hätten.

Der Boden dieser Insel ist bergicht, aber ganz erstaunlich fruchtbar, weil er gemeiniglich 40 gegen eines giebt, und gar leicht 70 an statt 40 bringen würde, wenn man nur ein wenig mehr Fleiß auf den Ackerbau wendete. Es sind auf derselben 7 bis 8 schöne Flüsse, und eine grosse Menge von Quellen. Das Rohr, welches man von Sicilien dahin gebracht und gepflanzt hat, ist wider alles Vermuthen, ganz ungemein wohl gerathen, und die aus Candia gebrachten Weinstöcke, tragen mehr Trauben als Blätter. In einer jeden Weinlese werden mehr als 25000 Pipen Wein gekeltert. Dieses Land hat auch einen Ueberfluß an Pfirschen, Aprikosen, Pflaumen, Kirschen, Feigen und Nüssen. Die Johannisbeere, Erdbeere, Haselnüsse, und andere europäischen Früchte kommen daselbst sehr wohl fort. Die Banana ist der Leckerbissen dieser Insulaner, gegen welche sie eine recht aberglaubische Hochachtung hegen. Denn sie halten sie für diejenige verbothene Frucht, welche den Sündenfall soll verursachet haben und geben zur Ursache an, weil sie so grosse Blätter hätte; weswegen sie denn gar leicht die Blöße unserer ersten Eltern könnte bedecket haben. Mithin ist es zu Madera eine Sünde, wenn man eine Banana mit dem Messer abschneidet, weil man in

ihrem

ihrem Fleische eine Aehnlichkeit mit einem Crucifixe entdecket.

Auch sind auf der Insel Madera sehr viele Rebhüner, Wachteln, Phasanen, vornemlich weisse, aber andere wilde Thiere nicht viel. Die gewöhnliche Nahrung der Einwohner bestehet in Ziegen, Schweinen und Kälbern, die gemeiniglich ziemlich mager sind. Mit diesen verbinden sie verschiedene Hülsenfrüchte, Pomeranzen, Nüsse, Feigen, Bananen u. d. gl. Ihre Handlung bestehet fast durchgehends in einem Tausche. Die Ausländer bringen ihnen Mehl, Rindfleisch, Heringe, Käse, Butter, Salz, Oel, Hüte, Parucken, Leinwand, Tücher; und nehmen dagegen denjenigen Wein, welchen sie nach Brasilien transportiren. Zur Zeit der Weinlese geniesen die armen Leute fast nichts als Brod und Trauben; beobachten sie aber diese mäßige Lebensart nicht, so bekommen sie leicht ein Fieber von der grossen Sonnenhitze, an welchem sie in wenigen Tagen sterben. Die Portugiesen, auch die allerreichsten, setzen diese nöthige Regel niemals aus den Augen. Die Einwohner von Madera sind schwarz, und jederzeit mit einem Degen und Dolche bewafnet. Die Bedienten legen so gar ihre Waffen nicht ab, wenn sie ihre Herrn bedienen. Die Häuser in Funchal, welche die Hauptstadt auf der Insel ist, sind gar nicht prächtig, und die Geräthe in denenselben sehr gerade weg. Alle Gebäude haben nur ein Stockwerk, und in den Fenstern ist kein Glas, und stehen den Tag über offen: zur Abendzeit aber werden sie mit hölzernen Fensterläden zugemacht.

Wenn wir von den Sitten, die auf der Insel Madera üblich sind, eine ausführliche Beschreibung liefern wollten, so würde der Leser an derselben ein sehr unangenehmes Bild haben. Alle und jede Classen der Einwohner, sind auch allen und jeden Lastern ergeben, vornehmlich aber der Unmäßigkeit und Unkeuschheit. Wegen der öffentlichen Ausschweifung der Männer berechtigen sich gleichsam die Weiber, allen ihren unordentlichen Neigungen den vollen Zügel zu lassen. In diesem Lande also hat der Fremde auf weiter nichts zu denken, als nur auf die Wahl dessen, was er thun will. Die jungen Leute werden verheyrathet, ohne, daß sie einander kennen; und es ist nur was seltenes, daß der Mann mit derjenigen Frau zufrieden ist, die man ihm gegeben hat. Wenn man also heyrathen will, so sehen die Angehörigen aufs Geld, die Geburth, und treiben vornehmlich ihre ausnehmende Sorgfalt so weit, daß sie keinen Flecken des Judenthums an derjenigen Familie wissen wollen, mit der sie sich zu verbinden willens sind. Einer, welcher entweder von Juden oder Mohren herstammet, oder so gar ein christlicher Ketzer ist, hat keine Hofnung, ein maderisches Frauenzimmer zu erhalten. Man hat bemerkt, daß die Angehörigen eines jungen Frauenzimmers sehr vortheilhafte Heyrathen ausgeschlagen haben, weil sie, nach einem genauen Forschen, erfahren, daß der Freyer beständig sehr gesund gewesen sey, daß er niemals Weibspersonen von einer schlechten Lebensart besucht, und sich noch niemals eine schändliche Krankheit zugezogen habe. Mithin drückten sie sich hierüber mit den Worten aus: "Ein so weiser junger Mann muß

„nothwendig von einer schwachen Leibesbeschaffenheit „seyn, und schickt sich für unsere Tochter ganz und „gar nicht."

Wir unterstehen uns nicht zu sagen, daß zu Madera der Mörder in einer gewissen Achtung steht; so viel ist aber wenigstens wahr, daß die meisten vornehmen Einwohner des Landes eher in keine sonderliche Achtung kommen, als nachdem sie ihre Hände mit dem Blute ihres Nächsten beflecket haben. Die vielen Freystätte, welche die Mörder in allen Kirchen und so gar in den kleinsten Kapellen in Städten und Dörfern antreffen, machen, daß diese Verbrechen täglich vorfallen. Der Mörder ist sogleich befreyet, wenn er nur verwiesen, oder in Verhaft genommen wird; von welchen beyden er aber befreyet werden kann, wenn ers nur an Geschenken nicht fehlen läßt.

Von den Capoverdischen Inseln.

Diese Inseln des atlantischen Meeres, liegen demjenigen Vorgebürge gegen Abend, von welchem sie den Namen haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach, sind diese diejenigen Inseln, welche Plinius Gongades nennet. Antonius Noli, ein Genueser, erfand sie abermal im Jahr 1460, oder entdeckte sie für die Krone Portugall, welches sie heut zu Tage auch im Besitz hat. Unsere Erdbeschreiber zählen deren 12. von welchen die vornehmsten sind, St. Antonius, St. Vincent, St. Lucia, St. Nicolas, die Insel Salis, und die so genannte Bonavista, Maji, St. Jago, Fogo, und Brafa. Ihre Lage an der Gränze von Senegal, ist zwischen dem 14 und 18 Grade der Breite, und zwischen dem 355sten Grade der Länge.

In

In die Beschreibung dieser Inseln wollen wir uns nicht weitläuftig einlassen, deren Luft den Ausländern sehr ungesund und gefährlich ist. Denn die Hitze am Tage fällt ihnen zuweilen unerträglich, und verursachet so wohl allerley Fiebers, als heftige Durchfälle, oder auch zuweilen die rothe Ruhr. Gegen 4 Uhr Nachmittags aber entsteht daselbst ein Nordwestwind, welcher eine schleunige Kühlung verursachet, deren Würkungen oft tödtlich sind.

Seit dem man diese Inseln gebauet hat, obgleich nur sehr nachläßig, so bringen sie fast alles dasjenige hervor, was zum menschlichen Leben nöthig ist. Man sammelt daselbst viele Baumwolle, und das Zuckerrohr kommt auch ziemlich gut fort. Die Weinstöcke tragen zweymal, und die Ziegen werfen durchgehends 3 bis 4 Junge, und dieses öfters dreymal in einem Jahre. Auch hat man viele wilde Pferde, und ziemlich viele Esel daselbst, womit die Engländer zu Barbada und in ihren übrigen Pflanzörtern eine besondere Handlung treiben. Auch fängt man daselbst eine ungeheure Menge Schildkröten, welche, nachdem sie eingesalzen sind, nach den Colonien in America geschickt werden. Das Salz ist daselbst in grosser Menge, die Engländer beladen damit verschiedene Schiffe, und schiffen es nach Terra Nova. In diesen Inseln findet man eine Art Menschen, die eine dem Kupfer gleiche Farbe haben, welche aus der Vermischung der Weißen mit den Mohrinnen entstanden sind.

Von der Insel Madagascar.

Diese Insel ist wohl die allergröste in der bekannten Welt. Man rechnet ihre Breite, wo sie am grössesten ist, auf 120 Meilen, und ohngefähr 800 Meilen in ihrem Umfange. Ihre mittägliche Breite erstrecket sich von 12 Grad, 12 Minuten bis auf 25 Grad, 10 Minuten, welches denn 336 französische Meilen in die Länge beträgt. Die Portugiesen nennen sie die Insel St. Laurent, weil sie selbige an dem Festtage eben dieses Heiligen, im Jahre 1492 entdecket haben. Die übrigen Europäer aber nennen sie Madagascar, und ihre Einwohner Madecaste.

Die Reisebeschreiber, wie z. E. Flacourt und Rennefort, haben uns von dieser Insel, die nicht würklich anders bekannt ist, als nur durch einige Versuche, welche die Franzosen gemacht haben, sich auf ihren Küsten niederzulassen, nicht so wohl eine Geschichte, als vielmehr einen Roman geliefert. Mit mehrerer Gewißheit aber weiß man, daß dieses Land in verschiedene Provinzen eingetheilet wird, die auch von besondern Völkern regieret werden, die so wohl eine verschiedene Leibesfarbe, als andere Sitten haben, alle aber entweder dem Heidenthume, oder dem mahometanischen Aberglauben anhängen. Die Einwohner von Madagascar sind schwarz, ausgenommen eine kleine Anzahl derselben. Die Weißen stammen von den Arabern her, welche sich im Anfange des 15ten Jahrhunderts eines Theils dieses Landes bemächtigten. Wir wollen indessen doch versuchen, dasjenige zusammen zu nehmen, was die Religion,

Gesetze und Sitten dieser Insulaner erläutern kann.

Sie glauben einen höchsten Gott, welcher die Welt erschaffen hat, und sie erhält. Diesen ehren, fürchten sie, und reden jederzeit mit grosser Ehrfurcht von ihm. Der gedachten höchsten Gottheit opfern sie auch; so oft sie ihr aber ein Opfer bringen, so reichen sie das erste Stücke von demselben dem Teufel; von welchem sie glauben, daß er die Ursache alles Bösen sey, so wie Gott die Ursache alles Guten. Dieser aber wohnet in dem siebenden Himmel, Dian Manach hält ihn für den Pluto der Alten: Er ist der Gott des Reichthums, und das Gold ein Bild dieser Gottheit. Wenn sie also dieses Metall anrühren, so küssen sie es, und drehen es zu verschiedenenmalen über ihren Kopf mit vieler Hochachtung. Um aber Vergebung ihrer Sünde zu erlangen; so glauben sie, daß es genug sey, wenn sie nur ein Goldstück in ein Glas mit Wasser tauchen, und dieses Wasser hernach austrinken.

Ihr Glaube, in Betracht der Geister, ist ziemlich sonderbar. Denn sie glauben von ihnen, daß diese diejenigen Wesen seyn, welche den Himmel, die Sterne und Planeten regieren und sie bewegen. Einige von denselben haben also, ihrer Meynung nach, die Regierung über die Luft, andere über die Luftzeichen, andere über das Wasser, und wiederum andere über die Menschen. Auch glauben sie noch andere unsichtbare Geister, von eben der Art wie die vorhergehenden; die aber einen Leib annehmen, und sich sichtbar machen können, wenn sie es für gut befinden. Diese Geister von der andern Art sind

männlichen und weiblichen Geschlechts; sie vermischen sich also fleischlich mit einander, zeugen Kinder, und sterben: da sie denn nach ihrem Tode entweder Belohnung oder Strafen empfinden, nachdem sie entweder Gutes oder Böses gethan haben. Diese Wesen wissen auch künftige Dinge. Die dritte Art sind die Poltergeister, zu welchen alle Erscheinungen und Gespenster gehören. Ueberdieses behaupten sie in allem Ernste, daß sie auch vom Teufel besuchet werden, den sie Sacare nennen, und der ihnen unter der Gestalt eines feurigen Drachen erschiene. Zuweilen glauben sie von ihm ganzer 14 Tage geplagt zu seyn; da sie denn, um ihn entweder zu verjagen, oder sich wenigstens die Quaal zu erleichtern, einen Spieß ergreifen, anfangen zu tanzen, zu springen, und solche ausserordentliche Bewegungen zu machen, daß sie gar bald sinnenlos zur Erden fallen. Ihre Angehörigen, Freunde und Nachbarn versammeln sich alsdenn, und tanzen ebenfalls um sie her, welches denn von einer ganz besondern Kraft ist, ihnen ihre Quaal zu erleichtern.

Der Beweis, daß diese Leute, wie solches auch etliche Reisebeschreiber gemeldet, einige Kenntniß von den Büchern der Juden gehabt haben, ist dieser; daß man in ihren Unterredungen einige Spuhr in der Erkänntniß von dem Falle der ersten Eltern, dem irrdischen Paradiese und der Sündfluth entdeckt. „Der Teufel", sagen sie, "hat sieben Kinder gehabt, „welche auf dem Erdboden so viel böses gethan, daß „die Menschen Gott bathen, er möchte sie von dieser „gottlosen Brut erlösen. Der höchste Gott hat ihr „Gebet erhöret, die sieben Kinder des Teufels aber,

„erfans

„erfanden, als sie entwichen, die sieben Hauptsün„den, als den Diebstahl, die Unmäßigkeit, die Lügen, „Schwelgerey, Todschlag, Stolz und die Faulheit."

Die Einwohner von Madagascar haben auch gewisse Feste und Fasttäge. Wenn sie diese feyern wollen, so stehen sie ein wenig vor der Sonnen Aufgang von ihrem Lager auf, essen ein wenig Reiß, und erzählen einander wechselsweise, bis in die Mitte der Nacht, die löblichen Thaten ihrer Vorfahren. Alsdenn wird ein Opfer gebracht, und dieses ist gemeiniglich ein Ochse. Der, welcher dieses Opfer bey solchen Vorfalle verrichtet, muß das erste Stück davon abschneiden, und es mit den Worten bey Seite werfen: "Dieses soll der Teufel haben." Ein jedweder von den Anwesenden wird darauf mit dem Blute des Ochsen besprenget, welchen man alle Kinder aus der Gegend berühren lässet, weil dieses ein Bewahrungsmittel für alle Krankheit das ganze Jahr hindurch ist. Um Mitternacht, und nachdem man sich die Füsse gewaschen hat, so wird gegessen. Auch dürfen wir nicht zu erinnern unterlassen, daß das zweyte Stück, welches man von dem geopferten Thiere schneidet, dem lieben Gotte dargebothen, und zur linken Seite geworfen wird, da man hingegen das erste zur rechten Seite warf. Bevor nun noch ein jeder weggeht, so muß er einige Haare von dem Ochsen nehmen, und sich dieselben mit einigen unverständlichen Worten an dem Halse befestigen.

Uebrigens ist bekannt, daß die Einwohner dieser Insel dem lieben Gott auch eine gewisse Art des Trankopfers bringen, dem Teufel aber noch vorher, ehe sie das geringste Getränk in den Mund nehmen;

wenn sie aber sehen, daß sie eine gute Erndte zu hoffen haben, so bringen sie auch Dankopfer. So opfern sie z. E. in der Reiserndte eine schwarze Kuh, und werfen einen Theil dieses Opfers auf das Feld. Wenn an dem Tage dieses Opfers jemand den Tod verdient hätte, so würde man ihn nicht tödten, sondern ersäufen, weil es an demselben nicht erlaubt wäre, Menschenblut zu vergiessen. Der Opferpriester aber, welcher in der Gegend gewählet wird, muß sich zu diesem grossen Werke, das er vor hat, mit gewissen Gebetern vorbereiten, die er über dem Messer herbetet, womit er das Opfervieh schlachten will; dabey aber seine Augen beständig gen Himmel richten. Sie opfern auch für die Kranken, Wöchnerinnen, eben Verheyratheten und ihre verstorbenen Anverwandten. Wenn sie ihrem Lebensende nahe zu seyn glauben, so beten sie eine allgemeine Beichte für ihre Sünden überhaupt, lassen einen Ochsen opfern, und ertheilen hierauf ihren Angehörigen den Segen.

Diejenigen Wilden aber, welche den Teufel anbeten, und Gespenster glauben, müssen nothwendig sehr abergläubig seyn: denn diese setzen alle Kinder, welche an einem Dienstage, Donnerstage und Sonnabend im April oder Junius gebohren werden, nicht sowohl aus einem barbarischen Irrthume, sondern vielmehr Religionsgrunde, den 8 Tag des Monats oder wenigstens zu einer Stunde aus, welche ein böser Planet regieret.

In dem Monate May aber müssen in Gegenwart der Angehörigen und Freunde die Kinder beschnitten werden, für deren jegliches man einen Stier

schenkt

schenkt. Einige Tage vorher thut man sich was zu gute, den nächstvorhergehenden Tag aber hören alle Ergötzlichkeiten auf, und die Väter und Mütter dürfen nicht bey einander wohnen. Die Mütter bringen die Nacht in aller Stille in einer Lapa, oder Laubhütte zu, welche mit vielen Feyerlichkeiten einen Monath vor dem Beschneidungsfeste gemacht und eingeweyhet ist. Alle und jede Personen Männer oder Weiber, Knaben oder Mädgens, welche sich bewust sind, daß sie sich verunreiniget haben, entweder in der vorhergehenden Nacht, oder am vorhergehenden Tage, dürfen einem solchen Feste nicht beywohnen: denn dieses Volk bildet sich ein, daß die Entheiligung des Festes von solchen Personen den Tod der Beschnittenen nach sich ziehen, und das Blut der Vorhaut nicht würde gestillet werden können. Eben so wenig darf man bey diesem Feste ein rothes Kleidungsstück anziehen.

An dem Festtage so bald als die Sonnenstralen hervorbrechen, so gehen alle diejenigen, welche dem Feste mit beywohnen wollen, mit vieler Andacht zu einem Flusse, baden sich daselbst, wenden sich, wenn sie wieder aus dem Bade kommen, gegen die Sonne und beten dieselbe in einen gewissen Gebet an. Derjenige, welcher die Beschneidung verrichtet, hält hierauf an die ganze Versammlung eine Rede, worauf man denn, unter dem Schalle der Trommel und des Saitenspieles, sich in die Laubhütte begiebt. Der Beschneider hat um sich ein Gebund von weissen Baumwollenen Fäden, eine Scherpe, und eine andere um seinen linken Arme, auf welcher er das Messer abwischt, und sich den Kindern nahet. Ein

jeder Vater trägt das Seine auf dem Arme, und man nimmt eine Art des Umfanges in den Gegenden neben der Hütte vor, in welche man in die Thüre der Abendseite hinein, und aus der an der Morgenseite wieder heraus gehet. Man errichtet auch noch eine andere Hütte für die Ochsen, welche geopfert werden sollen, und mit allen vier Füssen zusammen gebunden, auf der Erde liegen. Jedes Kind wird einen Augenblick auf die Ochsen gesetzt, und muß mit seiner linken Hand, das rechte Horn eines dieser Opferthiere berühren. Endlich aber schneidet derjenige, welcher die Operation verrichtet, allen jungen Negern die Vorhaut weg, und der nächste Anverwandte dieser Kinder nimmt und verschlucket sie in dem Gelben von einem Ey. Die Vorhäute derer aber, welche keine Angehörigen haben, werden auf die Erde geworfen. Man schlachtet darauf einen Hahn für einen jeden Beschnittenen, und lässet dessen Blut, nebst dem Safte von einer Art Truffeln vermischet, auf den verstümmelten Theil tröpfeln. Die ganze Feyerlichkeit aber wird mit dem grossen Opfer des Ochsen beschlossen.

Wenn man dem Flacurt glaubt, so haben diese Insulaner einige verworrene Begriffe von dem Abraham, Mose, David und Jesu Christo, den sie den Sohn Gottes nennen, welcher von der Jungfrau Maria gebohren ist, der sie den Titel Romariana beylegen. Aus dieser Ursache beichten die Weiber, wenn sie in Kindesnöthen sind, einer Freundin, und empfehlen sich der heiligen Jungfrau, damit sie ihnen eine glückliche Entbindung wolle angedeyen lassen.

Wir haben aber bereits erinnert, daß man dem Flacurt nicht viel glauben dürfe.

Indessen ist es doch leichter zu glauben, daß die Madagascarier sehr sorgfältig den Tag und die Stunden beobachten und wählen, wenn sie das Holz hauen wollen, von welchem ein Wohnhauß gebauet werden, und wenn es gedeckt werden soll, abermal neue Feyerlichkeiten haben, es einzuweihen. Man muß nemlich einen glücklichen Zeitpunkt des Mondes und der Stunde dazu wählen. Diese Einweihung aber heissen sie Missavatfi: sie begleiten sie mit Opfern, Umgängen und Geschenken, welche die Anverwandten und Freunde dem neuen Besitzer machen, indem sie ihm alles Glück anwünschen. Uebrigens ist man darauf bedacht, wie man sich etwas dafür zu gute thun möge.

Die verschiedenen Völker, welche auf der Insel Madagascar, oder die wenigstens, welche den Europäern bekannt sind, haben die Vielweiberey unter sich eingeführet; und das besonderste ist dieses, daß das Nehmen mehrerer Weiber in ihrer Sprache so viel bedeutet, als Feinde machen: vermuthlich aus der Ursache, weil mehrere Weiber in einem Hause, und die alle gleiches Recht an einem Manne haben, einander nothwendig feind seyn müssen. Der bereits angeführte Flacurt giebt uns übrigens keinen sonderlichen Begrif, von der Klugheit der Weiber dieses Landes, indem er sagt: es giebt hier gar keine Mädgens, welche, ehe sie verheyrathet werden, nicht längst vorher mit jungen Männern zu thun gehabt hätten; und es würde sich auch keine unter ihnen entschließen, einen Mann zu nehmen, der um sie anhielte,

hielte, wo sie nicht zu verschiedenenmalen seine Kräfte versucht hätte, um aus diesen wiederholten Versuchen zu schließen, was sie in der Folge von ihm zu gewarten hätte. Wenn in diesem Lande ein Mann im Ehebruch ertappt wird, so legt man ihm eine seinem Vermögen verhältnißmäßige Geldstrafe auf, da er alsdenn frey ist. Diese Strafe aber dient ihm nur dazu, daß er sich ein andermal besser vorsieht, hängt ihm auch übrigens keinen Schandflecken an. Denn den Beyschlaf mit einem andern Manne zu theilen, ist eben so viel, als ein Raub: dieser aber ist alsdenn wieder ersetzt, so bald man die Geldstrafe erlegt hat. Mithin haben beyde Theile Ursache, miteinander zufrieden zu seyn, wenn der Ehebrecher an Gelde gestraft ist.

Die Kinder, welche von einer Frau gebohren werden, nachdem sie geschieden ist, gehören jederzeit dem ersten Manne; es wäre denn, daß sie ihm seinen Tacq, welches so viel heist, als dasjenige, was sie ihm gekostet hat, sie von ihren Eltern zu erhalten, wieder zurück schickte.

Die Priester dieser Insulaner führen den Namen Ombiasses, und in ihnen ist alles dasjenige vereiniget, was nur die Leichtgläubigkeit eines unwissenden und abergläubigen Volks zu hintergehen vermögend ist: denn sie sind Opferpriester, Aerzte, Zauberer und Astrologen. Sie machen die Talismanen, verkaufen ihren Mitbürgern kleine in arabischer Sprache geschriebene Zettels, welche wider Donner, Regen, Winde, im Kriege empfangene Wunden, und so gar den Tod selbst, gut seyn sollen. Andere heilen die, welche sie tragen, wider den Biß

und

und Gift der schädlichen Thiere: Auch giebt es welche, die Städte und Häuser für dem Feuer, Diebstahle und Raube bewahren. Diese Zettelchens, welche in kleine Beutels genähet werden, trägt man am Halse. Aus ihnen lösen die Pfaffen erstaunlich vieles Geld von dem verführten Volke, welches eigentlich keine andere Religion hat, als seinen abgeschmackten Aberglauben. Fällt einer in eine Krankheit oder Raserey, so läßt man gleich einen Ombiassen hohlen, welcher zu dem Grabe des verstorbenen Vaters des Kranken gehet, und dasselbe öfnet. Aus demselben ruft er den Geist des Verstorbenen heraus und bittet ihn, daß er doch seinem Sohne den Verstand wieder geben wolle. Hierauf kehrt er zu dem Kranken wieder zurück, setzt ihm seinen Bund auf den Kopf, verheißt ihm Gesundheit und ohne so lange zu warten, bis er wieder zu sich kommt, geht er wieder fort, läßt sich aber allerdings vorher seine Mühe bezahlen. Der aller abscheulichste Aberglaube aber, welchem sich diese Leute überlassen, ist die Gewohnheit, allemal die erste Geburt so wohl von ihren Kindern als Viehe, Gott und zugleich dem Teufel zu opfern. Bey diesen abscheulichen Gebrauche müssen wir anmerken, daß sie den Satan Diambilis aminnam habare, nennen, welches so viel heißt, der Herr Teufel und Gott. Die Ombiassen rechtfertigen diese abscheuliche Gewohnheit mit ihrer vorgegebenen Erkänntniß von der Geburt und dem künftigen Schicksal des Kindes, welches sie so gar schon von der Zeit an, als es kaum empfangen war, und aus ihren lügenhaften Prophezeyungen, die sie machen, indem sie ihm die Planeten gestellet, gewust haben. Indessen giebt es doch immer Eltern, welche weniger grausam sind, und, vermöge des Herkommens, ihre ausgesetzten Kinder unter der Hand etwan von einem Sclaven ernähren lassen. Auch andere, die sie wieder auf- und annehmen,

nur mit der Vorkehrung, daß sie an deren statt einen Hahn oder ein anderes Thier zur Versöhnung opfern. Ferner ist nöthig, daß man diese unschuldigen Kinder vorher einige Stunden in ein Hünerhaus einsperret, damit sie von der bösen Constellation oder dem widrigen Schicksale gereiniget werden, welches sie beherrschet, oder auch von dem übeln Einflusse ihres Unsterns. Macht man diese Vorkehrungen nicht, so wird das Kind boshaft, gottloß, ein Dieb und Mörder seiner Anverwandten.

Wenn einer von diesen Insulanern gestorben ist, so wäschet man seinen Leib, ziehet ihm seine besten Kleider an, und alles das, was er an Halsbändern von Korallen, Goldplatten und andern Zierrathen kostbares hatte. Ueber dieses macht man ihm sieben Schurze, damit er dieselben auf seiner angetretenen Reise öfters umwechseln könne. Die in eine Matte gewickelte Leiche aber wird zwischen zwey Lichtern in eine Kammer gelegt; da denn die Angehörigen und Freunde um sie herum treten und sie beweinen; die verehlichten und unverehlichten Weiber fangen darauf bey einer Music einen ernsthaften Tanz an, den sie öfters unterbrechen, um ein recht lautes Klaggeschrey anzuheben; andere gewisse Personen aber sind darzu bestimmet, daß sie dem Verstorbenen die Leichenreden halten müssen. Bey herannahender Nacht opfert man alsdenn einige Ochsen. Den Tag darauf legt man die Leiche in einen Sarg, der aus zween Baumstämmen bestehet, die ausgehöhlet, und zusammengefugt sind. Endlich trägt man die Leiche in ein Haus, welches von Zimmerholze gebauet ist; in demselben macht man ein Grab 6 Fuß tief, und legt in dasselbe den Todten mit allen seinen Schätzen und Lebensmitteln. Die Thüre dieses Todtenhauses wird darauf dichte wieder zu gemacht; und damit dieser Ort nicht entweihet werden möge, so verbirgt

man

man den Eingang mit einem Steine, welcher ohngefehr wenigstens 15 Fuß hoch und breit ist. Alsdenn aber wird das grosse Todtenopfer veranstaltet, worzu denn drey Opferthiere erfordert werden, eins vor den Teufel, das andere vor Gott, und das dritte vor den Verstorbenen. Einige Zeitlang schicken die Angehörigen täglich dem Verstorbenen einige Portionen Speise. Werden nun die Pfaffen durch einige Vorfälle genöthiget, den Geist des Verstorbenen um Rath zu fragen, so dürfen sie deswegen den Stein nicht wegnehmen, und die Thür des Todtenhauses öfnen, sondern der Pfaffe darf nur eine Oefnung durch den Verschlag machen, und durch dieses Loch den Geist heraus ruffen, welchem er alsdenn seine Zweifel vorträgt, und die Antwort drauf von ihm erhält; da er denn aber bey einer jeden Frage ihn einen Freund Gottes nennen muß. Stirbt aber ein Madagascarier ausserhalb Landes; so schneidet man ihm den Kopf ab, und bringet denselben an seinen Geburtsort; sein Leib aber wird an eben dem Orte begraben, wo er gestorben ist.

Die Ombiassen oder Pfaffen erkennen ein höchstes Wesen. Diejenigen aber, welche zu der Priesterwürde gelangen wollen, müssen gewisse öffentliche Schulen besuchen, wo die Aeltesten von diesem Orden, welche in der Betrügerey, wovon sie Profeßion machen, am besten unterwiesen sind, das Lehramt führen. Woraus man aber noch mehr urtheilen kann, daß die Wissenschaft dieser Leute in Betrügerey bestehet, ist die Sorgfalt, die sie angewendet haben, das unvernünftige Volk zu überreden, daß sie beständig einen gewissen Geist zu ihrem Umgange bey sich hätten, welcher in der Sprache des Landes Aulis genennet wird. Diese Aulis tragen sie in einer kleinen Schachtel oder Kapsel; deren einige von Holze sind und eine menschliche Gestalt haben. Diese fragen sie ganz

öffent-

öffentlich zu verschiedenenmalen des Tages um Rath; und es scheinet zuweilen, als ob sie sich mit ihnen zankten. Die gewöhnlichste Art aber ihre Meynung zu erhalten, ist die, daß sie sich neben ihnen niederlegen und in einen recht tiefen Schlaf gerathen, und alsdenn alles dasjenige für die Antwort halten, was ihnen im Schlafe geträumet hat.

Diese Insulaner haben auch Poeten unter sich, welche nicht nur die Thaten ihrer Kriegshelden besingen, sondern sich auch zuweilen bis zum verliebten Versmachen herunter lassen. Man sagt, daß ihre Poesie nach Art der Morgenländischen, ernsthaft und sinnreich seyn soll. Auch sind unter ihnen die Eidschwüre eingeführet. Wenn sie aber von der Wahrheit der Worte eines ihrer Landsleute überführt seyn wollen, so geben sie ihm Ochsen- oder Kuhleber zu fressen, und besprengen ihn zu verschiedenenmalen, während dem Eidschwure, mit Wasser. Diejenigen aber, welche im Verdachte sind, als ob sie einen Mord, oder Diebstahl, oder ein anderes hartes Verbrechen begangen hätten, müssen die Probe mit dem glühenden Eisen ausstehen: Wird nun die Zunge des Beklagten nicht verbrannt, nachdem er dieselbe siebenmal nach einander daran gehalten hat, so wird er, wie man uns versichert, für unschuldig erkläret. Bey gewissen Vorfällen läßt man ihn auch wohl ein Stück Ochsenleber mit einem gewissen Kraute verschlucken, welches ein heftiges Gift seyn soll; oder er muß einen Stein unten von dem Boden eines Topfes herausnehmen, der mit siedendem Wasser angefüllet ist. Es sind aber alle diese Proben entweder Taschenspielereyen, oder die Schriftsteller haben sich geirret und geglaubt, daß diese verschiedenen Arten der Marter weiter nichts wären, als bloße Proben, wodurch man das Geständniß eines Verbrechens heraus zu bekommen suchte.

In dem Kriegswesen können dergleichen unwis-

sende Völker, als wir uns die Madagascarier vorstellen, wohl eben keine sonderliche Kriegswissenschaft erlanget haben. Mithin bestehen alle ihre Feldzüge nur in bloßen Scharmützeln, Ueberfällen, und daß sie einander in versteckten Oertern zu belauern suchen: daher ist es nicht sowohl eine Armee, welche ins Feld rückt, ihren Feind zu schlagen, als Räuberbanden, die in dem Lande umherstreifen, es zu berauben und zu verwüsten. Alle diese Partheyen aber tragen, ausser ihren Waffen jederzeit noch eine starke Anzahl von Talismannen bey sich, welche die Kraft haben, diejenigen für Verwundungen zu bewahren, die sie bey sich führen. Der gemeine Soldat aber ist so zu sagen ganz und gar mit an dem Hals gehängten Arzeneyen, die eine verborgene Würkung haben sollen, gleichsam bedeckt; nichts destoweniger fällt er zu den Füssen seines Cammeraden, todt zur Erden, wenn er allen Gefährlichkeiten Trotz bietet, indem er von der Aechtigkeit der seinigen sattsam überführet ist. Dieser aber wenn er tödtlich verwundet wird, und nicht ein Opfer der Betrügerey seiner Pfaffen seyn will, schreibt die Ursache seines Todes niemals der Unwirksamkeit der Talismannen zu.

Nachdem man sich geschlagen hat, welches denn gemeiniglich mit gleichem Glücke zu geschehen pfleget, und die Partheyen des Krieges überdrüßig sind, so thun sie einander Friedensvorschläge. Sie versammeln sich demnach mit ihren Waffen auf dem Ufer eines Flusses, jeder Theil schlachtet einen Stier und schicket dem andern ein Stück von der Leber desselben zu. Diese Leber aber wird in Gegenwart der Gesandten beyder Nationen mit den Worten gegessen: "Unsere Gegner sollen von der genossenen Leber bersten, "wenn sie demjenigen nicht nachkommen, was sie versprochen haben." Zwingt aber die eine Parthey die andere zum Frieden, so muß der überwundene Theil die Leber alleine essen: und auch zugleich dem Ueber-

winder die vorerwehnte Versicherung von seiner Treue geben.

So lange übrigens die Männer im Begriffe sind, Krieg zuführen, so dürfen die in den Häusern zurück gebliebenen Weiber Tag und Nacht nicht aufhören zu tanzen, weil dieses das einzige Mittel ist, die Kräfte der Krieger zu verdoppeln. Man will uns auch versichern, daß diese ausschweifenden Weiber vor und so gar in ihrem Ehestande, ganz ausserordentlich gewissenhaft sind, so lange nemlich ihre Männer im Felde stehen: welchen Betragen sie aber zur Zeit des Friedens nicht nachkommen.

Bevor wir diesen Artickel schliesen, so müssen wir noch eine Vorstellung von der besondern Art beybringen, nach welcher sich diese Wilden mit einander verbinden. Wenn sie eine solche Verbindung mit einander errichten wollen, so schlachtet einer von diesen Insulanern ein gemästet Stück Vieh, und theilt es in eben so viele Stücken, als er vertheilen will. Alle diejenigen nun, welche ein Stück von dem Fleische dieses Thieres empfangen haben, sind gehalten, nach dem Verlauf des Jahres, dem Herrn des unter sie vertheilten Thieres, ein Kalb zu schenken.

Von der Insel Socotora.

Man glaubt daß die Insel Socotera oder Socotora die Insel Dioscorida des Plinius und Ptolomäus ist. Sie liegt zwischen dem glückseligen Arabien und Africa, der beyden Vorgebürge Fartach und Gartafui gegen Mittag ohngefähr 20 Meilen von dem festen Lande desselben. Sie gehöret dem Könige von Fartach, welcher sie durch einen Statthalter regieren läßt. Ihre Lage ist unter dem 73sten Grade der Länge, und 12ten Grade und 30 Minuten der Breite.

Die

Die Einwohner dieser Insel sind Beduinea, Nachfolger und Nachahmer der Troglodyten, welche, wie diese, in Höhlen und Löchern der Felsen wohnen. Einige Schriftsteller wollen sie für St. Thomas-Christen halten, weil sie einige Hochachtung für das Kreutz zu haben scheinen, und man dergleichen auf ihren Altären merkt; Dapper aber, welcher sie genauer beschreibt, sagt ausdrücklich, daß sie von Jesu Christo und dessen Religion gar keine Erkänntniß hätten.

So viel ist indessen nicht zu läugnen, daß die Religion dieser Insulaner eine abscheuliche Vermischung, von der christlichen, mahometanischen und heydnischen ist; bis hieher aber hat man noch nicht entdecken können, aus welchen Quellen sie diese theologischen Begriffe geschöpfet haben. Man weiß, daß sie den Mond anbeten, und ihn für den Schöpfer aller Creaturen halten. Wenn sie daher um eine gesegnete Erndte bitten wollen, so wenden sie sich an diesen Planeten; und wenn sie etwas unternehmen wollen, so kann dieses nicht anders glücklich gehen, als wenn ihnen der Mond seinen gnädigen Einfluß angedeyen lässet.

Haben sie ganz und gar kein Wasser, welches sich denn in dieser sehr heissen Gegend mehr denn zu oft zuträgt, so nehmen sie einen von ihnen, den sie an einem gewissen Orte mit einem Walle einschließen, aus welchem er bey Lebensstrafe nicht herausgehen darf. Dieser Mensch ist verbunden in dieser seiner Gefangenschaft, den Mond um einen reichlichen Regen anzurufen. Ist nun die Dürre um diese Zeit zu Ende, und das Gebet des Gefangenen erhöret, so wird derselbe mit vielen Geschenken und Ehren überhäufet; wo aber nicht, so versichert man, daß er seine beyden Hände verliehre.

Diese Beduinea beobachten ihre Fasten sehr strenge, und opfern während demselben zuweilen

wohl 100 Böcke oder Ziegen. Man sagt, (denn dieses Ausdruckes müssen wir uns beständig bey diesem ganzen Artickel bedienen) daß sie vor dem Christfeste 60 Tage fasten, und während dieser langen Enthaltung von Speisen und Getränken, keine Milch, Butter, Fische und Fleisch genießen; übertrit aber einer dieses Fastengesetz zum erstenmale, so werden ihm die beyden ersten Finger der rechten Hand abgehauen, das anderemal die ganze Hand, und das drittemal, der ganze Arm.

Die Tempel dieses Volks führen den Namen Mosquamos: sie sind klein, niedrig und man geht durch drey niedrige und enge Thüren hincin. Eine jede dieser Capellen hat eine Art von Altare, worauf ein Kreutz stehet, nebst einigen Lilienstäben mit ihrer Blüthe, welche ebenfalls die Gestalt eines Kreutzes vorstellen. Ein Priester, welchen sie Hodamo nennen, ist der Diener einer solchen Capelle, und sein Amt dauert ein Jahr. Zum Zeichen seiner priesterlichen Würde trägt er einen Stab und ein Kreutz, welches er, bey Strafe, die Hand zu verliehren, niemanden anrühren lassen darf. Wenn der Mond auf- und untergehet, so versammlet sich das Volk in gedachten Bethäusern, diesen Planeten anzubeten. Die vornehmsten Ceremonien, welche alsdenn beobachtet werden, bestehen darinnen, daß sie mit einem etwas kurzen Stabe eine gewisse Anzahl von Schlägen auf einen längern thun; alsdenn aber dreymal um die Capelle gehen, bey einen jeden Umgange aber sich dreymal umdrehen. Während dieser götzendienstlichen Uebung, verbrennt man in einem Feuerbecken, welches an drey eisernen Ketten über einem grossen Feuer hänget, wohlriechendes Holz. Der Hodamo, oder Pfaffe aber, räuchert den Altar dreymal, und die Thüren des Tempels eben so oft, indem er den Mond anbetet, und ihm Gelübde thut, sowohl in- als ausser demselben. Von dem Anfange

dieser

dieser götzendienstlichen Uebung bis zu dem Ende derselben, brennet auf dem Altare beständig ein Licht von Butter. Es kan aber von nichts anders als von Butter gemacht seyn, und aus dieser Ursache hat man ohne Zweifel jederzeit ein Gefäß voll in dem Tempel davon; denn der Gebrauch aller übrigen Fettigkeit ist verboten. Diese Butter wird auch darzu gebraucht, das Kreutz und die Stäbe damit zu bestreichen, von welchen wir vorhero gesagt haben.

Sie haben auch gewisse Tage im Jahre, da sie geistliche Umgänge halten. Bey einem solchen Umgange kostet es demjenigen zween Finger an der Hand, welcher die Ehre hat, daß er darzu erwählet wird, den grössesten geweyheten Stab bey demselben zu tragen. Nachdem man ihm aber die Finger abgehauen, so hat er dahingegen den Vortheil, daß man ihm einen kleinern Stab dafür giebt, welcher, vermittelst gewisser darauf gemachten Zeichen, ihm zu einem Schutze wider alle Anfälle dienet; der besondern Ehre nicht zu gedenken, die ihm dieser Stab macht, und des Geruches der Heiligkeit, den ihm diese Ehre erwirbt, daß er bey der Procession den grossen geheiligten Stab getragen hat.

Nachdem wir dasjenige zusammen getragen haben, welches wir unter dem lächerlichen götzendienstlichen Gebräuchen dieses Volks noch so als das erträglichste erachten; so müssen wir noch was von ihren Sitten beybringen, dabey aber den Leser bitten, daß er demjenigen, was wir ihm erzählen wollen, nicht mehr Glauben beymessen wolle, als wir denjenigen Reisebeschreibern angedeyen lassen, die uns dergleichen Dinge erzählen.

Ein Einwohner dieser Insel Socotora darf hier eben so wohl, als in denjenigen Ländern, die wir nach und nach im vorhergehenden durchgegangen haben, so viele Weiber nehmen, als er ernähren kann: nimmt er aber deren mehrere, so kann er sie auch eben so leicht wieder los werden. Zuweilen vertauscht er auch eine

Frau gegen die andere, und zwar nur auf eine gewisse Zeit.

Unter den besondern Gebräuchen dieses wilden Volks ist nichts merkwürdiger, als die Art, nach welcher die Väter ihre Kinder andern zubringen. Denn weil ein bloßer thierischer Trieb den Ehestand bey ihnen veranlasset, von welchen das Kinderzeugen eine nothwendige Folge ist; so bringen sie einen Nachbarn diejenige Frucht, welche daraus gebohren werden soll, nachdem sie ihrem Triebe ein Genüge geleistet haben. Zufolge dieses muß der Vater, welcher diesen Entschluß veranlasset hat, in seiner Hütte ein grosses Feuer anmachen, und auf dasselbe beständig grünes Holz werfen, damit ein recht dicker Rauch entstehe. Alsdenn gehet er aus seinem Loche und schreyet aus allen Kräften, daß das Kind, welches seine Frau vor kurzem empfangen hat, diesen oder jenen von seinen Nachbarn zugehören müsse. Kraft dieser Feyerlichkeit nun ist jener verbunden, dieses Kind als das seinige zu erziehen. Und eben so auch alle diejenigen, welchen man auf eben die Art ein solches Geschäfte angedeyen lässet. Ein jeder aber hat dabey die Ausflucht, daß er seinen Freunden eben dergleichen Merkmale seiner Freygebigkeit angedeyen lassen kann. Diese angenommenen Kinder heißen Feuer- oder Rauchkinder.

Die Einwohner von Socotora machen übrigens keinen Unterscheid unter einem Menschen, der würklich todt ist, und einem, der in den letzten Zügen liegt. Zufolge dieser Meynung bringen sie diejenigen sogleich zu Grabe, welche mit dem Tode zu ringen beginnen. Die Kinder erweisen ihrem Vater diesen grausamen Dienst, und sie wissen, daß sie dermaleinst von ihren Kindern eben so behandelt werden. Aus dieser Ursache sind sie ganz ruhig, wenn ihr Ende herannahet. Sie versammeln alle Angehörigen um sich, und nachdem sie sie beschworen haben, von der Religion ihrer Vorfahren nicht abzuweichen, allen Umgang mit den Fremden

den zu vermeiden, vornehmlich aber die Rache an ihren Feinden, nicht zu vergessen; so geben sie ihnen endlich den Befehl, sie noch halblebendig zu begraben. Zuweilen hinterlassen diese Sterbenden ihren Nachkommen weiter nichts zu ihren Erbtheile, als ein Register ihrer Feinde, unter umständlicher Beschreibung derjenigen Beleidigungen, welche sie zu rächen haben. Bey solchen Grundsätzen darf man aber wohl nicht zweifeln, daß diese Insulaner so herzhaft sind, sich des Lebens zu berauben, wenn es ihnen zu einer so grossen Last ist, sie krank, unglücklich sind, und noch darzu verfolgt werden.

Man sagt, daß sie die Beschneidung seit undenklichen Zeiten schon gehabt; daß sie aber ganz und gar nicht wüßten, was diese Gewohnheit für einen Ursprung hätte. Ein Mann unter ihren Volke aber, der nicht beschnitten wäre, würde die Finger seiner Hand verliehren, wenn man ihn entdeckte; ja eine Ehefrau würde es sich bey einer solchen Gelegenheit für eine Pflicht halten, ihren Mann anzugeben; weil ein jeder Unbeschnittener aus ihren Tempeln verbannet ist.

Uebrigens sind Pfaffen die Richter unter diesem Volke. Wird einem Diebe nachgesetzt, so entgeht er der Strafe, wenn er so glücklich ist, in einen Tempel zu flüchten, und daselbst von einem in Schutz genommen wird, der sich daselbst ohne Namen befindet, und ihm statt eines Beschützers oder Pathen dienet: stellt sich aber niemand dar, welcher ihm diesen Dienst erweisen will, so bringt man ihn aus dem Tempel heraus und haut ihm die Hand ab.

Die grösseste unter diesem wilden Volke übliche Höflichkeit bestehet darinnen, daß man dem die Schulter küsset, welchen man grüsset. Uebrigens sind sie groß, stark vom Leibe, faul, träge, unmäßig und ganz ungemein mißtrauisch. Ihre gewöhnliche Nahrung ist Milch, Butter, Datteln, Fische, und das Fleisch von ihrem Viehe. Sie gehen mehrentheils nackend,

oder bedecken sich den Leib nur mit gewissen Mänteln, die mit einer Kappe versehen, und von Ziegenhaaren gemacht sind. Wenn sie des Tages frühe mit ihren Weibern, Kindern und Viehe ausgehen, so irren sie zwischen den Feldern umher, und bleiben da liegen, wo sie die Nacht überfällt. Auf den arabischen Küsten treiben sie einige Handlung, und kommen, wie man versichert, zuweilen bis nach Goa, wo sie eine grosse Menge Datteln, Drachenblut, Aloe, Räucherwerk, Bernstein, und schöne von Palmenblättern gemachte Watten hinbringen. In der Gegend, die sie bewohnen, ist es jederzeit sehr heiß, und von den Sonnenstrahlen erhitzt; der Thau aber, welcher in der Nacht häufig fällt, macht, daß man die Hitze nicht so sehr empfindet.

Von der Insel Bissao.

Bissao ist die vornehmste unter den Inseln, welche auf dem indischen Meere liegen, und deren jegliche von einem Oberhaupte regieret wird, welches eine unumschränkte Gewalt hat. Alle diese sogenannten Monarchen hängen keiner von den andern ab, sondern führen zuweilen Kriege mit einander. Sie vereinigen sich aber, so bald sie mit den Einwohnern auf dem festen Lande, Biafaras genannt, zu streiten haben: diese sind ihre alten Feinde, die sie aus Bulam vertrieben haben, welche eine von den bisagischen Inseln ist.

Die Negern dieser Insel sind grosse und starke Leute, ob sie sich gleich nur von Fischen, Muscheln, Oele und Palmnüssen nähren, und den Reis, das türkische Korn, und ihre Hülsenfrüchte lieber den Europäern verkaufen, als sie selbst verzehren. Ihre Fahrzeuge sind ziemlich groß, so, daß 25 bis 30 Personen, nebst ihren Lebensmitteln und Waffen, die in einem Bogen und Säbel bestehen, darinnen Raum haben.

Der

Der Umfang der Insel Bissao beträgt ohngefähr 35 bis 40 Meilen. Ihre Aussicht in das Meer ist desto angenehmer, weil sie gegen der Mitte zu immer nach und nach höher ist, wo man verschiedene Anhöhen antrift, die nicht so wohl Berge als Hügel genennet werden können, und zwischen welchen sich Thäler und Quellen befinden, die so stark sind, daß Flüsse daraus werden, die sich zuletzt in das Meer ergiesen, nachdem sie alle Theile und Gegenden der Insel fruchtbar gemacht haben. Der Boden aber ist so fruchtbar, daß man den Reis und das türkische Korn für Gebüsche ansiehet, wenn es noch auf dem Felde stehet. Ochsen und Kühe sind von einer ganz ausnehmenden Grösse: Es giebt auch daselbst viele Ziegen; Schaafe und Pferde aber gar nicht. Man sagt auch, daß diese letzten so gleich stürben, so bald sie nur die Kräuter auf der Weide des Landes gefressen hätten. Die Einwohner leben in Hütten zerstreuet, und es sind deren nur sehr wenige, die sich in so ferne zusammen gesellt haben, daß sie ein mittelmäßiges Dorf ausmachen könnten. Ueberhaupt giebt es daselbst gar keine solche Anzahl von Hütten, woraus man eine ordentliche und beständige Wohnung schliessen könnte. Wo nicht die Biafaras in dieser Insel so öftere Einfälle thäten, und so viele Einwohner derselben mit sich wegführeten, so müßte dieselbe ganz ausserordentlich volkreich seyn.

Diese Wilden sind Heiden, und beten Götzenbilder an; von der Religion aber haben sie so verworrene Begriffe, daß man sich ohnmöglich daraus finden kann. Vornehmlich beten sie Hölzer und Bäume an, insbesondere aber einen Götzen, den sie China nennen; von dessen Eigenschaften und Ursprung aber sie nichts zu sagen wissen. Uebrigens macht sich ein jeder eine Gottheit, so wie sie ihm seine Einbildungskraft vorstellet. Sie opfern daher denen Wäldern, Hunde, Hähne und gemästete Ochsen, welche sie mit vieler

Sorfalt vorher abwaschen, bevor sie sie zu Opfern gebrauchen. Wenn sie ihnen die Hälse abgeschnitten haben, so befeuchten sie die Zweige und Wurzeln mit dem Blute der geopferten Thiere: alsdenn schneiden sie selbige in Stücken, theilen diese unter die Umstehenden aus, und der Gottheit bleibt alsdenn weiter nichts übrig, als die Hörner, die man an dem Baume befestiget, und sie so lange sitzen lässet, bis sie von selbsten herunter fallen.

Uebrigens sagt man nicht, daß diese Völker jemals unter sich verderbliche bürgerliche Kriege geführet hätten: welches denn ein Beweis ist, der ihrer Menschlichkeit, und dem Oberhaupte, dem sie gehorchen, viel Ehre macht. Was also ein Friedensschluß heißt, ist ihnen unbekannt, und ihr Wort hinreichend, mit ihren Feinden Frieden zu machen, die sie alsdenn nicht mehr angreifen, wenn sie nicht gezwungen werden, sich wegen einer neuen Beleidigung zu rächen.

Wenn sich der Kayser, denn diesen Titel führt das Oberhaupt in Bissao, entschliesset, seine Nachbarn mit Kriege zu überziehen, so lässet er die Bonbalon, welches eine gewisse Glocke ist, läuten, und hierdurch werden alle seine Officiers und Soldaten versammelt. Ueberdieses sind 30 Fahrzeuge bereit, die kleine Armee überzuschiffen, und nachdem er die Götter um Rath gefraget, und ihnen geopfert hat; so wird der vorgehabte Feldzug eröfnet. Man ländet in der Nacht an, setzt die Truppen ans Land, plündert einige Wohnungen, und geht bey anbrechenden Tage wieder zu Schiffe. In unserm Europa würde man dergleichen Einfälle und Art Krieg zu führen, für unanständig halten, und dergleichen Truppen wie Spitzbuben behandeln. Die Hälfte von der Beute gehört dem Kayser, der Rest aber wird unter die Ueberwinder getheilet. Die Sclaven werden unter die Europäer vertheilet. Die Soldaten streifen durch alle Gegenden der Insel, und machen sich eine Ehre aus dem Aufweisen der empfange-

nen Wunden. Diejenigen aber, welche im Streit geblieben sind, werden mit grosser Pracht, Singen und Tanzen, und unter dem Schalle der Trommel, begraben; die Weiber aber begehen dergleichen Leichenbegängnisse mit den allergrösten Ausschweifungen.

Der Kayser von Bissao ist ein unumschränkter Herr. Er hat einen besondern Kunstgrif erfunden, sich zu bereichern, welcher darinnen bestehet, daß er sich diejenigen Schenkungen gefallen lässet, da ihm ein Neger die Hütte seines Nachbarn verehret. Diese nimmt der Kayser so gleich in Besitz, und der rechtmäßige Besitzer muß sie entweder wieder lösen, oder sich eine andere bauen. Auf diese Art kan sich ein Wilder gar sehr bequem rächen: denn seine Rache wird jederzeit zum besten des Kayserś geübt, welcher öfters zwey Häuser in einem Tage erlangt.

Wenn der Kayser einem vornehmen Fremden Audienz giebt, so trägt er ein Kleid, welches ihm ein Europäer geschenket hat, auf dem Kopfe aber einen Bund, von rothen Tuche, welcher die Gestalt eines Zuckerhutes hat, und unten mit einer doppelten Reihe von hanfenen Schnüren gemacht ist. Diese Einfassung mit Schnüren ist ein Merkmal seiner unumschränkten Gewalt über seine Unterthanen. Viere seiner Weiber sitzen zu seinen Füssen, die Herren seines Hofes aber stehen in einer Entfernung in einem Kreise aufrecht. Hinter ihm sind die Musicanten, welche ein Justrument blasen, das mit einer deutschen Flöte viel Aehnlichkeit hat.

Wenn eine wichtige Sache berathschlaget wird, so fragt der Kayser seine Schutzgötter um Rath. Alsdenn begiebt er sich mit seinem Gefolge unter einen grossen Baum, wo seine Götzenbilder mit einem Priester sind: Denn wie soll man einen solchen Diener anders nennen, welcher seinem Monarchen den Deckel von einer Flasche darreichet, der mit Palmweine angefüllet ist; mit demselben die Zweige und den untern Stamm des

Baumes

Baumes befeuchtet, einen Ochsen opfert, dessen Blut aus einander sprenget, und endlich ausspricht seine Götter haben ihn eingegeben, diese oder jene Parthey zu ergreifen.

Wenn ein Kayser in Bissao ehedem starb, so büßten seine Weiber und Sclaven ebenfalls das Leben ein, damit sie ihm auch in jenem Leben zu Dienste seyn möchten; heut zu Tage aber ist diese abscheuliche Gewohnheit eingestellet.

Die Negern betrachten die Weissen als Meergötter; und wenn ein europäisches Schif auf ihren Küsten anlanget, so schlachtet einer von ihnen vorher auf dem Verdecke einen Hahn, und macht mit dessen Blute auf dem Fuße des Schiffhauptmannes ein Zeichen, ehe man sich noch in den geringsten Handel mit ihnen einläßt; auf eben die Weise verfährt er auch mit dem Mastbaume und der Pompe. Von diesem besondern Verfahren geben sie zur Ursache an, daß der Mastbaum eine Gottheit sey, welche das Schiff in Bewegung setzt, die Pompe aber ein Wunder, weil sie machte, daß das Wasser in die Höhe stiege, da es doch sonst natürlicher Weise herunter fiel.

Ende des vierten Bandes.

Innhalt

Innhalt

der

in diesem vierten Bande enthaltenen

Hauptstücken.

Von Egypten.

Hauptstück 1.

Geographische Beschreibung von Egypten. S. 3
Von Memphis. 7
Von Cairo. 8
" den Pyramiden. 11
" dem See Möris. 15
" " Labyrinthe. 18
H. 2. Kurze Geschichte von Egypten. 20
H. 3. Fortsetzung der kurzen Geschichte von Egypten. 28
H. 4. Fortsetzung der kurzen Geschichte von Egypten. 40
H. 5. Fortsetzung der kurzen Geschichte von Egypten. 55.
H. 6. Religion der alten Egyptier. 71
H. 7. Von den Priestern. 74
H. 8. Von dem Osiris und der Isis. 79
H. 9. Von den Anubis, Serapis, Canope, dem Ochsen Apis, und andern egyptischen Gottheiten
Anubis. 87
Serapis. 88
Canope. 92

der

Innhalt.

der Ochse Apis. 93
Nilfluß. 97
H. 10. Von der Regierungsform, den Gesetzen, Sitten und Gewohnheiten der alten Egyptier. 100
H. 11. Von der Balsamirung der todten Körper und Leichenbegängnisse der Egyptier. 111
H. 12. Von den heutigen Sitten und Gewohnheiten der Egyptier. 113
H. 13. Von den Cophten. 117
H. 14. ⸗ ⸗ Nilflusse. 127
H. 15. ⸗ ⸗ Thieren, Vögeln, der Handlung, und dem, was Egypten hervorbringet. 135

Von der Barbarey.

H. 1. Geographische Beschreibung der Barbarey. 151
H. 2. Von Tripolis. 154
H. 3. ⸗ Carthago. 161
H. 4. ⸗ Tunis. 170
H. 5. ⸗ Algier und 179
H. 6. ⸗ dem Kayserthume Marocco. 190

Von Guinea.

H. 1. Geographische Beschreibung von Guinea. 208
H. 2. Von den Jalofs. 210
H. 3. ⸗ ⸗ Fulis und 220
H. 4. ⸗ ⸗ Madingos. 224
H. 5. ⸗ der Religion der Negern um dem Gambra und Senegal. 227
H. 6. ⸗ den Hochzeiten, Leichenbegängnissen und Gewohnheiten der Völker um den Senegal und Gambra. 239

H. 7.

Innhalt.

§. 7. Von den Jßinern. 246
§. 8. 〃 〃 Negern auf der güldenen Küste. 268
§. 9. Religion der Negern auf der güldenen Küste. 290
§. 10. Regierungsform der Negern. 295
§. 11. Anmerkungen über die Negern des Königreichs Juida. 306
§. 12. 〃 〃 über das Königreich Ardra. 335
§. 13. 〃 〃 〃 〃 〃 〃 Benin. 340
§. 14. 〃 〃 〃 〃 〃 〃 Loango. 354
§. 15. Von dem Königreiche Congo. 370
§. 16. Anmerkungen über das Königreich Angola. 386
§. 17. Von dem Götzendienste der Völker in Congo und Angola, wie auch der Einführung der christlichen Religion in diesen Königreichen. 393
§. 18. Von den Anzikos und Jaggas. 396
§. 19. 〃 dem Kayserthume Monomotapa, und den benachbarten Staaten. 406
§. 20. 〃 Ethiopien. 419
§. 21. 〃 der Küste Zanguebar. 432

Von den Hottentotten.

§. 1. Geographische Beschreibung des Landes der Hottentotten. 441
§. 2. Kurze Geschichte der Holländer, seit dem sie sich auf dem Vorgebürge der guten Hofnung niedergelassen haben. 448
§. 3. Religion der Hottentotten. 454
§. 4. Regierungsform 〃 〃 460
§. 5. Hochzeiten und Leichenbegängnisse 〃 〃 465
§. 6. Von den Kriegen, Beschäftigungen, der Handlunge, Sitten und Gewohnheiten 〃 〃 477

Von

Innhalt.

Von den africanischen Inseln.

Von den Canarischen Inseln. 495
" der Insel Teneriffa. 498
" " Insel Fero oder Fer. 509
" den Inseln Lancerota und Fuerte-Ventura. 509
" der Insel Madera. 510
" den Inseln Capoverdo. 514
" der Insel Madagascar. 516
" " " Socotora und 530
" " " Bissao. 536

Ende des Innhalts.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Contant d'Orville, André Guillaume, 1730-1800

Geschichte der verschiedenen Völcker des Erdbodens, deren gottesdienstliche und bürgerliche Gebräuche, Ursprung der Religionen, Gesten, Aberglauben, Sitten und Gewohnheiten enthaltend nebst einer genauen geographischen Beschreibung der Kaiserthümer, Königreiche und
Bd.: 4

Hof und Leipzig (1776)

Geo.u. 98-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10429146-9
VD18 80528430-001